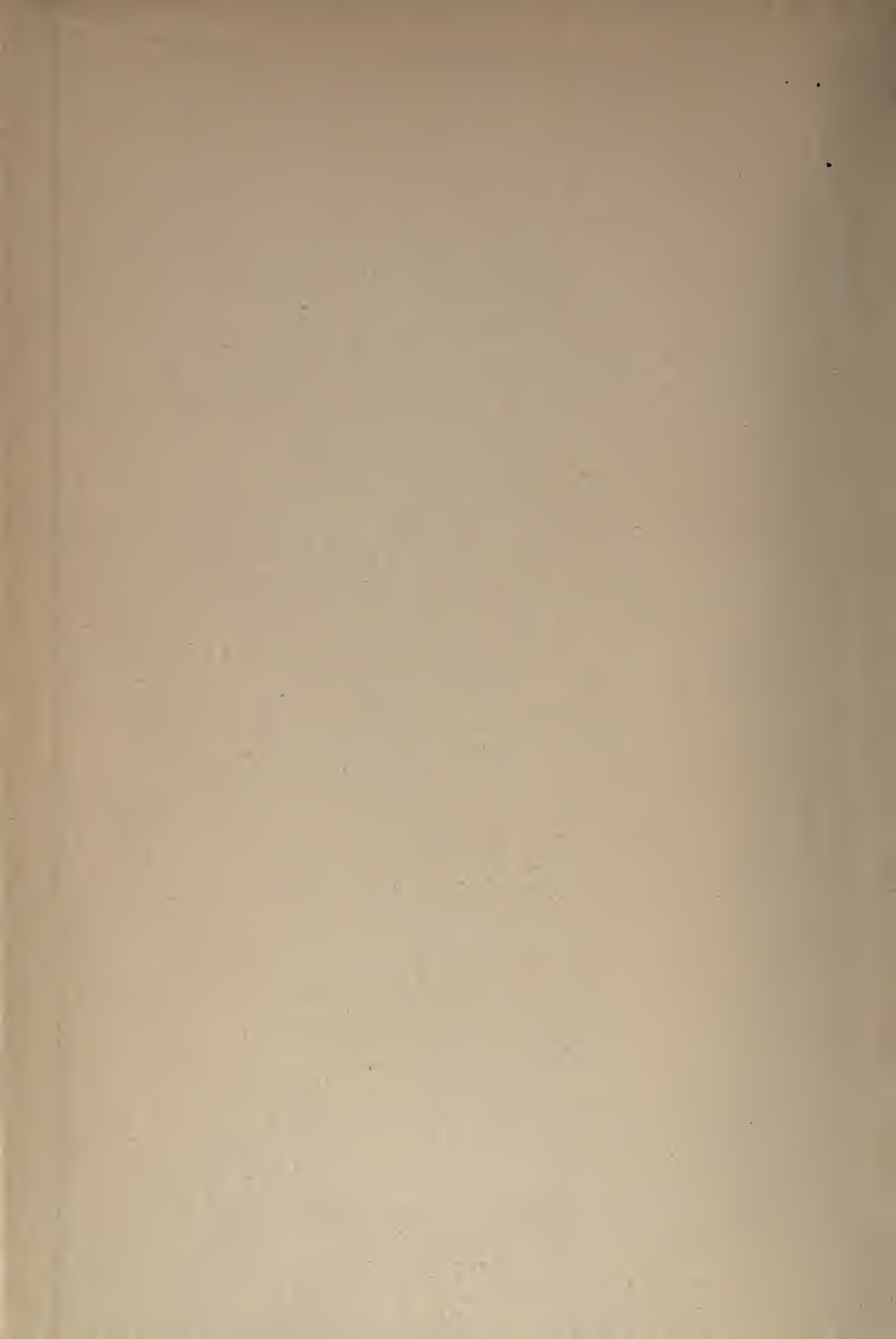
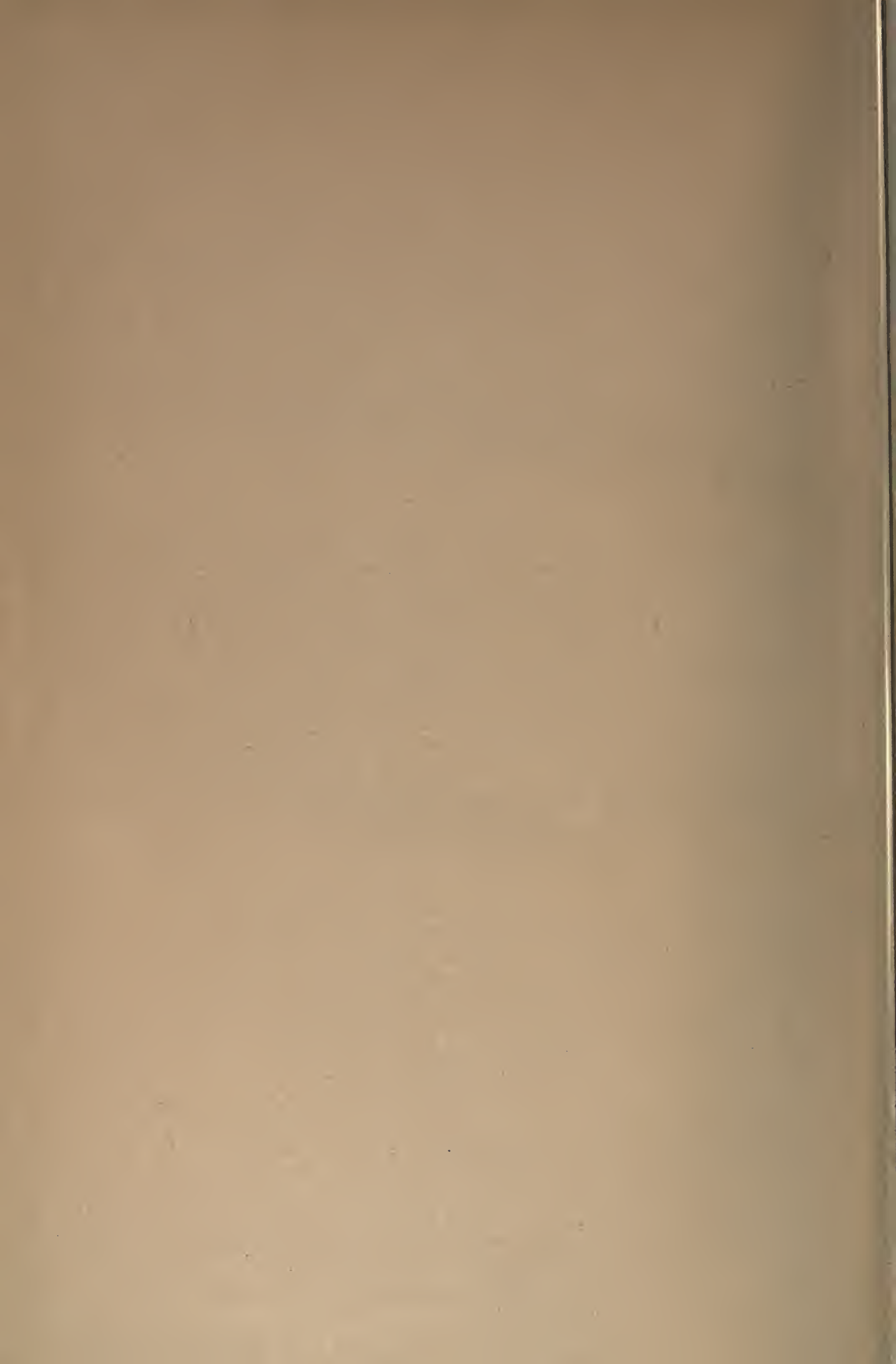


WILHELM II.

EREIGNISSE UND GESTALTEN 1878-1918



Mit einem Gruß aus Deutschland
gewidmet von Deinem Vater.
Crossen a/Oder 15. II. 22







Hofphot. T. H. Voigt, Bad Homburg v. d. H.

Sinsel & Co., G. m. b. H., Leipzig.

Kaiser Wilhelm II.

Ereignisse und Gestalten

aus den Jahren

1878–1918



1922

Verlag von K. F. Koehler in Leipzig und Berlin


LIBRARY
FEB -5 1962
UNIVERSITY OF TORONTO

Dem

Gedächtnis der Kaiserin,
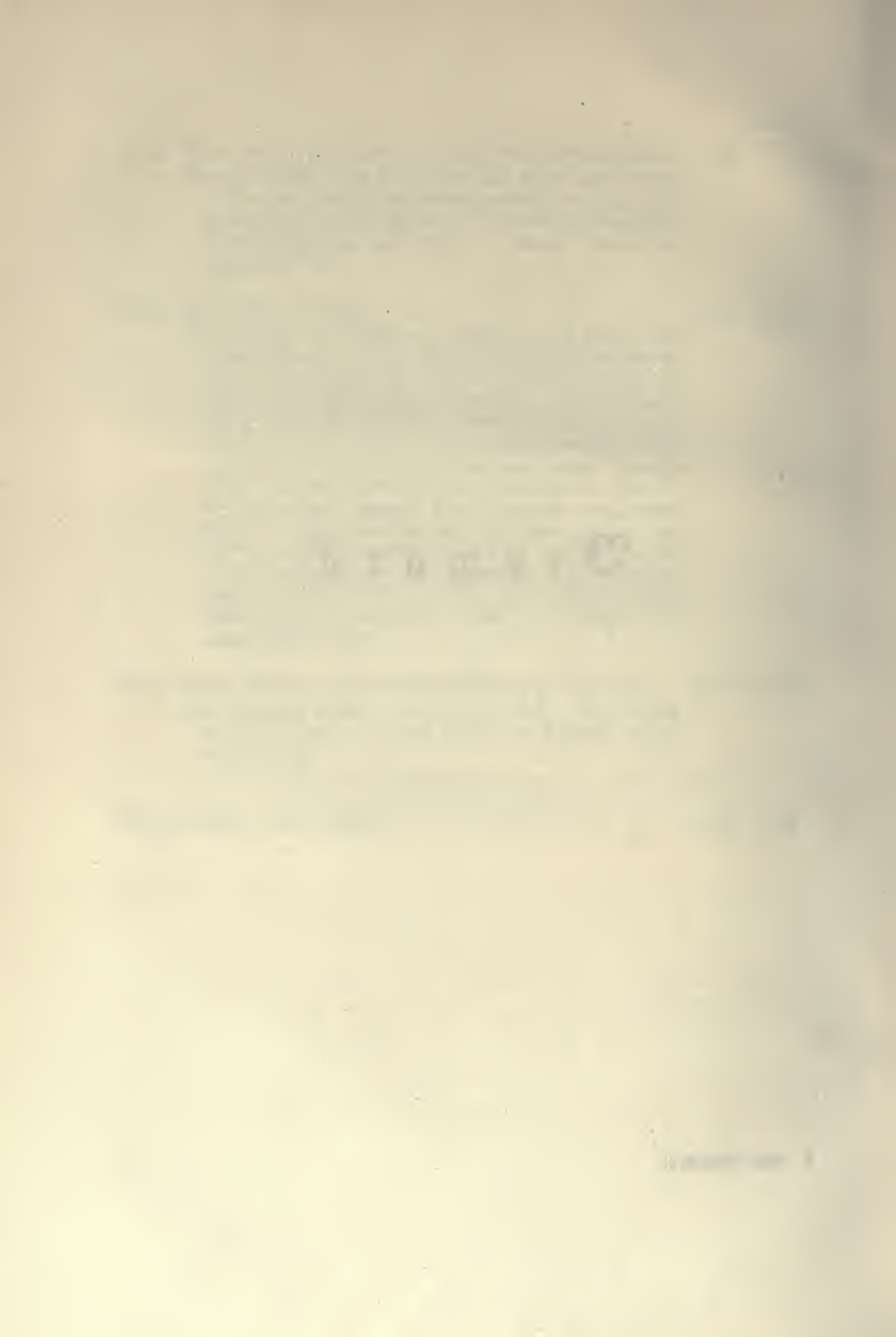
deren Anregung diese Aufzeichnungen

ihre Entstehung verdanken



Inhaltsverzeichnis

Bismarck



Die staatsmännische Größe des Fürsten Bismarck und seine unvergänglichen Verdienste um Preußen und Deutschland sind historische Tatsachen von so gewaltiger Bedeutung, daß es wohl in keinem politischen Lager einen Menschen gibt, der es wagen könnte, sie anzuzweifeln. Deshalb schon ist es eine törichte Legende, daß ich die Größe Bismarcks nicht anerkannt hätte. Das Gegenteil ist richtig. Ich verehrte und vergötterte ihn. Das konnte nicht anders sein. Man bedenke, mit welcher Generation ich groß geworden bin. Es war die Generation der Bismarckverehrer. Er war der Schöpfer des deutschen Reiches, der Paladin meines Großvaters, wir alle hielten ihn für den größten Staatsmann seiner Zeit und waren stolz darauf, daß er ein Deutscher war. Bismarck war der Götze in meinem Tempel, den ich anbetete. Aber Monarchen sind eben auch Menschen aus Fleisch und Blut, deshalb sind auch sie den Wirkungen ausgesetzt, die sich aus den Handlungen Anderer ergeben. So wird man wohl menschlich verstehen können, daß Fürst Bismarck durch seinen Kampf gegen mich mit wuchtigen Schlägen selbst den Götzen zertrümmert hat, von dem ich vorher sprach. Meine Verehrung für den großen Staatsmann Bismarck ist davon unberührt geblieben.

Als ich noch Prinz von Preußen war, habe ich oft gedacht: Hoffentlich lebt der große Kanzler noch recht lange, denn ich wäre geborgen, wenn ich mit ihm zusammen regieren könnte. Meine Ver-

ehrung für den großen Staatsmann konnte mich indessen nicht veranlassen, als ich Kaiser geworden war, politische Pläne oder Handlungen des Fürsten, die ich für Fehler hielt, mir zu eigen zu machen. Schon der Berliner Kongreß 1878 war meines Erachtens ein Fehler, ebenso der Kulturkampf. Außerdem war die Reichsverfassung auf Bismarcks ungewöhnliche Maße zugeschnitten, die großen Kürassierstiefel paßten nicht jedem andern. Dann kam die Arbeiterschutzgesetzgebung. Ich habe den daraus zwischen uns entstandenen Konflikt aufs tiefste bedauert, aber ich mußte damals den Weg des Ausgleichs gehen, der überhaupt in der inneren wie in der äußeren Politik mein Weg gewesen ist. Deshalb konnte ich den offenen Kampf gegen die Sozialdemokratie, den der Fürst wollte, nicht führen. Diese Differenz über politische Maßnahmen kann aber meine Bewunderung der staatsmännischen Größe Bismarcks nicht schmälern. Er bleibt der Schöpfer des Deutschen Reiches, mehr braucht wahrlich ein Mann seinem Lande nicht geleistet zu haben.

Weil mir die große Tat der Reichseinigung immer vor Augen stand, habe ich mich durch Hetzereien, die damals an der Tagesordnung waren, nicht beeinflussen lassen. Auch daß man Bismarck als den Hausmeier der Hohenzollern bezeichnete, hat mein Vertrauen zum Fürsten nicht erschüttern können, obwohl er an eine politische Tradition seines Hauses vielleicht gedacht hat. Er war z. B. unglücklich darüber, daß sein Sohn Bill kein Interesse für Politik hatte, und wollte seine Macht auf Herbert überleiten.

Meine Tragik im Falle Bismarck liegt darin, daß ich der Nachfolger meines Großvaters wurde, also gewissermaßen eine Generation übersprang. Das ist schwer. Man hat immer mit alten verdienten Männern zu tun, die mehr in der Vergangenheit als in der Gegenwart leben und in die Zukunft nicht hineinwachsen können. Wenn der Enkel auf den Großvater folgt und einen von ihm verehrten,

aber alten Staatsmann von der Größe Bismarcks vorfindet, so ist das nicht ein Glück, wie es scheinen könnte und wie ich gedacht hatte. Bismarck selbst deutet das in seinem dritten Bande (S. 40) an, als er im Kapitel über Bötticher von der greisenhaften Vorsicht des Kanzlers und dem jugendlichen Kaiser spricht. Und der Fürst hat, als Ballin ihn einen Blick auf den neuen Hamburger Hafen werfen ließ, selbst empfunden, daß eine neue Zeit herangebrochen war, die er nicht mehr völlig verstand; der Fürst sagte damals staunend: „Eine andere Welt, eine neue Welt!" In ähnlicher Weise zeigte sich diese Erscheinung bei dem Besuche des Admirals v. Tirpitz in Friedrichsruh, als dieser den Altreichskanzler für die erste Flottenvorlage gewinnen wollte.

Ich persönlich habe die Genugtuung, daß Bismarck mir 1886 die recht delikate Mission nach Brest anvertraute und von mir gesagt hat: „Der wird einmal sein eigener Kanzler sein." Der Fürst muß also etwas von mir gehalten haben. Ich bin ihm wegen des dritten Bandes seiner Erinnerungen nicht gram; ich habe diesen freigegeben, nachdem ich mein Recht gesucht und gefunden hatte. Die weitere Zurückhaltung des Bandes hatte keinen Zweck, weil der Hauptinhalt durch Indiskretionen schon bekannt geworden war. Sonst hätte man über die Zweckmäßigkeit der Erscheinungszeit wohl verschiedener Meinung sein können. Bismarck würde sich im Grabe umdrehen, wenn er wissen könnte, zu welchem Zeitpunkte der dritte Band herausgekommen ist und welche Wirkung er ausgelöst hat. Ich würde es aufrichtig bedauern, wenn der dritte Band dem Andenken des großen Kanzlers geschadet haben sollte, denn Bismarck ist eine der Heroengestalten, die das deutsche Volk zu seiner Aufrichtung braucht. Meine Dankbarkeit und Verehrung für den großen Kanzler kann weder durch den dritten Band noch durch irgendetwas anderes angefochten oder ausgelöscht werden.

* * *

In der ersten Hälfte der 80er Jahre war ich auf Antrag des Fürsten Bismarck in das Auswärtige Amt kommandiert worden, das vom Grafen Herbert Bismarck geleitet wurde. Der Fürst gab mir bei meiner Meldung bei ihm eine kurze Skizze der Persönlichkeiten im Amt. Als er dabei Herrn v. Holstein nannte, der damals einer der hervorragendsten Mitarbeiter des Fürsten war, klang es mir durch die Worte des Fürsten wie eine Warnung vor diesem Manne.

Ich erhielt ein eigenes Zimmer und zum Studium die ganzen Akten über die Vorgeschichte, die Entstehung und den Abschluß des Bündnisses mit Österreich (Andrassy). Ich verkehrte viel im Hause des Fürsten und bei dem Grafen Herbert. Als ich in dem Bismarckschen Kreise vertrauter geworden war, wurde über Herrn v. Holstein offener gesprochen. Er sei sehr gescheut, eine gute Arbeitskraft, maßlos eitel, ein Sonderling, der sich niemals irgendwo zeige und keinerlei gesellschaftlichen Verkehr habe, voller Mißtrauen und sehr von Schrullen beherrscht, dabei ein guter Hasser, also gefährlich. Der Fürst nannte ihn den „Mann mit den Hyänenaugen", von dem mich fern zu halten ich gut tun würde. Offenbar reifte schon damals die herbe Kritik, mit der der Fürst später seinen früheren Mitarbeiter bedacht hat.

Das Auswärtige Amt war äußerlich disziplinarisch durch Graf Herbert, dessen Grobheit gegen seine Beamten mir auffiel, sehr scharf aufgezogen. Die Herren flogen, wenn sie gerufen oder entlassen wurden, vor dem Grafen so, daß, wie man damals scherzhaft sagte, „ihnen die Rockschöße wagerecht vom Körper standen". Die auswärtige Politik wurde ganz allein vom Fürsten geleitet und diktiert, nach Rücksprache mit dem Grafen Herbert, der die Befehle des Kanzlers weitergab und in Instruktionen umredigieren ließ. So war das Auswärtige Amt nur ein Büro des großen Kanzlers, in dem auf dessen Weisung gearbeitet wurde. Hervorragende Männer mit selbständigen Ideen wurden in ihm nicht geschult und ausgebildet. Im Gegensatz zum Generalstab unter Moltke. Hier wurde nach Grund-

sätzen, die sich bewährt hatten, unter Wahrung alter Traditionen und unter Berücksichtigung aller Erfahrungen der Neuzeit der Nachwuchs sorgfältig ausgebildet und zu selbständigem Denken und Handeln erzogen. Im Auswärtigen Amt hingegen befanden sich nur ausführende Organe eines Willens, die, über die großen Zusammenhänge der ihnen zur Bearbeitung überwiesenen Fragen nicht orientiert, keine selbsttätige Mitarbeit leisten konnten. Der Fürst lagerte wie ein mächtiger Granitfindling auf der Wiese: wälzt man ihn fort, so findet man hauptsächlich Gewürm und abgestorbene Wurzeln darunter.

Ich gewann mir das Vertrauen des Fürsten, der vieles mit mir besprach. Als z. B. der Fürst die ersten Kolonialerwerbungen (Groß- und Klein-Popo, Togo usw.) veranlaßte, orientierte ich ihn auf seinen Wunsch über die Stimmung, die im Publikum und in der Marine dadurch ausgelöst wurde, und schilderte die Begeisterung, mit der das deutsche Volk die neue Bahn begrüßte. Der Fürst meinte, das sei die Sache wohl nicht wert.

Späterhin habe ich noch öfters über die Kolonialfrage mit dem Fürsten gesprochen und stets mehr die Absicht vorgefunden, die Kolonien als Handels- oder Tauschobjekte zu benutzen, als sie für das Vaterland nutzbringend zu verwerten oder zur Rohstofflieferung zu gebrauchen. Ich machte pflichtgemäß den Fürsten darauf aufmerksam, daß der Kaufmann und der Kapitalist energisch anfingen, die Kolonien zu entwickeln, und demgemäß — wie ich aus Hansakreisen wußte — auf Schutz durch eine Flotte rechneten. Daher müsse man für den rechtzeitigen Ausbau einer Flotte sorgen, damit deutsche Werte im Auslande nicht schutzlos blieben. Die deutsche Flagge habe der Fürst nun mal in der Fremde entfaltet; hinter ihr stehe das Volk; es müsse aber auch eine Flotte dahinter stehen. Allein der Fürst machte taube Ohren und gebrauchte sein beliebtes Motto: „Wenn die Engländer bei uns landen sollten, würde ich sie arretieren lassen"; die Kolonien würden zu Haus verteidigt. Der Fürst legte keinen

Wert darauf, daß schon die bloße Annahme, die Engländer könnten in Deutschland ungehindert landen – Helgoland war englisch –, für Deutschland unerträglich war, und daß wir, um eine Landung von vornherein auszuschließen, eine genügend starke Flotte und Helgoland brauchten.

Das politische Interesse des Fürsten konzentrierte sich eben im wesentlichen auf den Kontinent Europa. England lag etwas abseits seiner täglichen Sorgen, um so mehr als Salisbury mit dem Fürsten gut stand und namens Englands seinerzeit den Zwei- bzw. Dreibund bei seiner Schöpfung begrüßt hatte. Der Fürst arbeitete vorwiegend mit Rußland, Österreich, Italien und Rumänien, deren Beziehungen zu Deutschland und untereinander er andauernd kontrollierte. Über die Umsicht und Kunst, mit der er operierte, machte Kaiser Wilhelm der Große einmal seinem Kabinettschef v. Albedyll gegenüber eine treffende Bemerkung. Der General fand Seine Majestät nach einem Vortrage Bismarcks sehr erregt, so daß er für die Gesundheit des alten Kaisers fürchtete. Er bemerkte daher, der Kaiser möge sich doch den weiteren Ärger ersparen; wenn der Fürst nicht wie Seine Majestät wolle, möge man ihn gehen lassen. Darauf erwiderte der Kaiser: Trotz seiner Bewunderung und Dankbarkeit für den großen Staatsmann habe auch er schon daran gedacht, da das selbstbewußte Wesen des Fürsten manchmal allzu drückend werde. Aber er und das Vaterland brauchten ihn zu nötig, da der Fürst der einzige Mann sei, der mit fünf Kugeln jonglieren könne, von denen mindestens zwei immer in der Luft seien; das könne er, der Kaiser, nicht.

Daß der Fürst durch den Erwerb von Kolonien seinen Blick über Europa hinaus zu richten hatte und mit England in besonderem Maße große Politik zu führen automatisch gezwungen war, das sah er nicht. England war wohl eine der fünf Kugeln in seinem diplomatisch-staatsmännischen Spiel, aber nur eine unter den fünf,

und ihr wurde die besondere Bedeutung, die ihr zukam, nicht zugebilligt.

Deshalb war auch das Auswärtige Amt ganz auf die Kontinentalkonstellation eingespielt und hatte für Kolonien, Flotte oder England nicht das erforderliche Interesse und keine Erfahrung in Weltpolitik. Die englische Psyche und Mentalität in der restlosen, wenn auch durch allerhand Mäntelchen verhüllten Verfolgung des Planes der Welthegemonie war dem Auswärtigen Amt ein Buch mit sieben Siegeln. Der Fürst sagte mir einmal, sein Hauptaugenmerk sei, Rußland und England nicht zu einem Einverständnis kommen zu lassen. Darauf erlaubte ich mir zu antworten: Der Moment, dies in weite Ferne zu rücken, wäre ja beinahe gegeben gewesen, wenn man 1877/78 die Russen nach Stambul gelassen hätte; dann wäre die englische Flotte ohne weiteres zur Verteidigung Stambuls eingefahren und der Konflikt wäre dagewesen. Statt dessen habe man den Russen den Vertrag von San Stefano aufgenötigt, sie vor den Toren der Stadt, die sie nach furchtbaren Kämpfen und Mühen erreicht hatten und vor sich sahen, zur Umkehr gezwungen. Das habe in der russischen Armee einen unauslöschlichen Haß gegen uns entfesselt (Mitteilung preußischer Offiziere im russischen Heer, welche den Feldzug mitgemacht hatten, insbesondere des Grafen Pfeil). Obendrein habe man dann den Vertrag umgestoßen und durch den Berliner Kongreß ersetzt, der uns in den Augen der Russen noch mehr als Feinde ihrer „berechtigten Interessen im Orient" belastet habe. Auf diese Weise sei der vom Fürsten erhoffte Konflikt zwischen Rußland und England in weite Fernen gerückt.

Der Fürst teilte diese Beurteilung „seines" Kongresses, auf dessen Ergebnis er als „ehrlicher Makler" so stolz war, nicht, und bemerkte ernst, er habe einer allgemeinen Konflagration vorbeugen und seine guten Dienste zur Vermittlung anbieten müssen. Als ich später einem Herrn des Auswärtigen Amts diese Unterredung mitteilte, erwiderte

dieser, er sei damals dabeigewesen, als der Fürst nach Unterzeichnung des Berliner Vertrages in das Auswärtige Amt gekommen und von den dort versammelten Beamten die Glückwünsche entgegengenommen habe. Darauf habe der Fürst sich emporgereckt und geantwortet: „Jetzt fahre ich Europa vierelang vom Bock!" Der Herr bemerkte dazu: da habe der Fürst sich geirrt, denn damals drohte schon an Stelle der russo-preußischen Freundschaft die russo-französische zu entstehen, also zwei Pferde waren aus dem Viererzug schon heraus. Disraeli's Staatskunst hatte aus Bismarcks ehrlichem Maklertum in den Augen Rußlands die Vermittelung eines anglo-österreichischen Sieges über Rußland gemacht.

Trotz mancher Verschiedenheit unserer Auffassungen blieb der Fürst mir freundlich und gewogen, und trotz dem großen Altersunterschiede bildete sich ein angenehmes Verhältnis zwischen uns, da ich, wie die ganze Generation, ein glühender Bewunderer des Fürsten war und durch meinen Eifer und meine Offenheit sein Vertrauen gewonnen hatte und es niemals getäuscht habe.

Während des Kommandos zum Auswärtigen Amt hielt mir u. a. Geheimrat Raschdau Vorträge über Handelspolitik, Kolonien usw. Dabei wurde ich schon damals auf unsere Abhängigkeit von England aufmerksam, die darauf beruhte, daß uns eine Flotte fehlte und Helgoland in englischen Händen war. Man beabsichtigte zwar unter dem Druck der Notwendigkeit eine Erweiterung der kolonialen Erwerbungen, aber alles konnte nur mit Erlaubnis Englands geschehen. Das war schwierig und für uns eigentlich unwürdig.

Das Kommando zum Auswärtigen Amt hatte für mich eine große Unannehmlichkeit gezeitigt. Meine Eltern standen dem Fürsten Bismarck nicht sehr freundlich gegenüber und verdachten es dem Sohne, in seine Kreise eingetreten zu sein. Man befürchtete Beeinflussung gegen die Eltern, Hyperkonservativismus und wie die Gefahren alle hießen, die von Ohrenbläsern aller Art aus England wie

aus „liberalen Kreisen“, welche im Vater ihren Hort erblickten, gegen mich angeführt wurden. Ich habe mich niemals auf solche Dinge eingelassen. Aber die Stellung im Elternhause ist mir dadurch recht erschwert und manchmal peinlich gestaltet worden. Ich habe wegen meines Arbeitens unter dem Fürsten und meiner oft auf die schwersten Proben gestellten Diskretion für den Kanzler in der Stille recht Schweres zu tragen gehabt; der Fürst fand das anscheinend ganz selbstverständlich.

Zum Grafen Herbert habe ich gute Beziehungen gehabt. Er konnte ein lustiger Gesellschafter sein und verstand es, interessante Männer um seinen Tisch zu sammeln, die zum Teil aus dem Auswärtigen Amt, zum Teil aus anderen Kreisen stammten. Aber zu einem wirklichen Freundschaftsverhältnis ist es zwischen uns nicht gekommen. Das zeigte sich besonders, als beim Ausscheiden seines Vaters auch der Graf seinen Abschied forderte. Meine Bitte, er möge doch bei mir bleiben und mir helfen, die Tradition in der Politik fortzuführen, erfuhr die scharfe Erwiderung: Er sei nun einmal gewöhnt, nur seinem Vater vorzutragen und Dienste zu leisten; man könne unmöglich von ihm verlangen, daß er mit der Mappe unter dem Arme bei jemand anders zum Vortrage antrete als bei seinem Vater.

Als der nun ermordete Zar Nikolaus II. großjährig wurde, erhielt ich auf Antrag des Fürsten Bismarck den Auftrag, dem Großfürsten Thronfolger in Petersburg den Schwarzen Adlerorden zu überreichen. Sowohl der Kaiser wie der Fürst belehrten mich über die Beziehungen der Länder und Häuser zu einander, wie über Sitten, Personen etc. Der Kaiser bemerkte zum Schluß, er gebe seinem Enkel denselben Rat mit, den ihm als jungem Mann seinerzeit bei seinem ersten Besuche in Rußland Graf Adlerberg gegeben habe: „Im übrigen liebt man auch hier wie anderswo das Lob mehr als den Tadel.“ Der Fürst endigte seine Informationen mit der

Bemerkung: „Im Orient sind alle Leute, die das Hemd außerhalb der Hose tragen, anständige Menschen; sobald sie es hineinstecken und noch einen Halsorden dazu haben, sind es Schweinehunde."

Von Petersburg aus habe ich wiederholt meinem Großvater wie dem Fürsten Bericht erstattet. Selbstverständlich schilderte ich nach bestem Wissen die Eindrücke, die ich empfing. Es war mir vor allem klar geworden, daß die alten russo-preußischen Beziehungen und Gefühle doch stark erkaltet und nicht mehr in dem Maße vorhanden waren, wie der Kaiser und der Fürst in ihren Gesprächen es vorausgesetzt hatten. Nach meiner Rückkehr bin ich von meinem Großvater und auch vom Fürsten für meine schlichte, klare Berichterstattung belobt worden, was um so erfreulicher für mich war, als mich das Gefühl bedrückte, daß ich in manchem die hohen Herren hatte enttäuschen müssen.

Im Jahre 1886, Ende August, Anfang September, nach der letzten Gasteiner Zusammenkunft Kaiser Wilhelms des Großen und Bismarcks mit Kaiser Franz Joseph, bei der ich auf Befehl meines Großvaters zugegen war, wurde mir der Auftrag zuteil, dem Kaiser Alexander III. persönlich Mitteilung von den Absprachen in Gastein zu machen und mit dem Zaren die das Mittelmeer und die Türkei betreffenden Fragen zu behandeln. Der Fürst gab mir seine Instruktionen, die vom Kaiser Wilhelm sanktioniert waren. Sie betrafen besonders den Wunsch Rußlands, nach Stambul zu gehen, dem der Fürst keine Schwierigkeiten bereiten werde; ich erhielt im Gegenteil den direkten Auftrag, Konstantinopel und die Dardanellen anzubieten (San Stefano, Berliner Kongreß also fallen gelassen!). Es war beabsichtigt, die Türkei freundschaftlich davon zu überzeugen, daß eine Verständigung mit Rußland auch für sie wünschenswert sei.

Ich fand freundliche Aufnahme beim Zaren in Brest-Litowsk und nahm an den dortigen Truppenschauen, Armierungs- und Verteidigungsübungen usw. teil, die schon unzweifelhaft ein antideutsches Gesicht trugen.

Als Ergebnis der Gespräche mit dem Zaren ist die Bemerkung des letzteren von Bedeutung: „Wenn er Stambul haben wolle, werde er es sich nehmen, wann es ihm passe; der Erlaubnis oder Zustimmung des Fürsten Bismarck bedürfe er dazu nicht." Nach dieser schroffen Ablehnung des Bismarckschen Angebotes von Stambul sah ich meine Mission als gescheitert an. Ich faßte meinen Bericht an den Fürsten entsprechend ab.

Der Fürst muß, als er sich zu dem Angebot an den Zaren entschloß, seine politische Auffassung, die zu San Stefano und zum Berliner Kongreß geführt hatte, geändert haben, oder er hielt, durch die Entwicklung der allgemeinen politischen Lage in Europa veranlaßt, den Zeitpunkt für gekommen, die politischen Karten anders zu mischen, oder, wie mein Großvater gesagt hätte, anders zu „jonglieren". Das konnte sich nur ein Mann von der Weltgeltung und von den staatsmännischen und diplomatischen Maßen des Fürsten Bismarck erlauben. Ob der Fürst gar sein großes politisches Spiel mit Rußland von vornherein so angelegt hatte, daß er mit dem Berliner Kongreß zunächst einmal einen allgemeinen Krieg verhindern und England streicheln wollte und zu diesem Zwecke die russischen Orientaspirationen erst einmal behinderte mit dem genialen Vorsatz, sie später um so augenfälliger herbeiführen zu helfen, vermag ich nicht zu entscheiden; denn seine großen politischen Konstruktionen gab der Fürst niemandem preis. Dann hätte er in dem starken Selbstvertrauen auf seine Staatskunst darauf gerechnet, uns bei Rußland um so beliebter zu machen, weil die russischen Aspirationen allein von Deutschland erfüllt würden, und zwar zu einem Zeitpunkte, in dem die allgemeine politische Situation in Europa weniger gespannt war als 1877/78. Wenn dem so wäre, so hätte niemand außer dem Fürsten Bismarck selbst dieses großartige Spiel erfolgreich zu Ende spielen können. Darin liegt die Schwäche der Vorzüge großer Männer. Hatte er auch England über sein Angebot an den Zaren

informiert? Dieses mußte dagegen sein wie anno 1878. Jedenfalls nahm der Fürst nunmehr die Politik auf, die mir schon damals vorgeschwebt hatte, als ich die Enttäuschung der Russen, die vor Stambul standen und nicht hineingelassen wurden, erfahren hatte.

Ich konnte in Brest-Litowsk bei den andauernden militärischen Veranstaltungen aller Art sehr wohl beobachten, daß das Verhalten der russischen Offiziere mir gegenüber wesentlich kühler und hochmütiger war als bei meinem ersten Besuch in Petersburg. Nur die kleine Zahl alter Generale, zumal bei Hofe, welche noch aus Alexanders II. Zeit stammten und mit Kaiser Wilhelm dem Großen bekannt und ihm zugetan waren, trugen ihre Ehrfurcht für ihn und ihre Deutschfreundlichkeit noch zur Schau. Bei einem Gespräch mit einem von ihnen über die Beziehungen der beiden Höfe, Armeen und Länder zu einander, die ich als in Änderung gegen früher begriffen fand, sagte der alte General: „C'est ce vilain Congrès de Berlin! Une grave faute du Chancelier. Il a détruit l'ancienne amitié entre nous, planté la méfiance dans les cœurs de la Cour et du Gouvernement, et fourni le sentiment d'un tort grave fait à l'armée russe après sa campagne sanglante de 1877, pour lequel elle veut sa revanche. Et nous voilà ensemble avec cette maudite République Française, pleine de haine contre vous et remplie d'idées subversives, qui en cas de guerre avec vous, nous coûteront notre dynastie."*) Eine prophetische Voraussage des Unterganges des russischen Herrscherhauses!

---

*) „Daran ist dieser abscheuliche Berliner Kongreß schuld! Der war ein schwerer Fehler des Kanzlers. Er hat die alte Freundschaft zwischen uns zerstört, Mißtrauen in die Herzen des Hofes und der Regierung gepflanzt und die Überzeugung ausgelöst, daß man der russischen Armee nach dem blutigen Feldzug von 1877 ein schweres Unrecht zugefügt hat, für das sie nun Vergeltung will. Und nun halten wir mit dieser verwünschten französischen Republik zusammen, die voller Haß gegen Deutschland ist und erfüllt von Umsturzideen, die uns im Falle eines Krieges mit Ihnen unsere Dynastie kosten werden."

Von Brest begab ich mich nach Straßburg, wo mein Großvater zum Kaisermanöver weilte. Trotz dem Scheitern meiner Mission fand ich eine ruhige Beurteilung der politischen Lage vor. Mein Großvater freute sich über die herzlichen Grüße des Zaren, die wenigstens im persönlichen Verhältnis der beiden Herrscher keine Veränderung zeigten. Zu meiner Überraschung erhielt ich auch vom Fürsten Bismarck ein Schreiben, in welchem er mir Dank und Anerkennung für meine Tätigkeit und meinen Bericht aussprach. Dies bedeutete um so mehr, als meine Ausführungen meinem Großvater und dem Kanzler nicht angenehm sein konnten. Der Berliner Kongreß hatte, zumal in den russischen Militärkreisen, die Reste der bei uns noch gepflegten Waffenbrüderschaft beseitigt und einen durch den Verkehr mit dem französischen Offizierkorps geschürten Haß gegen alles Preußisch-Deutsche erzeugt, der von den Franzosen zu dem Wunsche nach Rache durch die Waffen gesteigert wurde. Das war der Boden, auf dem später der Weltkriegsgedanke unserer Gegner Nahrung finden konnte: „Revanche pour Sedan" vereint mit „Revanche pour San Stefano." Die Worte des alten Generals in Brest sind mir unvergeßlich geblieben und haben mich zu den vielen Zusammenkünften mit Alexander III. und Nikolaus II. veranlaßt, bei denen mir die von meinem Großvater auf dem Sterbebette mir ans Herz gelegte Pflege der Beziehungen zu Rußland stets als Leitmotiv vor Augen stand.

Im Jahre 1890 bei den Manövern in Narwa mußte ich dem Zaren die Geschichte des Abganges des Fürsten Bismarck genau schildern. Der Zar hörte mir aufmerksam zu. Als ich geendigt hatte, ergriff der sonst sehr kühle und zurückhaltende Herrscher, der selten über Politik sprach, ganz spontan meine Hand, dankte mir für den Beweis meines Vertrauens, bedauerte, daß ich in solche Lage gebracht worden sei und fügte wörtlich hinzu: „Je comprends parfaitement ta ligne d'action. Le Prince avec toute sa grandeur n'était

après tout rien d'autre que ton employé ou fonctionnaire. Le moment où il refusait d'agir selon tes ordres, il fallait le renvoyer. Moi, pour ma part, je me suis toujours méfié de lui, et je n'ai jamais cru un mot de ce qu'il me faisait savoir ou me disait, car j'étais sûr et je savais qu'il me blaguait tout le temps. Pour les rapports entre nous deux, mon cher Guillaume – es war das erste Mal, daß mich der Zar so nannte – la chute du Prince aura les meilleures conséquences. La méfiance disparaitra. J'ai confiance en toi, tu peux te fier à moi."*) Ich habe mir seinerzeit dieses wichtige Gespräch sofort aufgezeichnet. Ich bin objektiv genug, mich zu fragen, in wie weit die Courtoisie von Herrscher zu Herrscher und darüber hinaus vielleicht die Genugtuung über die Ausschaltung eines Staatsmannes von Bismarcks Bedeutung für die vorstehende Äußerung des Zaren bewußt oder unbewußt mitbestimmend war. Der Glaube des Fürsten Bismarck an das Vertrauen des Zaren war subjektiv zweifellos echt. Außer allem Zweifel steht auch die Achtung, die Alexander III. vor dem staatsmännischen Können Bismarcks hatte.

Jedenfalls hat der Zar bis zu seinem Tode zu seinem Worte gehalten. An der allgemeinen Politik Rußlands hat das zwar nicht viel geändert, aber vor einem Überfall von dort war Deutschland wenigstens sicher. Der gerade Charakter Alexanders III. bürgte dafür – bei seinem schwachen Sohne wurde es anders.

---

*) „Ich verstehe vollkommen Deine Handlungsweise. Der Fürst war trotz all seiner Größe schließlich doch nichts anderes, als Dein Beamter oder Beauftragter. In dem Augenblick, wo er sich weigerte, nach Deinen Befehlen zu handeln, mußte er entlassen werden. Ich meinerseits habe immer Mißtrauen gegen ihn gehegt und ihm niemals ein Wort von dem, was er mich wissen ließ oder selbst mir sagte, geglaubt, denn ich wußte genau, daß er mich immer anführte. Für die Beziehungen zwischen uns beiden, mein lieber Wilhelm, wird der Sturz des Fürsten die besten Folgen haben. Das Mißtrauen wird schwinden. Ich habe Vertrauen zu Dir. Du kannst Dich auf mich verlassen."

Mag man sich nun zu Bismarcks Russenpolitik stellen wie man will, das eine muß gesagt werden, nämlich, daß der Fürst es trotz dem Berliner Kongresse und der Annäherung Frankreichs an Rußland verstanden hat, Reibungen ernster Art zu vermeiden. Das bedeutet vom Berliner Kongreß ab gerechnet ein überlegenes diplomatisches und staatsmännisches Spiel über 12 Jahre (1878–1890). Man wird auch hervorheben müssen, daß es ein deutscher Staatsmann war, der 1878 einen allgemeinen Krieg verhinderte und dafür sogar die Beziehungen Deutschlands zu Rußland schwächte im berechtigten Vertrauen darauf, daß es seiner genialen zielsicheren Staatskunst gelingen würde, sie nach Überwindung der allgemeinen Krisis wieder zu stärken oder wenigstens Konflikte zu vermeiden. Das ist ihm 12 Jahre lang und seinen Nachfolgern am Staatsruder weitere 24 Jahre gelungen. –

Von der Parteipolitik habe ich als Prinz mich absichtlich fern gehalten und mich ganz auf meinen Dienst in den verschiedenen Waffen, denen ich zugeteilt wurde, konzentriert. Dieser gewährte mir Befriedigung und füllte mein Leben aus. Deshalb ging ich als Prinz von Preußen allen Bemühungen aus dem Wege, mich in das politische Parteigetriebe zu zerren. Häufig genug wurde es versucht, mich unter dem Deckmantel harmloser Veranstaltungen, Tees u. dgl. für politische Zirkel oder für Wahlzwecke einzufangen. Ich habe mich immer zurückgehalten.

Der Verlauf der tückischen Krankheit, die den Kaiser Friedrich III. dahinraffte, war mir von deutschen Ärzten, die als Experten von Sir Morell Mackenzie, dem englischen Arzt, hinzugezogen worden waren, ganz offen vorausgesagt worden. Mein tiefer Schmerz und Kummer waren um so größer, als es mir fast unmöglich war, meinen heißgeliebten Vater allein zu sprechen. Er wurde von den englischen Ärzten wie ein Gefangener bewacht, und, während Reporter aus allen Ländern vom Ärztezimmer aus den armen Kranken

beobachten durften, wurden mir alle möglichen Schwierigkeiten in den Weg gelegt, an meinen Vater heranzukommen oder mit ihm auch nur schriftlich in dauernder Verbindung zu bleiben; meine Briefe wurden oft aufgefangen und nicht abgegeben. Außerdem wurde aus dem Bewachungskreise eine infame, regelrechte Verleumdungskampagne gegen mich in der Presse geführt. Besonders taten sich zwei Journalisten hierbei hervor: ein Herr Schnidrowitz und Monsieur Jaques St. Cère vom „Figaro" — ein deutscher Jude —, der den späteren Kaiser jahrelang in giftigster Weise in Frankreich verleumdete, bis ihm der Prozeß des „Petit Sucrier" den Hals brach.

Die letzte Freude, die der sterbende Kaiser erlebte, konnte ich ihm durch den Vorbeimarsch der von mir persönlich dem Vater vorgeführten 2. Garde-Infanterie-Brigade bereiten. Es waren die ersten und letzten Truppen, welche Friedrich III. als Kaiser sah. Auf einem kleinen Zettel schrieb er seinem dadurch beglückten Sohne auf: Er sei dankbar für die Freude, diese Truppen zu sehen, und stolz darauf, sie die seinigen nennen zu können. Dieses Ereignis war ein Lichtblick in den schweren 99 Tagen, die auch für mich als Kronprinzen viel Kummer, Demütigungen und Verdächtigungen brachten. Ich beobachtete während dieser Krise pflichtgemäß wachsamen Auges alle Vorkommnisse in militärischen, Beamten- und Gesellschaftskreisen und war innerlich empört über die Zeichen der Lockerung, die ich überall wahrnahm, vor allem aber über die sich mehr und mehr bemerkbar machende Feindschaft gegen meine Mutter. Auf der anderen Seite mußte mich die andauernd gegen mich gerichtete Verleumdungskampagne, die mich als mit meinem Vater im Zwiespalt befindlich schilderte, tief verletzen.

* * *

Nachdem Kaiser Friedrich III. die Augen für immer geschlossen hatte, fiel die schwere Bürde der Regierung des Reiches auf meine jungen Schultern. Ich stand zunächst vor der Notwendigkeit, in vielen Stellen einen Personenwechsel eintreten zu lassen. Die militärische Umgebung der beiden Kaiser sowie das Beamtentum waren überaltert. Die sogenannte „Maison militaire" Kaiser Wilhelms des Großen war durch Kaiser Friedrich III. im ganzen beibehalten worden, ohne zum Dienst herangezogen zu werden. Dazu trat nun noch die Umgebung Kaiser Friedrichs III. Ich entließ in freundlichster Weise die Herren, welche in den Ruhestand treten wollten; einige erhielten Anstellung in der Armee, einzelne jüngere Herren blieben für die Zeit des Überganges noch in meinem Dienst.

Als Kronprinz hatte ich mich in den 99 Tagen schon im stillen mit den Persönlichkeiten beschäftigt, die ich später anzustellen gedachte, weil mir die Ärzte keinen Zweifel darüber gelassen hatten, daß mein Vater nur noch kurze Zeit leben würde. Ich sah von höfischen Rücksichten oder Äußerlichkeiten ab; nur die Leistungen und der Charakter waren maßgebend. Ich schaffte das Wort „Maison militaire" ab und verwandelte es in „Hauptquartier Seiner Majestät". Als Ratgeber bei der Auswahl der Umgebung befragte ich nur einen Mann, auf den ich besonderes Vertrauen setzte. Es war mein früherer Vorgesetzter und Brigadekommandeur General — später Generaladjutant — v. Versen, ein gerader, ritterlicher, etwas schroffer Charakter, ein altpreußischer Offizier von echtem Schrot und Korn. Dieser hatte, in Linie und Garde dienend, mit scharfem Auge die höfischen Einflüsse und Strömungen beobachtet, welche oft zum Nachteil des Offizierkorps in der alten „Maison militaire" sich fühlbar machten. Auch die höhere Damenwelt, welche ihres Alters wegen im Kameradenkreise spottend „trente et quarante" genannt wurde, spielte dabei eine Rolle. Solche Einflüsse wollte ich beseitigen.

Als meinen ersten Generaladjutanten wählte ich den General v. Wittich, als meinen ersten Chef des Militärkabinetts den Kommandeur der 2. Garde-Infanterie-Division General v. Hahnke; letzterer war ein Freund Kaiser Friedrichs III., und, als ich noch beim 1. Garde-Regiment zu Fuß stand, mein Brigadekommandeur gewesen: zwei Männer von militärischer Erfahrung und eisernen Grundsätzen, die ganz den Gedankengang ihres Herrn teilten und mir bis zu ihrem Lebensende mit vorbildlicher Mannentreue verbunden geblieben sind.

Als Chef des Hofes wählte ich den mir von meiner Jugend her bekannten früheren Hofmarschall meines Vaters, den Grafen August Eulenburg, der noch 82jährig bis zu seinem im Juni 1921 erfolgten Tode das Ministerium des Königlichen Hauses geleitet hat. Ein Mann von feinem Takt, ungewöhnlicher Begabung, klarem Blick auf höfischem, wie politischem Gebiete, von lauterem Charakter und goldener Treue zu seinem König und dessen Hause. Seine vielseitige Begabung hätte ihm gestattet, ebenso wie er als „der" Hofmarschall in ganz Europa bekannt war, mit demselben Geschick eine Botschaft oder den Reichskanzlerposten zu versehen. Von nie erlahmender Arbeitskraft, mit gewinnender Höflichkeit ausgestattet, hat er mir auf manchem Gebiet, dem des Hauses, der Familie, des höfischen und öffentlichen Lebens mit Rat zur Seite und mit vielen Männern aller Schichten und Berufe im Verkehr gestanden, von allen verehrt und geachtet, von mir mit Freundschaft und Dankbarkeit umgeben.

Als Chef des Zivilkabinetts wurde nach Rücksprache mit dem Fürsten Bismarck Herr v. Lucanus, aus dem Kultusministerium, gewählt. Fürst Bismarck bemerkte scherzend, er freue sich über diese Wahl, da Lucanus ihm als guter und passionierter Jäger bekannt sei. Das sei stets eine gute Empfehlung für einen Zivilbeamten; ein guter Jäger sei auch ein ordentlicher braver Kerl. Herr v. Lucanus über-

nahm sein Amt aus den Händen Exzellenz v. Wilmowski's. Er hat es glänzend geführt und ist mir, auf allen Gebieten der Kunst, Technik, Wissenschaft und Politik wohlbewandert, ein Ratgeber, rastloser Mitarbeiter und Freund gewesen. Mit gesundem Menschenverstand verband er eine gute Dosis feinen Humors, der ja den Germanen oft fehlt. —

Mit dem Fürsten Bismarck stand ich mich aus der Zeit meines Kommandos zum Auswärtigen Amt her sehr gut und vertrauensvoll. Ich verehrte nach wie vor den gewaltigen Kanzler mit allem Feuer meiner Jugend, stolz darauf, unter ihm gedient zu haben und nunmehr mit ihm als meinem Kanzler gemeinsam arbeiten zu können.

Der Fürst, der bei den letzten Stunden des alten Kaisers anwesend war und dessen „politisches Testament" an seinen Enkel, nämlich die besondere Pflege der Beziehungen zu Rußland, mit angehört hatte, veranlaßte die Sommerreise nach Petersburg als erste politische Aktion vor der Welt, um nach dem letzten Willen des sterbenden Großvaters das Verhältnis zu Rußland zu unterstreichen. Er ließ auch „Reisedispositionen" für mich aufstellen.

Der Ausführung dieses Projektes trat eine Schwierigkeit entgegen durch einen Brief der Königin Victoria von England, welche, auf die Nachricht von dem beabsichtigten Besuch in Petersburg, in großmütterlichem, aber zugleich autoritärem Tone an ihren ältesten Enkel ihre Mißbilligung über die geplante Reise schrieb. Erst müsse ein Trauerjahr verstreichen und dann gebühre selbstverständlich ihr als der Großmutter und England als dem Vaterlande meiner Mutter der erste Besuch, ehe andere Länder berücksichtigt würden. Als ich dieses Schreiben dem Fürsten vorlegte, bekam er einen heftigen Zornanfall. Er sprach das Wort von der „Onkelei in England" und dem „Dreinreden" von dort, die aufhören müßten; aus dem Tone des Briefes könne man ermessen, in welcher Weise der Kronprinz und Kaiser Friedrich beordert und bearbeitet worden sei

von Schwiegermutter und Frau usw. Der Fürst wollte nun den Text eines Antwortschreibens an die Königin entwerfen. Ich bemerkte, ich würde schon die passende Antwort aufsetzen, in der die Mittellinie zwischen Enkel und Kaiser richtig eingehalten werden würde. Sie werde dem Fürsten vor der Absendung erst vorgelegt werden.

Die Antwort wahrte die äußere Form der engen Verwandtschaft des Enkels seiner Großmutter gegenüber — die ihn als Baby auf ihren Armen getragen und schon durch ihr Alter ehrfurchtgebietend war —, betonte aber im Kern die Stellung und Verpflichtung des Deutschen Kaisers, der einen die vitalsten Interessen Deutschlands betreffenden Befehl seines sterbenden Großvaters unbedingt auszuführen habe. Diesen Befehl des Großvaters müsse der Enkel respektieren im Interesse des Landes, dessen Vertretung ihm durch Gottes Willen nunmehr übertragen sei. Wie er das tue, müsse die Königliche Großmutter ihm überlassen. Im übrigen sei ich der ihr in Liebe anhängende Enkel und werde stets dankbar für jeden Rat der durch ihre lange Regierung erfahrenen Großmutter sein. Aber in deutschen Angelegenheiten müsse ich mir freies Handeln vindizieren. Der Besuch in Petersburg sei politisch notwendig, der Befehl meines Kaiserlichen Großvaters entspräche den engen Familienbeziehungen mit dem russischen Kaiserhause und werde daher ausgeführt.

Der Fürst war mit dem Briefe einverstanden. Die nach einiger Zeit einlaufende Antwort war überraschend. Die Königin gab ihrem Enkel recht; er müsse tun, was im Interesse seines Landes sei; sie werde sich freuen, ihn später auch bei sich zu sehen. Von dem Tage an ist mein Verhältnis zu der selbst von ihren eigenen Kindern gefürchteten Königin das denkbar beste gewesen. Sie hat ihren Enkel nur noch wie einen gleichgestellten Souverain behandelt. —

Bei den Antrittsreisen wurde ich vom Grafen Herbert als Vertreter des Auswärtigen Amtes begleitet. Er redigierte die Reden und

führte die politischen Unterhaltungen, soweit sie geschäftlicher Natur waren, nach den Anweisungen seines Vaters.

Nach meiner Rückkehr aus Stambul 1889 schilderte ich dem Fürsten auf seinen Wunsch meine Eindrücke in Griechenland, wo meine Schwester Sophie mit dem Thronfolger Kronprinz Konstantin verheiratet war, und in Stambul. Dabei fiel mir auf, daß der Fürst recht wegwerfend von der Türkei, den Männern in maßgebenden Stellungen und den dortigen Verhältnissen überhaupt sprach. Als ich zum Teil wesentlich günstigere Momente hervorheben zu können glaubte, half das nicht viel. Auf meine Frage, worauf der Fürst sein so ungünstiges Urteil gründe, erwiderte er: Graf Herbert habe sehr abfällig über die Türkei berichtet. Der Fürst und Graf Herbert sind der Türkei nicht hold gewesen und haben meiner Türkenpolitik — der alten Politik Friedrichs des Großen — nicht beigepflichtet.

Während der letzten Zeit seiner Kanzlerschaft bezeichnete Bismarck die Erhaltung der guten Beziehungen zu Rußland, dessen Zar ihm sein besonderes Vertrauen schenke, als den hauptsächlichsten Grund seines Verbleibens im Amte. In diesem Zusammenhange machte er mir die ersten Andeutungen über den geheimen Rückversicherungsvertrag mit Rußland. Bisher war ich weder vom Fürsten noch vom Auswärtigen Amt von diesem Vertrage unterrichtet worden, obwohl ich mich gerade mit den russischen Angelegenheiten befaßt hatte. —

Als ich durch den frühen Tod meines Vaters zur Regierung kam, folgte damit, wie ich schon früher hervorhob, die Generation des Enkels auf die des Großvaters. Es wurde dadurch die ganze Generation Kaiser Friedrichs übersprungen. Diese war durch den Verkehr mit dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm mit vielen liberalen Ideen und Reformprojekten gerüstet, die unter ihm als Kaiser Friedrich ins Werk gesetzt werden sollten. Durch sein Hinscheiden

sah sich diese ganze Generation, zumal die Politiker, in ihrer Hoffnung, zu Einfluß zu gelangen, getäuscht; sie fühlte sich gewissermaßen verwaist. Diese Kreise standen mir, obwohl sie mich und meine inneren Gedanken und Ziele gar nicht kannten, mißtrauisch und zurückhaltend gegenüber, anstatt ihr Interesse vom Vater auf den Sohn zum Vorteil des Vaterlandes zu übertragen.

Ein Vertreter der Nationalliberalen machte eine Ausnahme: der vornehme, noch jugendfrische Herr v. Benda. Schon als Prinz war ich mit ihm auf den großen Hasenjagden beim Amtsrat Dietze in Barby bekannt geworden. Dort hatte er meine Zuneigung und mein Vertrauen gewonnen, wenn ich als Zuhörer in dem Kreise der älteren Männer den Diskussionen über politische, landwirtschaftliche und nationalökonomische Fragen beiwohnte, bei denen Herr v. Benda durch sein freies, interessantes Urteil meine Aufmerksamkeit fesselte. Einer Einladung auf den Landsitz Bendas, Rudow bei Berlin, bin ich gern gefolgt. Daraus entstand ein regelmäßiger Besuch einmal im Jahre. Die Stunden im Rudower Familienkreise, in dem von den talentierten Töchtern die Musik eifrig gepflegt wurde, sind mir in guter Erinnerung geblieben. Die politischen Gespräche zeigten, daß Herr v. Benda einen weiten Blick besaß, der, frei von aller Parteischablone, eine so klare Auffassung über die allgemeinen Staatsnotwendigkeiten offenbarte, wie sie bei Parteimännern selten zu finden ist. Er hat mir aus treuem altpreußischen Herzen, das fest an seinem Königshause hing, unter weitgehender Toleranz anderen Parteien gegenüber, manchen wertvollen Rat für die Zukunft erteilt.

Daß ich in keiner Weise gegen irgendeine Partei – abgesehen von den Ultra-Sozialisten – ablehnend gesinnt, auch nicht antiliberal war, hat meine spätere Regierungszeit bewiesen. Mein bedeutendster Finanzminister war der Liberale Miquel; mein Handelsminister der Liberale Moeller; der Führer der Liberalen, Herr v. Bennigsen,

war Oberpräsident von Hannover. Mit einem älteren liberalen Abgeordneten, den ich durch Herrn v. Miquel kennen lernte, habe ich besonders während der zweiten Hälfte meiner Regierungszeit nahe Beziehungen gepflogen, es war Herr Seydel (Chelchen), Besitzer eines Landgutes im Osten; ein Kopf, dem ein paar kluge Augen aus dem glattrasierten Gesicht schauten. Er war Mitarbeiter Miquels in Eisenbahn- und Kanalfragen; ein grundgescheiter, einfacher, praktischer Mann, Liberaler mit konservativem Einschlag.

Mit der konservativen Partei bestanden naturgemäß zahlreiche Beziehungen und Berührungspunkte, da die Herren vom Landadel auf Hof- und anderen Jagden viel mit mir zusammentrafen oder zu Hofe kamen, auch in Hofstellungen Dienst taten. Durch sie konnte ich ausgiebige Orientierung über alle Agrarfragen erhalten und hören, wo den Landmann der Schuh drückte.

Die Freisinnigen unter ihrem „unentwegten Führer" haben keine Beziehung zu mir aufgenommen; sie beschränkten sich auf die Opposition.

In den Gesprächen mit Benda und Bennigsen wurde oft über die Zukunft des Liberalismus gesprochen. Dabei tat Benda einmal den interessanten Ausspruch: „Es ist nicht nötig und auch nicht gut, wenn der Thronfolger in Preußen in Liberalismus macht; das können wir nicht brauchen. Er muß in larger und nicht beengter Weise ohne Voreingenommenheit gegen andere Parteien doch im Grunde genommen konservativ sein."

Als ich mit Bennigsen die Notwendigkeit erörterte, daß die Nationalliberalen ihr Programm, das ursprünglich unter der Devise: „Aufrichtung des Deutschen Reiches und Pressefreiheit" die Mitglieder um die liberale Fahne geschart habe – was nun lange schon erreicht sei –, revidieren müßten, damit die werbende Kraft des alten preußischen Liberalismus beim Volke nicht verloren gehe, gab Bennigsen das zu. Die preußischen Liberalen wie Konservativen,

fuhr ich fort, machten beide den Fehler, daß sie noch zu viel Erinnerungen an die alte Konfliktszeit von 1861—1866 bewahrten und bei Wahl- oder anderen politischen Kämpfen in Gewohnheiten von damals zurückfielen. Jene Zeit sei für unsere Generation bereits Geschichte geworden und erledigt. Für uns fange die Jetztzeit mit dem Jahre 1870, dem neuen Reiche, an; unter 1866 hätten wir einen Strich gemacht. Man müsse auf dem Boden des Reiches neu bauen, auch die Parteien müßten sich in ihren Zielen danach einrichten, aber nicht altes Vergangenes, noch dazu Trennendes, mit herübernehmen. Das ist leider nicht geschehen. Bennigsen machte eine sehr treffende Bemerkung, indem er sagte: „Wehe den norddeutschen Liberalen, falls sie unter die Führung der süddeutschen Demokraten kommen sollten, dann ist es mit dem wirklichen, echten Liberalismus zu Ende. Dann kriegen wir die verkappte Demokratie von da unten, die können wir hier nicht brauchen."

Die ehrenwerte und königstreue konservative Partei hat leider nicht immer überragende Parteiführer hervorgebracht, die zugleich geschickte, taktisch geschulte Politiker waren. Der agrarische Flügel war zeitweise zu ausgeprägt und bedeutete eine Belastung der Partei. Auch waren die Erinnerungen an die Konfliktszeit noch zu stark. Ich riet zu dem Zusammenschluß mit den Nationalliberalen, fand aber wenig Gegenliebe. Ich habe oft darauf hingewiesen, daß die Nationalliberalen reichstreu und daher kaiserlich gesinnt, also durchaus als Bundesgenossen für die Konservativen zu begrüßen seien. Ich könne und wolle im Reiche nicht ohne sie, keinesfalls gegen sie regieren; der norddeutsche Konservativismus werde in manchen Teilen des Reiches nicht verstanden, eine Folge der anders gearteten historischen Entwicklung; deshalb seien die Nationalliberalen der natürliche Bundesgenosse. Aus diesem Grunde habe ich z. B. auch den Hofprediger Stöcker — einen auf sozialem Gebiete in seiner Missionstätigkeit glänzend bewährten Mann — aus seinem Amte entfernt,

weil er in Süddeutschland eine demagogische Hetzrede gegen die dortigen Liberalen gehalten hatte.

Das Zentrum war durch den Kulturkampf zusammengeschweißt und stark antiprotestantisch, dem Reiche nicht hold. Trotzdem habe ich mit vielen bedeutenden Männern der Partei Beziehungen gepflogen und sie zum Nutzen des Ganzen für praktische Mitarbeit interessieren können. Besonders Schorlemer (der Vater) half mir dabei. Er hat nie ein Hehl aus seiner preußischen Königstreue gemacht. Sein Sohn, der bekannte Landwirtschaftsminister, hat sich sogar der konservativen Partei angeschlossen. Bei vielen Vorlagen hat das Zentrum mitgearbeitet, das in seinem alten Führer Windthorst einstmals den schärfsten politischen Kopf im Parlament besitzen durfte. Aber bei allem war doch der Unterton nicht zu verkennen, daß das Interesse der Kirche Roms stets gewahrt sein müsse und nicht zu kurz kommen dürfe.

* * *

Als Prinz Wilhelm war ich des längeren zum Oberpräsidenten der Provinz Brandenburg v. Achenbach kommandiert, um in die innere Verwaltung eingeführt und in wirtschaftlichen Fragen orientiert zu werden, auch praktisch tätigen Anteil an den Arbeiten zu nehmen. Aus dieser Zeit habe ich mir, durch die fesselnden Vorträge Achenbachs angeregt, besonderes Interesse für die wirtschaftliche Seite der inneren Entwicklung des Landes bewahrt, während die rein juristische Seite der Verwaltung mich weniger fesselte. Meliorationen, Kanalbauten, Chaussee-Anlagen, Waldwirtschaft, Hebung aller Arten der Verkehrsverbindungen, Wohnungsverbesserung, Einführung der Maschinen in die Landwirtschaft und deren genossenschaftliche Entwicklung waren Fragen, die mich auch später andauernd beschäftigt haben; in ganz besonderem Maße der Wasserbau und die

Entwicklung des Eisenbahnnetzes, zumal in dem sehr vernachlässigten Osten.

Alle diese Fragen wurden, nachdem ich den Thron bestiegen hatte, mit den Ministern besprochen. Ich hatte ihnen zur Aneiferung freies Arbeiten in ihren Ressorts zugesagt. Das stellte sich aber, solange Fürst Bismarck im Amte war, als kaum möglich heraus, da der Fürst sich in allen Angelegenheiten die Hauptentscheidung vorbehielt und dadurch die Selbständigkeit seiner Mitarbeiter lähmte. Es zeigte sich mir bald, daß die Minister, ganz in Bismarcks Hand befindlich, sich zu „Neuerungen" oder Ideen des „jungen Herrn", die Bismarck ablehnte, nicht bekennen konnten. Das Ministerium war in der Tat ausschließlich ein Instrument in Bismarcks Hand und handelte nur nach seinem Befehl. Dieser Zustand war an sich natürlich, denn ein so überragender Ministerpräsident, der für Preußen und Deutschland so große politische Erfolge errungen hatte, beherrschte eben sein Ministerium und leitete es autoritativ. Ich befand mich dadurch aber in einer schwierigen Lage, denn bei meinen Anregungen wurden mir die typischen Antworten zuteil: „Das will der Fürst Bismarck nicht; das ist nicht bei ihm zu erreichen; das würde Kaiser Wilhelm I. nicht verlangt haben; das verstößt gegen die Tradition" usw. Ich erkannte mehr und mehr, daß ich *eigentlich kein Staatsministerium zur Verfügung hatte*, sondern daß sich die Herren — aus langer alter Gewohnheit — *als die Beamten des Fürsten Bismarck ansahen.*

Ein Beispiel möge erläutern, wie das Ministerium in jener Bismarckschen Zeit zu mir stand. Es handelte sich um die Erneuerung des Sozialistengesetzes, einer politischen Maßregel des Fürsten Bismarck, um den Sozialismus zu bekämpfen. Ein bestimmter Paragraph sollte gemildert werden, um das Gesetz zu retten. Bismarck wollte nicht. Es kam zu scharfen Auseinandersetzungen. Ich befahl einen Kronrat. Bismarck sprach im Vorzimmer mit meinem Ad-

jutanten und erklärte: Seine Majestät vergesse ganz, daß er Offizier sei und ein Portepee trage; er müsse auf die Armee zurückgreifen und sie gegen die Sozialisten führen, falls diese zu revolutionären Taten schreiten sollten: der Kaiser solle ihm freie Hand lassen, dann werde man endlich Ruhe haben. Im Kronrat blieb Bismarck bei seinem Standpunkt. Die einzelnen Minister, zur Meinungsäußerung aufgefordert, sprachen sich lau aus. Es kam zur Abstimmung, und das ganze Ministerium stimmte gegen mich.

Diese Abstimmung zeigte mir wiederum die absolute Herrschaft, die der Kanzler über seine Minister ausübte. In tiefem Unmut besprach ich den Vorfall mit Exzellenz v. Lucanus, der ebenso betroffen über diese Erscheinung war. Lucanus suchte einige von den Herren auf und stellte sie über ihr Verhalten zur Rede. Die Herren machten geltend, sie seien „nicht in der Lage", gegen den Fürsten Stellung zu nehmen, und erklärten, man könne ihnen doch unmöglich zumuten, gegen den Fürsten zu stimmen.

Der große westfälische Bergarbeiterstreik im Frühjahr 1889 traf die Zivilverwaltung überraschend. Eine dementsprechende Kopf- und Ratlosigkeit trat zumal bei der Provinzialverwaltung Westfalens in die Erscheinung. Alles rief nach Truppen, ein jeder Grubenbesitzer wollte womöglich Posten vor seinem Zimmer stehen haben. Die Kommandeure der requirierten Truppen meldeten immediat über die vorgefundene Lage an mich, darunter einer meiner früheren Regimentskameraden aus dem Garde-Husarenregiment, v. Michaelis, der seines Witzes halber berühmt war. Er war zwischen den streikenden Arbeitermassen, die in dem ungewöhnlich warmen Vorfrühling auf den Halden herum lagerten, allein und unbewaffnet umhergeritten und hatte es bald verstanden, durch sein vertrauenerweckendes joviales Wesen einen harmlosen Verkehr mit den Leuten herzustellen. Durch Frage und Antwort gelangte er in den Besitz vieler wertvoller Informationen über das, wodurch sich die Arbeiter — mit Recht oder

Unrecht — bedrückt fühlten, sowie über ihre Absichten, Hoffnungen und Wünsche für die Zukunft. Er erwarb sich bald allgemeine Anerkennung und Beliebtheit bei den Arbeitern und wußte sie so richtig zu behandeln, daß in seinem Rayon absolute Ruhe herrschte. Durch nervöse und besorgte Telegramme der Großindustriellen und Behörden, die auch beim Reichskanzler einliefen, veranlaßt, fragte ich bei Michaelis an, wie die Lage aufzufassen sei. Als Antwort traf folgendes Telegramm ein: „Alles ruhig, mit Ausnahme der Behörden."

Auf Grund aller im Laufe des Frühjahres und Sommers einlaufenden Meldungen und Berichte sammelte sich ein Material an, das klar erkennen ließ, daß in der Industrie nicht alles in Ordnung war. Mancher Wunsch der Arbeiter hatte seine Berechtigung und hätte zum mindesten wohlwollender Prüfung unterzogen werden sollen, sowohl seitens der Arbeitgeber, wie der Behörden. Diese Erkenntnis, welche auch von meinem von mir befragten, in den sozialen Erscheinungen besonders seiner Provinz gut orientierten früheren Erzieher, Geheimrat Dr. Hinzpeter, bestätigt wurde, ließ in mir den Entschluß reifen, den Staatsrat zusammenzuberufen, zu den Verhandlungen Arbeitgeber und Arbeitnehmer hinzuzuziehen und unter meinem persönlichen Vorsitz eine eingehende Beleuchtung der Arbeiterfrage zu veranlassen. Es sollten dabei leitende Grundsätze und Material gewonnen werden, die dann dem Kanzler und der preußischen Staatsregierung als Unterlagen für die Ausarbeitung dementsprechender Gesetzesvorlagen dienen sollten.

Mit diesem Gedanken trat ich an Exzellenz v. Böttticher heran, der sofort den Widerstand des Kanzlers gegen solches Verfahren in Aussicht stellte und dringend davon abriet. Ich bestand auf meinem Vorsatz, den Grundsatz Friedrichs des Großen anführend: „Je veux être un roi des gueux"*); es sei meine Pflicht, für die von der

---

*) „Ich will ein König der Armen sein."

Industrie aufgebrauchten Landeskinder zu sorgen, ihre Kräfte zu schützen und ihre Existenzmöglichkeiten zu verbessern.

Der vorhergesagte Widerstand des Fürsten ließ nicht lange auf sich warten. Es kostete, da die Großindustrie sich zum Teil hinter den Kanzler scharte, viel Mühe und Kämpfe, bis meine Absicht durchgesetzt war. Der Staatsrat trat unter meinem Vorsitz zusammen. In der Eröffnungssitzung erschien unerwartet auch der Kanzler. Er hielt eine Ansprache, in der er das ganze von mir ins Werk gesetzte Unternehmen mit Ironie kritisierte und mißbilligte und seine Mitwirkung versagte. Dann verließ er den Saal.

Nach dem Fortgang des Kanzlers stand die Versammlung unter dem Eindruck dieser eigenartigen Szene. Die Wucht und Rücksichtslosigkeit, mit der der große Kanzler für seine und gegen meine Politik eintrat, weil er von der Richtigkeit seiner Auffassung durchdrungen war, machte auf mich und alle Anwesenden einen imponierenden Eindruck. Trotzdem mußte mich der Vorfall tief verletzen. Die Versammlung nahm dann ihre Arbeiten wieder auf und lieferte reiches Material zur Weiterbildung der von Kaiser Wilhelm dem Großen ins Leben gerufenen sozialen Gesetzgebung, die den Stolz Deutschlands bildet und eine Fürsorge für das arbeitende Volk darstellt, wie sie in keinem Lande der Welt zu finden ist.

Daraufhin beschloß ich, einen allgemeinen Sozialkongreß einzuberufen. Auch dem widersetzte sich Fürst Bismarck. Die Schweiz hegte einen ähnlichen Gedanken und beabsichtigte, einen Kongreß nach Bern zu berufen. Der schweizerische Gesandte Roth erfuhr von meiner Absicht und empfahl die Einstellung der Einladungen nach Bern und die Annahme einer solchen nach Berlin. So geschah es. Dank der Loyalität des Herrn Roth konnte der Kongreß nach Berlin einberufen werden. Das aus ihm resultierende Material ist zu Gesetzen verarbeitet und ausgenutzt worden, allerdings nur in Deutschland.

Späterhin habe ich mit Bismarck über sein Ansinnen, die Sozialisten im Falle revolutionärer Betätigung durch Kanonen und Bajonette zu bekämpfen, gesprochen und versucht, ihn davon zu überzeugen, daß ich, kaum daß Kaiser Wilhelm der Große nach gesegneter Regierung die Augen geschlossen, doch unmöglich meine ersten Regierungsjahre mit dem Blut meiner eigenen Landeskinder beflecken könne. Bismarck blieb dabei und erklärte, er werde das auf seine Kappe nehmen, ich sollte ihm die Sache nur überlassen. Ich erwiderte, daß ich das mit meinem Gewissen und meiner Verantwortung vor Gott nicht vereinbaren könnte, um so weniger, als ich genau wüßte, daß die Arbeiterwelt in einer schlechten Lage sei, die unbedingt gebessert werden müßte.

Der Gegensatz der Anschauungen des Kaisers und des Kanzlers über die soziale Frage, d. h. die Förderung des Wohles der Arbeiterbevölkerung unter Anteilnahme des Staates, ist der eigentliche Grund zum Bruche zwischen uns gewesen und hat mir die Feindschaft Bismarcks und damit die eines großen Teiles des ihm ergebenen deutschen Volkes und besonders des Beamtentums auf Jahre hinaus eingetragen.

Dieser Gegensatz zwischen dem Kanzler und mir entstand durch seine Meinung, daß die soziale Frage mit scharfen Maßregeln und eventuell mit der Truppe gelöst werden könne, nicht aber mit Grundsätzen allgemeiner Menschenliebe oder Humanitätsduselei, die er bei mir annehmen zu müssen glaubte. Bismarck war – das möchte ich nach dem Gesagten betonen – nicht etwa arbeiterfeindlich. Im Gegenteil! Er war ein viel zu großer Staatsmann, um die Wichtigkeit der Arbeiterfrage für den Staat zu verkennen. Er faßte diese ganze Angelegenheit aber rein vom staatlichen Zweckmäßigkeitsstandpunkte auf. Der Staat sollte für die Arbeiter sorgen, soweit und wie dies der Regierung gut schien. Von einer Mitwirkung der Arbeiter bei diesem Werke war kaum die Rede. Verhetzungen und

Auflehnungen sollten scharf, nötigenfalls mit Waffengewalt, unterdrückt werden. Fürsorge auf der einen, die Panzerfaust auf der anderen Seite, das war die Bismarcksche Sozialpolitik. Ich aber wollte die Seele des deutschen Arbeiters gewinnen und habe um dieses Ziel heiß gerungen. Ich war von einem klaren Pflicht- und Verantwortlichkeitsbewußtsein meinem ganzen Volke, also auch den arbeitenden Klassen gegenüber, erfüllt. Was diesen von Rechts wegen und billigerweise zukam, sollte ihnen werden, und zwar, soweit es angängig oder notwendig war, wo der Wille und das Vermögen der Arbeitgeber aufhörten, von seiten des Landesherrn und seiner Regierung. Sobald ich erkannt hatte, daß Verbesserungen notwendig waren, zu denen sich die Industrie zum Teil nicht verstehen wollte, griff ich aus Rechtsgefühl für die Arbeiterschaft ein.

Ich hatte genügend in der Geschichte studiert, um nicht den Illusionen allgemeiner Volksbeglückungsmöglichkeit zum Opfer zu fallen. Daß es *einem* Menschen nicht möglich ist, ein Volk „glücklich“ zu machen, war mir klar. Schließlich ist nur das Volk glücklich, das zufrieden ist oder wenigstens sein will, ein Wille, der allerdings ein gewisses Maß an Erkenntnis des Möglichen, also Sachlichkeit, voraussetzt. Leider gebricht es daran recht oft!

Ich wußte genau, daß bei den maßlosen Forderungen der sozialistischen Führer die unberechtigte Begehrlichkeit stets neu entfacht werden würde. Aber gerade um den unberechtigten Aspirationen mit reinem Gewissen und überzeugend entgegentreten zu können, durfte den berechtigten die Anerkennung und Förderung nicht versagt werden.

Die das Wohl der Arbeiter ins Auge fassende Politik hat zweifellos den gesamten Industriellen Deutschlands durch die bekannten Gesetze für den Arbeiterschutz schwere Lasten in der Konkurrenz auf dem Weltmarkt auferlegt – zumal einer Industrie gegenüber wie der belgischen, die ungehindert die Menschenreserven Belgiens mit billigen Löhnen bis zum letzten Tropfen ausquetschen konnte, ohne Gewissens-

bisse darüber zu empfinden und ohne Mitgefühl für die sinkende Moral des ausgeschöpften, ungeschützten Volkes. Solche Zustände habe ich für Deutschland unmöglich gemacht durch meine soziale Gesetzgebung, deren Einführung ich auch in Belgien während des Krieges durch Generaloberst Freiherrn v. Bissing zum Wohl der belgischen Arbeiter veranlaßte. Diese Gesetzgebung ist aber zunächst, um einen sportlichen Ausdruck zu gebrauchen, ein Handicap auf der deutschen Industrie im Weltkonkurrenzkampf gewesen und verstimmte viele Großindustrielle, was von ihrem Standpunkte verständlich war. Der Landesherr muß aber stets das Gesamtwohl im Auge haben, und deshalb bin ich meinen Weg unbeirrt weitergegangen.

Diejenigen Arbeiter andererseits, die blindlings den sozialistischen Führern folgten, haben mir keinen Dank für den ihnen geschaffenen Schutz und für meine Arbeit gezollt. Uns trennt der Wahlspruch der Hohenzollern: „Suum cuique". Das heißt: „Jedem das Seine", aber nicht, wie die Sozialdemokraten wollen: „Allen dasselbe"!

Auch der Gedanke beschäftigte mich, wenigstens der kontinentalen Industrie Europas durch eine Art von Kontingentierung des Absatzes im Auslande einen Teil des Konkurrenzkampfes zu ersparen und dadurch eine Erleichterung der Produktion zu schaffen, die wiederum eine gesündere Lebensweise der arbeitenden Klassen ermöglichen sollte.

Sehr bezeichnend ist der Eindruck, den fremde Arbeiter beim Studium der sozialen Gesetzgebung in Deutschland gewannen. Wenige Jahre vor dem Kriege erwachte man in England unter dem Druck der Arbeiterbewegungen zu der Überzeugung, daß es geboten sei, für die Arbeiter besser zu sorgen. Es kamen Kommissionen nach Deutschland, auch solche von Arbeitern. Sie besuchten unter Führung von deutschen Vertretern, auch von Sozialisten, die Industriegebiete, Fabriken, Wohltätigkeitsanlagen, Heilstätten der Versicherungsgesellschaften usw. und waren überrascht von allem, was sie sahen. Bei dem Abschiedsmahl, das ihnen gegeben wurde, wandte sich der

englische Führer der Arbeiterdeputationen an Bebel mit der Schluß=bemerkung: „Nach dem, was wir alles gesehen haben, was in Deutschland für die Arbeiterwelt geschieht, frage ich Sie: da sind Sie auch noch Sozialisten?!" Einem Gewährsmann gegenüber be=merkten die Engländer, wenn es ihnen gelänge, nach langen Kämpfen in ihrem Parlament den zehnten Teil von dem durchzusetzen, was in Deutschland schon seit Jahren für die Arbeiter geschähe, dann würden sie sehr zufrieden sein.

Ich hatte diese Besuche der englischen Deputationen mit Inter=esse verfolgt und wunderte mich über deren Unkenntnis der deutschen Verhältnisse. Noch mehr aber über die durch die englische Botschaft übermittelten Fragen der englischen Regierung zu demselben Thema, die eine geradezu erstaunliche Unkenntnis der in Deutschland auf dem Gebiet sozialer Reformen erfolgten Entwicklung verrieten. Ich befragte den englischen Botschafter und bemerkte, England sei 1890 auf dem Berliner Sozialkongreß vertreten gewesen und habe doch gewiß, wenigstens durch die Botschaft, Kenntnis erhalten von den Reichstagsdebatten, die über die einzelnen sozialen Maßnahmen in breiter Weise stattgefunden hatten. Der Botschafter erwiderte: Er habe denselben Gedanken gehabt, daher habe er die früheren Akten der Botschaft nachsehen lassen. Dabei sei konstatiert worden, daß seitens der Botschaft auf das genaueste nach London Bericht erstattet worden und daß über jedes wichtige Stadium der fortschreitenden sozialen Reformen umfangreiche Berichte nach Hause gesandt worden seien; allein „because they came from Germany, nobody ever read them, they were simply »pigeonholed«, and remained there ever since, it is a downright shame! Germany does not interest people at home".*) So fügte der Brite achselzuckend hinzu. Weder König

*) „Weil sie aus Deutschland kamen, wurden sie von niemand gelesen, man packte sie einfach in die Aktenschränke, und dort sind sie seitdem geblieben. Es ist eine wahre Schande! Deutschland interessiert die Leute zu Hause nicht."

noch Parlament besaßen das Gewissen oder Zeit oder Lust, sich mit der Hebung der Arbeiterklasse zu beschäftigen. Die „Einkreisungs=politik" zur Vernichtung Deutschlands, vor allem seiner Industrie und damit seiner Arbeiterbevölkerung, war ihnen viel wichtiger und lohnender. Am 9. November 1918 schlossen sich die radikalen deutschen Sozialistenführer mit ihrer gleichgearteten Gefolgschaft diesem britischen Vernichtungswerke an. –

Auch im Kleinen habe ich auf Gebieten, die meinem Einfluß zugänglich waren, z. B. in der Verwaltung meines Hofes, im Kaiserlichen Automobil=Club u. dgl., den sozialen Gesichtspunkten zur Geltung verholfen. So habe ich u. a. aus den Geldern, die bei der Besichtigung der Schlösser den Dienern gegeben wurden, einen Fonds errichten lassen, der als lediglich der Dienerschaft gehörend angesehen wurde und im Laufe der Zeit eine stattliche Summe erreicht hat. Aus seinen Mitteln erhielten die Diener und ihre Familien Badereisezulagen, Kurkosten, Begräbniskosten, Aussteuern für Kinder, Konfirmationszulagen und ähnliche Zuwendungen.

Als ich auf die Bitte des neugeschaffenen „Kaiserlichen Automobil=Clubs" das Protektorat über ihn angenommen hatte, folgte ich einer Einladung zu einem Frühstück in den schönen Räumen des von Ihne gebauten Hauses. Hier fand ich außer Magnaten, wie den Herzögen von Ratibor, von Ujest u. a., eine Menge Herren aus der Berliner haute finance und Industrie vor, die sich teilweise recht „hermelintoll" gebärdeten. Als das Gespräch auf die Wagenführer kam, schlug ich vor, einen Fonds zu begründen, der diesen bei Unglücksfällen eine Beihilfe für die Krankheitsbehandlung, bei Todesfällen eine Sicherstellung ihrer Hinterbliebenen gewähren sollte. Der Vorschlag fand allgemeinen Beifall, und der Fonds hat dann sehr segensreich gewirkt. Eine ähnliche Einrichtung habe ich späterhin auch für die Kapitäne und Ersten Steuerleute im „Kaiserlichen Yacht=Club" in Kiel geschaffen.

Besondere Freude bereitete mir das von mir begründete „Kaiser Wilhelm-Kinderheim" in Ahlbeck, in dem im Frieden alljährlich von Mai bis Ende September, abteilungsweise alle vier Wochen wechselnd, eine große Anzahl von Kindern aus den ärmsten Berliner Arbeitervierteln untergebracht wurden. Das Heim steht heute noch unter der bewährten Leitung der hervorragenden Oberin Fräulein Kirschner, der Tochter des früheren Oberbürgermeisters von Berlin, und hat sowohl physisch wie psychisch ein glänzendes Resultat erzielt. Aus abgehärmten, blassen, dürftigen Großstadtkindern wurden frische, blühende, lebensfreudige kleine Wesen, von deren Gedeihen ich mich des öfteren persönlich freudebewegt überzeugt habe. –

Ich möchte, gerade weil ich von meinem Zerwürfnis mit Bismarck wegen der Arbeiterfrage gesprochen habe, – außer dem vorhin über seine grundsätzliche Stellung Gesagten – ein Beispiel dafür anfügen, wie glänzend sich der Fürst in einer Angelegenheit benahm, die die Arbeiterschaft anging. Dabei haben ihn gewiß auch nationale Motive geleitet, aber er erkannte doch sofort, daß es galt, eine große Belegschaft vor Arbeitslosigkeit zu schützen, und griff mit seiner ganzen Autorität durch. Ich hatte – noch als Prinz Wilhelm – in Stettin etwa 1886 in Erfahrung gebracht, daß die große Schiffsbauwerft „Vulkan" aus Mangel an Bestellungen vor dem Konkurs und damit die ganze mehrtausendköpfige Arbeiterschaft vor der Brotlosigkeit stand. Dies war auch für die Stadt Stettin katastrophal. Die Werft konnte nur durch eine Bestellung auf ein großes Schiff über Wasser gehalten werden. Sie war, durch Admiral v. Stosch seinerzeit aufgefordert – um uns vom englischen Schiffbau endlich loszumachen –, mutig darangegangen und hatte das erste deutsche Panzerschiff gebaut, dessen Taufe Anno 1874 meine Mutter an ihrem Geburtstag vollzog, wobei ich zugegen gewesen bin. Seither hatten ihre Schiffe stets die Zufriedenheit der Kriegsmarine erworben; doch diese baute nur selten. Die Handelsmarine aber hatte nicht gewagt,

den kühnen Schritt Admirals v. Stosch nachzutun. Nun stand diese tapfere deutsche Werft vor dem Ruin, denn der Bremer Lloyd hatte ihr Angebot auf einen Passagierdampfer abgelehnt mit dem Bemerken, das könnten die Engländer besser à conto ihrer langjährigen Tradition. Die Not war groß. Ich eilte zum Fürsten Bismarck und legte ihm die oben geschilderten Vorgänge dar. Ein heller Zorn ergriff den Kanzler, und blitzenden Auges schlug er mit der Faust auf den Tisch. „Was? Diese Pfeffersäcke wollen lieber ihre Kähne in England als bei uns bauen? Das ist ja ganz unerhört! Dabei soll eine gute deutsche Werft zugrunde gehen? Der Deibel soll diese Kaufmänner beim Kanthaken kriegen!!" Er klingelte, ein Diener trat ein. „Geheimrat X. aus dem Auswärtigen Amt sofort hierher!" Nach wenigen Minuten, während deren der Fürst auf- und abstampfte, erschien der Gerufene. „Telegramm nach Hamburg an den Gesandten: der Lloyd in Bremen hat sein neuestes Schiff in Stettin beim Vulkan bauen zu lassen!" Der Geheimrat verschwand eiligst mit „wagerecht abstehenden Rockschößen um die offene Tür herumwalzend". Der Fürst wandte sich zu mir und sagte: „Ich bin Ihnen zu besonderem Danke verpflichtet. Sie haben dem Vaterland und auch mir einen wichtigen Dienst erwiesen. Fortan wird nur noch bei uns gebaut. Das werde ich den Hanseaten schon klar machen. Sie können an den Vulkan telegraphieren, daß der Kanzler sich für den Bau auf der Vulkanwerft verbürgt; möge es der Anfang einer langen Reihe sein! Die Arbeiter aber, die Sie auf diese Weise vor Arbeitslosigkeit geschützt haben, mögen sich bei Ihnen bedanken!" Ich benachrichtigte Geheimrat Schlutow in Stettin, die Freude war groß. Es war der Anfang, der zu dem Bau der herrlichen Schnelldampfer führen sollte.

Als ich im Dezember 1888 nach meinem Regierungsantritt nach Stettin fuhr, um meinen pommerschen Grenadieren die Erinnerungsbänder an ihre Fahnen zu verleihen, besuchte ich auf Bitten des Vor-

standes auch den Vulkan. Nach Empfang durch den Vorstand außerhalb der Werft taten sich die großen Flügeltore auf, und ich schritt hinein. Aber statt Arbeit und dröhnender Hämmer empfing mich tiefe Stille. Die gesamte Arbeiterschaft stand im offenen Halbkreis versammelt und entblößte ihre Häupter. In ihrer Mitte stand der älteste Arbeiter mit schneeweißem Bart, einen Lorbeerkranz in der Hand. Ich war ergriffen. Schlutow flüsterte mir zu: „Eine kleine Freude, die die Arbeiter sich selbst ausgedacht haben." Der alte Schmied trat vor, und in kernigen schlichten Worten sprach er mir den Dank der Arbeiter dafür aus, daß ich sie und vor allem ihre Frauen und Kinder durch meine Verwendung bei Bismarck für das Schiff vor Not und Hunger bewahrt hatte. Als Zeichen der Dankbarkeit der Arbeiterschaft bat er, den Lorbeerkranz überreichen zu dürfen. Auf das tiefste bewegt nahm ich den Kranz entgegen und verlieh der Freude darüber Ausdruck, daß ich im Frieden ohne einen Tropfen Blut meinen ersten Lorbeer aus der Hand braver deutscher Arbeiter empfinge. Das war Anno 1888! Damals wußte die deutsche Arbeiterschaft den Segen der Arbeit zu schätzen.



Caprivi



General v. Caprivi war bei meinem Regierungsantritt Chef der Admiralität. Er war der letzte General in diesem Amt. Ich nahm den Aufbau und die Reform, ja man kann sagen die Neugründung der Kaiserlich Deutschen Marine auf Grund meiner Vorstudien in England und daheim sofort energisch in die Hand. Das paßte dem tüchtigen, aber etwas eigensinnigen und von Eitelkeit nicht ganz freien General nicht.

Er hatte sich unzweifelhaft große Verdienste um die Mobilmachung, die Hebung des Offizierkorps und die Förderung und Entwicklung des Torpedobootwesens erworben. Dagegen lag der Schiffbau, der Ersatz altwerdenden Materials, ganz darnieder, zum Schaden für die Flotte und zum Kummer der aufblühenden, nach Beschäftigung verlangenden Schiffbauindustrie. Caprivi war als alter preußischer General der Ansicht seiner Zeit- und Altersgenossen von 1864, 1866 und 1870/71: die Armee habe immer alles gemacht und so werde es weiter bleiben. Daher dürften für die Marine keine großen Geldforderungen an das Land gestellt werden, weil sonst die Gefahr bestände, daß die Armee um die andernfalls ihr zufließenden Mittel gekürzt und dadurch ihre Entwicklung gehemmt würde. Diese Vorstellung, von der Caprivi nicht abzubringen war, war falsch. Der bewilligte Betrag floß nicht in ein Reservoir, aus dem man durch Umstellung einer Klappe den Geld-

strom bald in den Armee-, bald in den Marinekanal leiten konnte. Wenn Caprivi für Marinebauten nichts fordern wollte, um dadurch der Armee mehr zuzuwenden, so war das also verkehrt. Die Armee bekam deswegen nicht einen Maravedi mehr, sondern auch nur das, was der Kriegsminister nach dem Etat für sie anforderte und erhielt. Das zu schaffende Staatssekretariat für die Marine mußte ganz unabhängig vom Kriegsministerium soviel für die Flotte fordern und durchsetzen, wie für den Schutz unseres Handels und unserer Kolonien erforderlich war. So ist es später auch geschehen.

Caprivi trat bald mit der Bitte an mich heran, ihn von seinem Posten abzulösen. Dieser befriedige ihn an sich schon nicht; dann aber hätte ich allerhand Zukunftspläne mit der Marine, die er schon deshalb für unrealisierbar halte, weil der Nachwuchs der prima plana (Offiziere) fehle — damals Zugang 60 bis 80 Kadetten im Jahr — und eine große Marine ohne ein großes Offizierkorps undenkbar sei. Zudem habe er bei den Inspizierungen Seiner Majestät sehr bald gesehen, daß der Kaiser von Marineangelegenheiten mehr verstünde als er, der General, und das bringe ihn seinen Untergebenen gegenüber in eine unmögliche Lage.

Unter diesen Umständen trennte ich mich von ihm unter Verleihung des Kommandos eines Armeekorps. Nach dem Spruch: „Die Marine den Seeleuten!" bestimmte ich zum erstenmal einen Admiral zu ihrem Leiter, was von den Seeleuten mit großer Freude begrüßt wurde. Es war Admiral Graf Monts.

Als nun der Abgang des Fürsten Bismarck für mich doch ziemlich unerwartet eintrat, war die Wahl des Nachfolgers schwer. Wer es auch sein mochte — den Nachfolger dieses gewaltigen Kanzlers erwartete von vornherein ein schweres Opfer ohne Aussicht auf Anerkennung; er würde als Usurpator auf einem ihm nicht gebührenden Platz gelten, den auszufüllen er doch nicht imstande sei. Kritik, Kritik und nichts als Kritik war das tägliche Brot, auf das der

neue Kanzler rechnen mußte, und die Feindschaft aller derer, die zum Fürsten hielten, einschließlich der vielen, die sich früher in Opposition gegen ihn nicht genug hatten tun können. Eine starke Strömung würde dem neuen Kanzler Widerstand bereiten, nicht zum mindesten der alte Fürst selbst.

Aus solchen Überlegungen heraus wurde beschlossen, einen Mann aus der Generation des Fürsten zu wählen, der während der Kriege eine leitende Stellung bekleidet und bereits ein Staatsamt unter dem Fürsten geführt hatte. So kam Caprivi. Sein Alter verbürgte, daß er einen überlegten und ruhigen Ratgeber für den „verwaisten" jungen Kaiser abgeben werde.

Sehr bald kam die Frage der Verlängerung des Rückversicherungsvertrages mit Rußland. Caprivi erklärte, ihn schon in Rücksicht auf Österreich nicht mehr erneuern zu können, da die darin enthaltene Spitze gegen Österreich bei seinem kaum vermeidbaren Bekanntwerden in Wien zu recht unangenehmen Konsequenzen zu führen geeignet sei. So wurde der Vertrag hinfällig. Meiner Ansicht nach hatte er seinen Hauptwert damals schon verloren, da die Russen doch nicht mehr mit dem Herzen dahinter standen. In dieser Auffassung bestärkte mich eine Denkschrift des Unterstaatssekretärs Grafen Berchem, eines Mitarbeiters des Fürsten Bismarck.

Die Agrarkonservativen machten Front gegen Caprivi als „Mann ohne Ar und Halm", und ein heftiger Kampf tobte um die Handelsverträge. Diese Schwierigkeiten wurden noch wesentlich dadurch vermehrt, daß Fürst Bismarck, unter Fallenlassen seiner früheren Grundsätze, sich an dem Kampf gegen seinen Nachfolger mit der ihm innewohnenden Energie beteiligte. So begann die Fronde der Konservativen gegen Regierung und Krone, und der Fürst säte persönlich die Saat, aus der später der „mißverstandene Bismarck" und die so oft in der Presse angeführte „Reichsverdrossenheit" erwuchs. Der „mißverstandene Bismarck" hat meine ganze Regierungszeit

hindurch in Zitaten, Wort und Schrift, sowie durch passive Resistenz und gedankenlose Kritik meinen Anregungen und Zielen permanenten Widerstand geschaffen. Alles, was geschah, wurde von der sich dem Fürsten bereitwilligst zur Verfügung stellenden und sich oft noch bismärckischer als Bismarck selbst gebärdenden Presse schlecht gemacht, lächerlich gefunden und unterschiedslos in Grund und Boden kritisiert.

Besonders markant zeigte sich diese Erscheinung bei der Erwerbung von Helgoland. Dieses Eiland, den großen Wasserstraßen, die zu den Haupthandelsplätzen der Hansa führen, dicht vorgelagert, war in der Hand der Briten eine beständige Drohung gegen Hamburg und Bremen und machte jeden Gedanken an einen Flottenausbau unmöglich. Ich hatte daher den festen Entschluß gefaßt, dieses alte deutsche Eiland seinem Vaterland wieder zu gewinnen.

Auf dem Kolonialgebiet fand sich der Weg, um England zur Aufgabe des roten Felsens zu veranlassen. Lord Salisbury zeigte sich geneigt, den „unfruchtbaren Felsen" für Zanzibar und Witu in Ostafrika herzugeben. Durch Handelskreise und die Meldungen der Kommandanten der deutschen Kreuzer und Kanonenboote, die dort lagen und an der Küste der neuerworbenen deutschen ostafrikanischen Kolonie kreuzten, wußte ich, daß mit dem Aufblühen von Tanga, Dar-es-Salam usw. an der Küste Afrikas der Wert Zanzibars — als Hauptumschlagshafen — dahin sein würde. Denn, sobald diese Plätze genügenden Tiefgang und Ladeeinrichtung für Handelsdampfer erhalten haben würden, brauchten die aus dem Inneren an die Küste kommenden Güter nicht mehr mit Dhaws nach Zanzibar hinübergebracht und dort nochmals umgeladen zu werden, sondern man konnte sie aus den neuen Hafenplätzen der Küste direkt verfrachten.

So war ich der Überzeugung, daß wir einmal ein annehmbares Tauschobjekt, zum anderen eine gute Gelegenheit hatten, um kolonialen Reibungen mit England aus dem Wege zu gehen und uns

à l'amiable mit ihm zu arrangieren. Caprivi stimmte zu, die Verhandlungen wurden zum Abschluß gebracht, und eines Abends kurz vor Tisch konnte ich der Kaiserin und einigen Vertrauten die hocherfreuliche Mitteilung machen, daß Helgoland deutsch geworden war. Eine wichtige – unblutige – Mehrung des Reiches war gelungen, die erste Bedingung für den Ausbau der Flotte war erfüllt, ein jahrhundertelanger Wunsch der Hansen und Norddeutschen in Erfüllung gegangen. Ein bedeutendes Ereignis hatte sich in der Stille vollzogen.

Wenn die Erwerbung Helgolands unter des Fürsten Bismarck Kanzlerschaft erfolgt wäre, dann wäre sie wahrscheinlich mit Jubel begrüßt worden. Unter Caprivi setzte die Kritik ein. Es waren ja bloß der Usurpator Caprivi, der sich erkühnte, auf des Fürsten Stuhl zu sitzen, und der „unberechenbare", „undankbare", „impulsive" junge Herr gewesen, die das gemacht hatten! Wenn Bismarck nur gewollt hätte, den „ollen Felsen" konnte er alle Tage haben, aber die vielversprechenden afrikanischen Besitzungen den Engländern dafür preiszugeben, so ungeschickt hätte er nie gehandelt und sich nie so übers Ohr hauen lassen: so lautete es fast von allen Seiten. Des Fürsten Blätter stimmten laut in diese Kritik mit ein, allerdings sehr zum Kummer der Hansen.

Merkwürdig nahmen sich die Vorwürfe wegen des Austausches von Zanzibar und Witu in der Presse des Fürsten aus, der mir früher, als ich unter ihm arbeitete, immer wieder gesagt hatte, daß er an und für sich von Kolonien nicht viel halte und sie hauptsächlich als gelegentliche Tauschobjekte betrachte, um sich mit den Engländern auseinanderzusetzen. Sein Nachfolger handelte im Falle Helgoland danach und wurde dafür auf das heftigste kritisiert und angegriffen. Erst im Laufe des Weltkrieges sind mir Aufsätze in deutschen Zeitungen zu Gesicht gekommen, die rückhaltlos den Erwerb von Helgoland als Tat vorausschauender Politik anerkannten und Betrachtungen daran

knüpften, was wohl geschehen sein würde, wenn Helgoland nicht deutsch geworden wäre.

Das deutsche Volk hat allen Grund dazu, dem Grafen Caprivi für diese Tat Dank zu wissen, denn durch sie ist seine Flotte und der Sieg am Skagerrak ermöglicht worden. Die deutsche Marine hatte das schon längst erkannt.

Das Schulgesetz des Grafen Zedlitz brachte neue heftige Konflikte. Als sie zu Zedlitz' Rücktritt führten, wurde aus den Reihen seiner Anhänger bereits der Ruf laut: „Geht der Graf, muß der Kanzler auch gehen."

Caprivi ging in stiller, vornehmer Weise. Er hat redlich nach seinen Kräften und seinem Können versucht, die Traditionen des Fürsten Bismarck fortzuführen. Er hat dabei wenig Unterstützung seitens der Parteien gefunden, dafür um so mehr Kritik und Befehdung im Publikum und von denen, die von Rechts wegen und aus Staatsinteresse ihm hätten zur Seite stehen sollen. Ohne ein Wort der Rechtfertigung hat Caprivi vornehm schweigend den Rest seiner Tage in einsamer Zurückgezogenheit verlebt.

Hohenlohe



Wiederum stand ich vor der schwierigen Aufgabe, einen Kanzler wählen zu müssen. Seine Stellung und sein Wirken würden ungefähr unter denselben Auspizien und Bedingungen stehen wie die seines Vorgängers. Nur daß jetzt mehr der Wunsch in die Erscheinung trat, es müsse ein Staatsmann sein, natürlich ein älterer, der dem Fürsten Bismarck mehr Vertrauen einflöße, als ein einfacher General. Ein Staatsmann werde es besser verstehen, in den politischen Fußtapfen des Fürsten zu schreiten, und diesem weniger Flächen zur Kritik und zu Angriffen bieten. Letztere hatten allgemach angefangen, in der ganzen Beamtenschaft, die meist noch aus der Zeit des Fürsten stammte, eine nicht zu verkennende Nervosität und Unzufriedenheit auszulösen, durch welche die Arbeit des ganzen Regierungsmechanismus nicht unerheblich beeinträchtigt wurde, wie auch im Parlament die Opposition immer neue Verstärkung aus bis dahin regierungstreuen Kreisen erhielt und sich lähmend fühlbar machte. Namentlich im Auswärtigen Amt begann sich der Geist Holsteins, des vermeintlichen Vertreters der „alten bewährten Bismarck-Traditionen", stark zu regen und machte sich die Unlust an der Mitarbeit mit dem Kaiser besonders bemerkbar; man glaubte dort offenbar, selbständig die Politik Bismarcks fortführen zu müssen.

Nach reiflichen Erwägungen entschloß ich mich, den Fürsten Hohenlohe, der damals Statthalter der Reichslande war, mit der

Kanzlerschaft zu betrauen. Er hatte beim Ausbruch des Krieges 1870 als bayerischer Minister durchgesetzt, daß Bayern an Preußens Seite trat. Seitdem wurde er vom Fürsten Bismarck wegen seiner Reichstreue hochgeschätzt. Man konnte erwarten, daß diesem Nachfolger gegenüber des Fürsten Gegnerschaft nachlassen werde. Diese Kanzlerwahl war also stark beeinflußt durch die Rücksicht auf die Person des Fürsten Bismarck und die von ihm inspirierte öffentliche Meinung.

Fürst Hohenlohe war der Typus des alten vornehmen Grandseigneurs. Sehr urban in seinem ganzen Wesen und in seinen Umgangsformen, von feinem Geist, der einen leichten Beigeschmack von feiner Ironie zuweilen durchblicken ließ, durch sein Alter abgeklärt, ein kühler Beobachter und Beurteiler der Menschen. Trotz unserem großen Altersunterschiede hat er sich sehr gut mit mir eingelebt. Das wurde auch äußerlich dadurch betont, daß er sowohl von der Kaiserin wie von mir als Oheim behandelt und angeredet wurde, wodurch sich eine gewisse Atmosphäre von familiärer Vertraulichkeit beim Beisammensein um uns wob. In seinen Gesprächen mit mir, besonders bei Beurteilung von Beamten für die Stellenbesetzungen, gab er sehr charakteristische Schilderungen der betreffenden Herren, oft mit philosophischen Betrachtungen verbunden, die eine tiefe Reflexion über das Leben als solches und über die Menschen in ihm verrieten und die auf Lebenserfahrung begründete Reife und Weisheit des höheren Alters zeigten.

In die erste Zeit der Kanzlerschaft Hohenlohes fällt ein Vorfall, der auf die Beziehungen zu Frankreich und Rußland ein interessantes Licht wirft. Als ich zur Zeit der russo-französischen Verbrüderungen durch den Generalstab wie durch die Botschaft in Paris sichere Nachrichten erhalten hatte, daß Frankreich beabsichtige, seine Truppen aus Algier zum Teil zurückzuziehen, um sie in Südfrankreich entweder gegen Italien oder gegen das Elsaß zu dislozieren, machte

ich dem Zaren Nikolaus II. davon Mitteilung mit der Bemerkung, ich würde zu Gegenmaßregeln schreiten müssen, wenn der Zar seine Verbündeten nicht von so provozierenden Schritten abhalte. Russischer Minister des Auswärtigen war damals Fürst Lobanow, früher Botschafter in Wien, wegen seiner Francophilie bekannt. Er weilte im Sommer 1895 in Frankreich und war dort sehr gefeiert worden. Im Herbst, als ich gerade im Jagdschloß Hubertusstock in der Schorfheide bei Eberswalde weilte, meldete sich Fürst Lobanow auf der Rückreise von Paris im Auftrage des Zaren zur Audienz bei mir an. Bei seinem Empfang schilderte er die ruhige und vernünftige Stimmung, die er in Paris konstatiert habe, und suchte mich auch über die oben erwähnten Truppendislokationen zu beruhigen, die nur leeres Gerücht und Gerede ohne jeden positiven Anhalt seien. Er bringe die beruhigendsten Versicherungen mit; ich brauche gar keine Angst zu haben. Ich erwiderte ihm mit bestem Dank für die Mitteilung: Das Wort „Angst" käme im Wörterbuch des deutschen Offiziers nicht vor. Wenn Frankreich und Rußland Krieg machen wollten, könnte ich es nicht hindern. Worauf der Fürst mit frommem Augenaufschlag gen Himmel blickend das Kreuz schlug und sagte: „Oh la guerre? quelle idée, qui y pense, celà ne doit pas être!"*) Ich sagte darauf: Ich denke gewiß nicht daran; aber für einen Beobachter, der nicht einmal sehr scharfsinnig zu sein brauche, böten die andauernden Feiern und Reden, sowie offiziellen und inoffiziellen Besuche zwischen Paris und Petersburg doch gewisse Symptome, die nicht unbeachtet bleiben könnten und in Deutschland sehr verstimmten. Sollte es gegen meinen und meines Volkes Willen zum Kriege kommen, so hätte ich das Vertrauen zu meinem Gott, wie zum deutschen Heer und Volk, daß Deutschland mit beiden Gegnern fertig werden würde.

*) „Oh, Krieg? Welche Vorstellung! Wer denkt denn daran! Das darf nicht sein!"

Ich fügte noch einen mir aus Paris gemeldeten Ausspruch hinzu, den ein russischer Offizier, der als Mitglied einer Offiziersdeputation in Frankreich weilte, geäußert hatte. Auf die Frage eines französischen Kameraden, ob die Russen sich auch getrauten, die Deutschen zu schlagen, antwortete der brave Slawe: „Non, mon ami, nous serons battus à plate couture, mais qu'est-ce que ça fait? Nous aurons alors aussi la république."*) Der Fürst sah mich erst wortlos an, dann zuckte er mit den Achseln: „Oh la guerre, il ne faut pas même y penser."**) Der Offizier hatte nur das gesagt, was die allgemeine Ansicht der russischen Intelligenz und Gesellschaft war. Schon bei meinem ersten Aufenthalt in Petersburg im Anfang der 80er Jahre sagte mir eine Großfürstin bei Tisch in aller Gemütsruhe: „Man sitzt hier permanent auf einem Vulkan, man erwartet die Revolution jeden Tag! Die Slawen sind nicht treu und keine Monarchisten; sie sind alle Republikaner im Innern und verstellen sich und lügen alle und immer."

Drei größere Ereignisse, die mit der äußeren Politik zusammenhingen, fielen in die Zeit des Fürsten Hohenlohe: 1895 die Eröffnung des unter Kaiser Wilhelm dem Großen begonnenen Kaiser Wilhelm-Kanals (Nord-Ostsee-Kanal), zu der als Vertreter Geschwader oder Schiffe der ganzen Welt geladen wurden; 1897 die Erwerbung von Tsingtau; zum dritten die vielumstrittene Krügerdepesche.

Bei der Erwerbung von Tsingtau hat Fürst Hohenlohe besonderen Anteil genommen. Auch er war der Ansicht, daß Deutschland für seine Schiffe notwendig eigene Kohlenstationen brauche, und daß das Drängen der Handelskreise, die Gelegenheit der Aufschließung Chinas für den internationalen Handel nicht vorübergehen

*) „Nein, mein Freund, wir werden gänzlich geschlagen werden; aber was macht das? Wir werden dann auch die Republik bekommen."

**) „Oh, Krieg! Daran darf man nicht einmal denken!"

zu lassen, berechtigt sei. Es sollte unter Wahrung der chinesischen Reichshoheit und Bezahlung des Likins ein Handelsplatz mit maritimer Kohlenstation als Schutz gegründet werden, wobei China die größtmögliche Mitwirkung zugedacht war. Die Station sollte vor allem dem Handel zugute kommen, der militärische Teil nur den Schutz für die Entwicklung der Handelsstadt gewähren, nicht aber Selbstzweck oder Basis für weitergehende militärische Unternehmungen werden.

Es waren schon verschiedene Plätze ins Auge gefaßt worden, die sich aber bei näherer Betrachtung als nicht geeignet erwiesen, zumeist, weil sie schlechte oder gar keine Verbindung mit dem Hinterland besaßen, handelspolitisch nicht aussichtsreich oder nicht frei von fremden Vorrechten waren. Auf Grund der Berichte des Admirals Tirpitz, der damals Chef der ostasiatischen Kreuzerdivision war, und des Urteils des Geographen Freiherrn v. Richthofen, der auf eine Anfrage hin ein vielversprechendes Bild der Entwicklungsmöglichkeit in Shantung gegeben hatte, einigte man sich schließlich auf die Gründung einer Niederlassung in der Bucht von Kiau-Tschou.

Es wurden nun seitens des Kanzlers Orientierungen eingezogen über die politischen Fragen, die dabei auftauchten und zu berücksichtigen waren. Insbesondere galt es, Rußland nicht in die Quere zu kommen oder zu stören. Auch bei unserer ostasiatischen Division wurden weitere Erkundigungen angeordnet. Von ihr liefen gute Meldungen ein über Ankergrund und Eisfreiheit der Bucht von Kiau-Tschou und über die Aussichten eines etwa dort zu gründenden Hafenplatzes. Bei dem Verkehr mit der russischen Chinadivision war aus Gesprächen der Führer miteinander bekannt geworden, daß der russische Admiral auf Befehl seiner Regierung einen Winter in der Bucht geankert, diese aber so öde und entsetzlich einsam gefunden habe – es gab keine Teehäuser mit japanischen Geishas, die von den Russen als für den Winteraufenthalt unbedingt nötig angesehen

wurden —, daß das russische Geschwader niemals wieder dorthin gehen werde. Auch habe der russische Admiral seiner Regierung auf das dringendste abgeraten, die Idee, sich in dieser Bucht festzusetzen, weiter zu verfolgen, weil dort absolut nichts zu holen sei. Also die Russen hätten dort keine Absichten.

Diese letzte Auskunft traf ziemlich gleichzeitig mit der Antwort des russischen Außenministers Grafen Muraview an den deutschen Botschafter auf die vom Kanzler veranlaßten Sondierungen ein. Muraview ließ wissen, Rußland habe zwar keine direkten vertraglichen Ansprüche auf die Bucht durch Abkommen mit China, es erhebe jedoch Besitzanspruch auf Grund des „droit du premier mouillage" (Recht der ersten Ankerung), weil die russischen Schiffe dort zu allererst vor anderen Flotten geankert hätten. Diese Antwort stand also im Gegensatz zu dem Bericht unserer ostasiatischen Division über die Äußerungen des russischen Admirals.

Als ich mit Hollmann beim Kanzler zusammen kam, um diese Antwort zu diskutieren, begleitete der Fürst deren Verlesung mit seinem feinen ironischen Lächeln und fügte sodann hinzu, er habe im Auswärtigen Amt keinen Juristen finden können, der ihm über diese wunderliche Behauptung hätte Auskunft erteilen können; ob die Marine vielleicht dazu in der Lage sei? Admiral Hollmann erklärte auf Grund seiner Erfahrung im Auslandsdienst, daß er niemals etwas davon gehört habe; das sei Unsinn und eine Erfindung Muraview's, der nur nicht wolle, daß ein anderes Volk sich dort etabliere. Ich empfahl, um die Frage zu klären, den damals noch lebenden berühmtesten Kenner des internationalen Seerechts, Geheimen Admiralitätsrat Perels, eine anerkannte Autorität auf diesem Gebiet, zu einem Gutachten aufzufordern. Das geschah. Das Gutachten lautete vernichtend für Muraview's Ansicht, bestätigte die Hollmanns und räumte mit der Legende vom „droit du premier mouillage" gründlich auf.

So gingen die Monate hin, und mein Besuch in Peterhof im August 1897 stand bevor. In Übereinstimmung mit dem fürstlichen Oheim beschloß ich, mit dem Zaren persönlich und offen die ganze Frage zu besprechen, und wenn möglich den Murawiewschen Noten und Ausflüchten ein Ende zu bereiten. Die Aussprache fand in Peterhof statt. Der Zar erklärte, er habe an den Landesteilen südlich der Linie Tientsin-Peking kein Interesse, also sei kein Grund für ihn vorhanden, uns in Shantung Hindernisse zu bereiten. Sein Interesse konzentriere sich auf die Landesteile am Yalu, Port Arthur usw., nachdem die Engländer ihm in Mokpo Schwierigkeiten gemacht hätten. Er werde sich sogar freuen, wenn Deutschland in Zukunft auf der andern Seite des Golfes von Tschili als Rußlands gern gesehener Nachbar erscheine. Nachher hatte ich ein Gespräch mit Muraview. Er wandte alle seine Tricks an, drehte und wendete sich und brachte endlich sein berühmtes „droit du premier mouillage" vor. Ich hatte bloß auf diesen Augenblick gewartet und ging nun meinerseits zur Offensive über, indem ich ihm gründlich mit dem Perelsschen Gutachten zu Leibe rückte. Als ich ihm schließlich, wie der Zar es gewünscht hatte, das Ergebnis des Gesprächs der beiden Souveräne mitteilte, wurde der Diplomat noch mehr betreten, verlor seine gekünstelte Ruhe und kapitulierte.

So war der Boden politisch vorbereitet. Im Herbst kam die Nachricht des Bischofs Anzer über die Ermordung der beiden deutschen katholischen Missionare in Shantung. Die ganze deutsche katholische Welt, besonders die „Kolonialen" in der Zentrumspartei, verlangte energische Maßnahmen. Der Kanzler schlug mir sofortiges Einschreiten vor. Auf der Winterjagd in Letzlingen beriet ich in einem der kleinen Türme des Schlosses mit ihm die zu ergreifenden Schritte. Der Fürst machte den Vorschlag, den anwesenden Prinzen Heinrich von Preußen mit dem Kommando des zur Verstärkung der ostasiatischen Division hinauszusendenden Geschwaders zu betrauen.

Ich machte meinem Bruder hiervon in Gegenwart des Kanzlers Mitteilung. Der Prinz und die anwesenden Herren waren hocherfreut. Der Kanzler sandte die Mitteilung an das Auswärtige Amt und an den auf Reisen befindlichen neuen Staatssekretär des Äußeren, Herrn v. Bülow.

Im November 1897 wurde Kiau-Tschou besetzt. Im Dezember des Jahres ging Prinz Heinrich mit seiner Division an Bord der „Deutschland" nach Ostasien hinaus, wo er später das Kommando über das gesamte ostasiatische Geschwader übernahm. Am 6. März 1898 wurde der Pachtvertrag über Kiau-Tschou mit China unterzeichnet. Zur selben Zeit regte Mr. Chamberlain in London beim japanischen Gesandten Baron Kato den Gedanken des Abschlusses eines englisch-japanischen Bündnisses an, um dem Vordringen Rußlands im Osten einen Riegel vorzuschieben.

Man wird naturgemäß fragen, warum bei unserem kühnen Vorgehen nicht auch von England die Rede ist, das doch wesentlich daran interessiert war. Aber ein Vorspiel mit England war bereits vorausgegangen. Ich hatte, um dem Mangel an deutschen Kohlenstationen abzuhelfen, die Absicht gehabt, solche möglichst im Einverständnis mit England zu gründen, zu pachten oder käuflich zu erwerben. Da mein Oheim der Kanzler, als Hohenlohe ein Verwandter der Königin Victoria, Ihrer Majestät von früher her persönlich bekannt und von ihr sehr geschätzt war, so erhoffte ich hiervon einige Erleichterung in den Verhandlungen, die zu dem erwähnten Zweck mit der englischen Regierung geführt wurden. Diese Hoffnung erwies sich als trügerisch. Die Verhandlungen zogen sich in die Länge, ohne Aussicht auf erfolgreichen Abschluß zu bieten.

Ich nahm daher auf Wunsch des Kanzlers Veranlassung, die Angelegenheit mit dem englischen Botschafter in Berlin durchzusprechen. Ich beklagte mich über die Behandlung seitens der englischen Regierung, die sich überall selbst den berechtigtsten deutschen

Wünschen entgegenstellte. Der Botschafter gab dies unumwunden zu und äußerte sein Erstaunen darüber, daß man in England so wenig entgegenkommend und so kurzsichtig sei. Denn wenn eine junge aufstrebende Nation wie Deutschland, deren Entwicklung doch nicht aufzuhalten sei, statt frischweg zuzugreifen oder sich mit andern Nationen zu verbinden, sich direkt an England wende, um mit dessen Einverständnis Erwerbungen vorzunehmen, so sei das eigentlich schon mehr, als England verlangen könne. Und, da England fast schon die ganze Welt gehöre, könne es doch wohl eine Stelle finden, wo es Deutschland gestatte, sich eine Station zu etablieren. Er verstehe die Herren in Downingstreet nicht. Wenn Deutschland die Anlagen nicht mit Englands Beistand erhalte, werde es sich voraussichtlich selbständig geeignete Stellen nehmen, denn irgendein Recht, es daran zu hindern, gäbe es schließlich nicht.

Ich betonte, daß dies durchaus meine Auffassung sei, und faßte zum Schluß dem Botschafter gegenüber meinen Standpunkt nochmals dahin zusammen: Deutschland sei das einzige Land der Welt, das trotz seinem Kolonialbesitz und seinem sich rasch ausdehnenden Handel noch keine Kohlenstationen habe. Wir wollten solche gern im Einvernehmen mit England erwerben. Weigere sich England, Verständnis für unsere Lage und Entgegenkommen zu zeigen, so müßten wir uns an eine andere Großmacht wenden, um mit deren Hilfe Niederlassungen zu gründen. Auch dieses Gespräch nutzte nichts. Schließlich wurden die Verhandlungen von England in ziemlich unhöflicher Form ohne Resultat abgebrochen. Daraufhin entschlossen sich der Kanzler und ich, uns an Rußland zu wenden.

Die Besetzung von Kiau-Tschou löste bei der englischen Regierung Überraschung und Ärger aus. Sie hatte bei ihrer Ablehnung bestimmt darauf gerechnet, daß niemand Deutschland zum Ziele helfen werde. Nun war es anders gekommen, und Rekriminationen aus London blieben nicht aus. Als der englische Botschafter diesen Aus-

druck verlieh, wurde er auf das Gespräch mit mir hingewiesen, und es wurde ihm klar gemacht, daß es allein die Schuld seiner Regierung war, wenn es zu keinem Arrangement mit Deutschland gekommen sei. —

Die ablehnende Haltung Englands hat uns damals befremdet. Ein Vorgang, der mir zu jener Zeit noch nicht bekannt gewesen ist, dürfte geeignet sein, jetzt Licht in die Angelegenheit zu bringen. In einer Publikation „The Problem of Japan"*), die im Jahre 1918 anonym im Haag erschienen ist und von einem „Exdiplomaten aus dem fernen Osten" geschrieben sein soll, wird ein Auszug aus einem Werke des Professors der Geschichte an der Washington Universität in St. Louis, Roland Usher, veröffentlicht. Usher ist, ebenso wie sein früherer Kollege, Professor John Bassett Moore von der Columbia-Universität in New York, des öfteren vom State Department in Washington als Ratgeber auf dem Gebiete auswärtiger Beziehungen herangezogen worden, da er wie wenige Männer in Amerika eine eingehende Kenntnis der internationalen Fragen, die auf die Vereinigten Staaten Bezug haben, besitzt. Professor Usher hat in seinem 1913 erschienenen Werke zum ersten Male das Vorhandensein und den Inhalt eines „Agreement" oder „Treaty" (Abkommen oder Vertrag) geheimer Natur zwischen England, Amerika und Frankreich aus dem Frühjahr 1897 bekannt gegeben. In diesem Agreement war vereinbart, daß, falls Deutschland oder Österreich oder beide einen Krieg um des „Pangermanismus" (Alldeutschtums) willen beginnen würden, die Vereinigten Staaten sich sofort für England und Frankreich erklären und alle Kräfte aufbieten sollten, diesen beiden Mächten beizustehen. Professor Usher führt des längeren alle Gründe, auch kolonialer Natur an, die es für die Vereinigten Staaten zwingend machten, sich unbedingt auf seiten Englands und Frank-

*) Deutsche Ausgabe: „Das Problem Japans". Leipzig 1920 (K. F. Koehler).

reichs an einem Kriege gegen Deutschland zu beteiligen, den Professor Usher 1913 als bald bevorstehend voraussagt!!

Der ungenannte Verfasser von „The Problem of Japan" hat sich der Mühe unterzogen, die Abmachungen zwischen England, Frankreich und Amerika von 1897 tabellarisch zu rubrizieren und dadurch das Maß der gegenseitigen Verpflichtungen in greifbarer Gestalt darzulegen. Das Kapitel*) ist außerordentlich lesenswert und gibt einen guten Einblick in die Vorgeschichte und die Vorbereitung des Weltkrieges seitens der „Entente", die sich damals schon gegen Deutschland vereinigte, wenn sie auch noch nicht unter dem Namen Entente cordiale auftrat. Der Exdiplomat bemerkt hierzu: „Hier hat man einen Vertrag, von dem Professor Usher behauptet, er sei schon Anno 1897 geschlossen worden, in welchem jede Phase der Anteilnahme und Betätigung Englands, Frankreichs und Amerikas bei zukünftigen Ereignissen schon vorgesehen ist, einschließlich der Eroberung der spanischen Kolonien, der Kontrolle über Mexiko und Zentralamerika, der Öffnung Chinas und der Annexion von Kohlenstationen. Professor Usher will uns nun glauben machen, daß alle diese Maßnahmen getroffen wurden, um die Welt vor dem ‚Pangermanismus' zu schützen."

„Es ist überflüssig," fährt der Exdiplomat fort, „Professor Usher daran zu erinnern, daß, wenn wir wirklich annehmen wollen, daß das Gespenst des ‚Pangermanismus' überhaupt existiert, doch 1897 bestimmt noch niemand etwas davon gehört hatte — denn zu dieser Zeit hatte Deutschland noch nicht einmal sein großes Flottenprogramm aufgestellt, das überhaupt erst 1898 verlautbart wurde. Wenn es also wahr ist, daß England, Frankreich und die Vereinigten Staaten die gemeinsamen Pläne hegten, die Professor Usher ihnen nachsagt, und daß sie ein Bündnis zu deren Durchführung schlossen, so wird

*) In der deutschen Ausgabe S. 91—106.

es kaum angehen, die Konzeption zu diesem Gedanken und den Antrieb zu seiner Durchführung einem so schwachen Vorwand wie dem Aufkommen des ‚Pangermanismus' zuzuschreiben." Soweit der Exdiplomat.

Man muß staunen. Ein direkter Aufteilungsvertrag gegen Spanien, Deutschland usw. wird von Galliern und Angelsachsen im tiefsten Frieden bis in die Details geregelt, abgeschlossen, ohne jede Gewissensbisse, zum Zwecke Deutschland-Österreich zu zertrümmern und ihre Konkurrenz vom Weltmarkt auszuschließen! 17 Jahre vor Beginn des Weltkrieges ist dieser Vertrag von den vereinigten Gallo-Angelsachsen geschlossen und sein Ziel systematisch durch diese ganze Zeitperiode hindurch vorbereitet worden! Nun begreift man auch die Leichtigkeit, mit der König Eduard VII. seine Einkreisungspolitik betreiben konnte; die Hauptakteure waren schon lange einig und bereit. Als er den Pakt „Entente cordiale" taufte, war diese Erscheinung für die Welt, zumal für die deutsche, ein unangenehmes Novum, für drüben war es nur die offizielle Anerkennung der dort längst bekannten Tatsachen.

Angesichts dieses Agreements versteht man nun auch den Widerstand Englands im Jahre 1897 gegen ein Abkommen mit Deutschland über Kohlenstationen und den Ärger darüber, daß es Deutschland mit russischem Einverständnis gelungen war, festen Fuß in China zu fassen, über dessen Ausnutzung ohne Deutschlands Mitwirkung man sich eben zu dritt geeinigt hatte. Usher hat aus der Schule geplaudert und schlagend bewiesen, bei wem die Schuld am Weltkrieg wirklich liegt. Es ist der gegen Deutschland gerichtete Vertrag – „Gentleman's agreement" zuweilen genannt – vom Frühjahr 1897, der die Grundlage, den Ausgangspunkt bildet und von den Ententeländern durch 17 Jahre systematisch ausgebildet wurde. Als es ihnen gelungen war, auch Rußland und Japan für sich zu gewinnen, schlugen sie los, nachdem Serbien den Mord von

Serajewo inszeniert und damit die Lunte in das sorgfältig gefüllte Pulverfaß geschleudert hatte.

Professor Usher's Mitteilungen bedeuten aber auch eine glatte Abfertigung für alle die Leute, die während des Krieges in einzelnen militärischen Handlungen seitens Deutschlands, wie z. B. dem Lusitaniafall, der Verschärfung des U-Bootkrieges usw., den Grund für die Teilnahme der Vereinigten Staaten am Kriege suchen zu müssen glaubten. Nichts von alledem ist richtig. Das jüngst erschienene vortreffliche Buch von John Kenneth Turner „Shall it be again?" weist auf Grund überzeugenden Beweismaterials nach, daß Wilsons angebliche Kriegsgründe und -ziele nicht die wirklichen gewesen sind. Amerika — oder richtiger sein Präsident Wilson — war wohl von Anfang an, jedenfalls seit 1915, entschlossen, gegen Deutschland Stellung zu nehmen und zu fechten. Das letztere tat es unter dem Vorwand des U-Bootkrieges, in Wirklichkeit unter dem Einfluß mächtiger Finanzgruppen und auf das Drängen und Bitten seines Partners Frankreich, dessen Menschenmaterial sich mehr und mehr erschöpfte. Amerika wollte das geschwächte Frankreich nicht allein mit England lassen, dessen Annexionsgelüste auf Calais, Dünkirchen usw. ihm wohlbekannt waren. —

Für Deutschland ist es verhängnisvoll gewesen — das sei hier im allgemeinen eingeschaltet —, daß unser Auswärtiges Amt der großzügigen Einkreisungspolitik Englands und der Verschlagenheit Rußlands und Frankreichs keine ebenbürtige diplomatische Kunst entgegen zu stellen verstanden hat. Zum Teil war das eine Folge davon, daß es unter Fürst Bismarck nicht eigentlich geschult worden und infolgedessen, als nach des Fürsten und Graf Herberts Abgang der alles beherrschende Wille und Geist fehlte, der Aufgabe, nun selbständig die äußere Politik zu führen, nicht recht gewachsen war. Es ist aber in Deutschland überhaupt schwer, einen guten diplomatischen Nachwuchs heranzuziehen. Denn es fehlt unserem Volk

der Sinn und die Begabung für Diplomatie, die sich nur in einzelnen Geistern, wie Friedrich dem Großen und Bismarck, glänzend gezeigt hat. Ungünstig für das Auswärtige Amt war auch der im Laufe der Jahre reichlich häufige Wechsel der Staatssekretäre. Die jeweiligen Reichskanzler behielten, nach dem Muster Bismarcks, die Einwirkung auf das Auswärtige Amt und schlugen die Staatssekretäre vor, die es leiten sollten. Ich habe den hierauf bezüglichen Anträgen der Reichskanzler Rechnung getragen, da ich ihnen das Recht zuerkannte, ihre ersten Mitarbeiter auf dem Gebiete der auswärtigen Politik selbst zu wählen. Daß der hiermit verbundene häufige Wechsel für die Kontinuität in der Politik nicht förderlich sein konnte, war ein Nachteil, der in Kauf genommen werden mußte.

Im Auswärtigen Amt herrschte vielfach der Grundsatz „nur keine unliebsamen Störungen mit anderen Mächten!", „surtout pas d'histoires!"*), wie der französische General einer Kompagnie sagte, von der ihm gemeldet wurde, sie habe meutern wollen. Einer der Staatssekretäre sagte mir einmal bei einem Vortrage, als er auf die scheinbar bedenkliche Lage in einer äußeren Frage von mir hingewiesen wurde: Das müsse sich wieder zurecht ziehen, für das Auswärtige Amt komme vor allem der Grundsatz in Betracht: „Nur Ruhe!" Aus dieser Anschauung ist auch die Antwort zu verstehen, die der deutsche Vertreter in einer südamerikanischen Republik einem deutschen Kaufmann erteilte, der sich bei ihm Hilfe und Fürsprache erbat, weil ihm sein Laden geplündert und sein Vermögen gestohlen worden sei: „Ach lassen Sie mich doch mit diesen Sachen ungeschoren. Wir haben eben so gute Beziehungen mit der Republik etabliert, die werden ja durch eine Aktion für Sie nur gestört." Es bedarf kaum der Erwähnung, daß ich — wo immer mir eine derartige Auffassung zur Kenntnis gekommen ist — den Betreffenden aus seiner Stellung entfernt habe.

*) „Nur keine Geschichten!"

Das Auswärtige Amt hat sich im Volke wie im Heere allgemeiner Unbeliebtheit erfreut. Ich habe wiederholt bei verschiedenen Kanzlern eine gründliche Reform angeregt. Aber vergebens. Jeder neue Kanzler, zumal wenn er nicht selbst aus dem Auswärtigen Dienste kam, brauchte das Auswärtige Amt, um sich in die äußere Politik einzuarbeiten. Das erforderte erst einmal Zeit. Hatte er sich aber eingearbeitet, dann war er der Behörde zu Dank verpflichtet und scheute sich, mit anderen Arbeiten überbürdet und auch aus Mangel an eingehender Personalkenntnis, durchgreifende Veränderungen vorzunehmen, zumal er doch immer noch des Rates der „Orientierten" zu bedürfen glaubte. —

Doch kehren wir noch einmal zu Tsingtau zurück. Hier war alles auf die Belebung von Handel und Industrie zugeschnitten, und alles wurde gemeinsam mit den Chinesen geschaffen, wie auch die Flagge des chinesischen Reiches über der Zollbehörde in Tsingtau wehte. Die Entwicklung war derart, daß der Ort in den letzten Jahren vor dem Kriege im Handelsregister der großen chinesischen Kaufmanns- und der Handelsgilde gleich hinter Tientsin an sechster Stelle unter allen chinesischen Handelsplätzen stand. Tsingtau war eine aufblühende deutsche Handelskolonie, von den Chinesen geschätzt und bewundert, und viele Chinesen wirkten in ihr mit. Es war gewissermaßen ein großes Musterlager deutschen Könnens und deutscher Leistungen zur Auswahl und Nacheiferung für die Chinesen, die Deutschland, seine Leistungsfähigkeit und Produkte vorher nicht gekannt hatten; ein Gegensatz zu den rein militärischen, auf Beherrschung und Eroberung gerichteten Flottenbasen Rußlands und Englands.

Das schnelle Aufblühen Tsingtaus als Handelsplatz hat den Neid der Japaner und Engländer erregt, wenn letztere es sich auch nicht nehmen ließen, in Scharen mit ihren Familien den herrlichen Strand, die kühle Luft und das schöne Strandhotel der Kolonie aufzusuchen und sich hier dem Polo und Lawntennis zu widmen, nachdem sie

der Hitze Hongkongs, Kantons und Shanghais entflohen waren. Aus Neid verlangte England 1914, Japan solle Tsingtau nehmen — obgleich es de facto chinesisch war. Japan tat es mit Freuden unter dem Versprechen der Rückgabe an China. Aber diese ist erst nach langem Drängen Anfang 1922 erfolgt, trotzdem Japan mit Amerika vereinbart hatte, daß es, ohne Washington vorher zu konsultieren, keine territorialen Veränderungen in China vornehmen dürfe. Damit ist ein großes deutsches Kulturwerk im Ausland, das vorbildlich für die Art und Weise war, wie ein Kulturland einer anderen Nation die Vorteile seiner Kultur zeigen und mitteilen kann, durch englischen Handelsneid vernichtet worden. England wird es einstmals, wenn Hongkong denselben Weg gegangen sein wird, bereuen und sich bittere Vorwürfe machen, daß es seinen alten Grundsatz, nach dem es so lange mit Vorteil gehandelt hat, verließ: „White man together against coloured man!"*) Wenn Japan erst seine Parole „Asien für die Asiaten" verwirklicht und China und Indien unter seine Botmäßigkeit gebracht haben wird, dann wird England sich noch nach Deutschland und seiner Flotte umsehen.

Über die „Gelbe Gefahr" ist es später, nach dem russisch-japanischen Kriege, bei einer Begegnung mit dem Zaren zu folgender Unterhaltung gekommen. Der Zar stand damals sichtlich unter dem Eindruck der wachsenden japanischen Macht und der von ihr ausgehenden Bedrohung Rußlands und Europas, und bat mich um meine Meinung darüber. Ich antwortete ihm: Wenn die Russen sich zu den kultivierten Mächten Europas zählten, müßten sie auch deren Schutz gegen die „Gelbe Gefahr" zu übernehmen bereit sein und für und mit Europa fechten für ihre und seine Existenz und Kultur. Fühlten sich dagegen die Russen als Asiaten, so würden sie sich mit der „Gelben Gefahr" verbinden und gemeinsam mit ihr über Europa

---

*) „Die weißen Völker immer zusammen gegenüber den farbigen!"

herfallen. Danach müsse der Zar seine Landesverteidigung und sein Heerwesen einrichten. Auf die Frage des Zaren, was ich denn erwarte, daß die Russen tun würden, erwiderte ich: „Das zweite." Der Zar war entrüstet und wünschte sofort zu wissen, auf welche Tatsachen sich dieses Urteil gründe. Meine Antwort lautete: Auf die Tatsachen des Eisenbahnbaues und des Aufmarsches des russischen Heeres an der preußisch-österreichischen Grenze. Darauf protestierte der Zar: Er und sein Haus seien Europäer, und sein Land und seine Russen würden gewiß zu Europa halten, und es werde ihm eine Ehrenpflicht sein, dieses vor den „Gelben" zu beschirmen. Ich bemerkte darauf, wenn er so stände, dann müsse er ungesäumt seine militärischen Vorbereitungen dementsprechend treffen. Dazu schwieg der Zar.

Jedenfalls habe ich die Besorgnisse des Zaren Nikolaus II. vor der wachsenden japanischen Macht für Deutschland und für die gesamte europäische Kultur auszuwerten gesucht. Rußland ist trotz dem Zusammengehen mit Japan als erster der am Kriege beteiligten Staaten niedergebrochen.

Die klugen Staatsmänner in Japan, deren es gar manche gibt, werden inzwischen wohl in einigem Zweifel darüber sein, ob sie ihr Land im Weltkriege auf die richtige Seite gestellt hatten. Ja, sie werden sich vielleicht fragen, ob es für Japan nicht vorteilhafter gewesen wäre, wenn es den Weltkrieg verhindert hätte. Das hätte in seiner Macht gelegen, wenn es sich stark und eindeutig auf die Seite der Mittelmächte gestellt hätte, von denen es in vergangener Zeit so gern und viel gelernt hat. Hätte Japan rechtzeitig eine derartige Orientierung seiner Außenpolitik vorgenommen und ähnlich wie Deutschland mit friedlichen Mitteln um seinen Anteil an Handel und Wandel in der Welt geworben, so hätte ich mit Freuden die „Gelbe Gefahr" in die Ecke gestellt und die aufstrebende Nation, „die Preußen des Ostens", im Kreise aller friedfertigen Völker begrüßt.

Niemand bedauert mehr als ich, daß die „Gelbe Gefahr“ nicht schon ihren Sinn verloren hatte, als die Krise von 1914 anbrach. Die Erfahrungen des Weltkrieges können diesen Wandel noch bringen.

Daß Deutschland den Schritt Frankreichs und Rußlands in Shimonoseki mitgemacht hat, war durch die politische Lage Deutschlands in Europa begründet. Eingekeilt zwischen dem aufmarschierenden, Preußens Grenze bedrohenden Rußland und dem seine Grenzen mit Forts und Festungsgruppen neustärkenden Frankreich, die eine bündnisartige Freundschaft gegen Deutschland verband, sah man in Berlin mit Sorge der Zukunft entgegen. Die Rüstungen der beiden Mächte waren uns weit voraus und ihre Flotten viel moderner und stärker, als die aus ein paar alten, kaum einen Gefechtswert besitzenden Schiffen bestehende Deutschlands. Somit schien es uns ein Gebot der Klugheit, dem Vorschlage dieser starken Gruppe Folge zu leisten, damit sie sich nicht — im Falle unserer Ablehnung — sofort an England wandte und dessen Zutritt erzielte. Das hätte schon damals die Kombination von 1914 ergeben, der gegenüber Deutschland einen schweren Stand gehabt hätte. Japan hingegen stand sowieso schon im Begriff, mit seinen Sympathien nach England überzuschwenken. Außerdem bot das Mitgehen Deutschlands mit der franco-russischen Gruppe immerhin die Möglichkeit, infolge der im fernen Osten gemeinsam vertretenen Politik allmählich auch in Europa zu einem vertrauensvolleren und weniger gespannten Verhältnis und Nebeneinanderleben mit den beiden Nachbarn zu kommen. Unsere hier eingeschlagene Politik bewegte sich mithin auch hier folgerichtig auf der Linie der Erhaltung des Weltfriedens. —

In der ganzen Frage von Kiau-Tschou hat Fürst Hohenlohe trotz seinem hohen Alter eine Zielbewußtheit und eine Entschlußkraft an den Tag gelegt, die ihm hoch angerechnet werden müssen. Leider hat ihn seine Umsicht und sein sonst so klarer Blick in der Angelegenheit der Krügerdepesche im Stich gelassen; anders ist sein starres

Festhalten an ihrer Absendung nicht zu verstehen. Der Einfluß einer so energischen, der Rede mächtigen Persönlichkeit, wie Herr v. Marschall, der ehemalige Staatsanwalt, es war, mag wohl ein so präponderanter, und die Sirenenklänge Herrn v. Holsteins mögen so überzeugend gewesen sein, daß der Fürst sich ihnen gefügt hat. Immerhin hat er seinem Lande einen schlechten Dienst damit erwiesen und mir sowohl in England als auch im Inlande sehr schweren Schaden getan.

Da die sogenannte Krügerdepesche viel Aufsehen erregt und starke politische Nachwirkungen verursacht hat, will ich ihre Geschichte eingehend schildern.

Der Jameson=Einfall hatte in Deutschland eine große, sich steigernde Erregung ausgelöst. Das deutsche Volk empörte sich über diesen Versuch der Vergewaltigung einer kleinen Nation, deren Ursprung niederländisch, also auch niedersächsisch=deutsch ist, und die aus völkisch=verwandtschaftlichen Gründen Sympathie bei uns genoß. Mir machte diese heftige Erregung, die auch die höheren Kreise der Gesellschaft ergriff, wegen etwaiger Verwicklungen mit England große Sorge. Ich war der Ansicht, daß man England, wenn es die Burenstaaten erobern wollte, daran nicht hindern könnte, obwohl auch ich der Überzeugung war, daß diese Eroberung zu Unrecht geschehe. Aber ich vermochte gegen jene Stimmung nicht aufzukommen und wurde sogar in meinem näheren Bekanntenkreise wegen meiner Stellungnahme recht ablehnend beurteilt.

Als ich mich eines Tages zu einer Besprechung bei meinem Oheim dem Reichskanzler befand, bei der der Staatssekretär des Reichsmarineamts Admiral Hollmann zugegen war, erschien plötzlich in erregter Stimmung der Staatssekretär Freiherr Marschall mit einem Blatt Papier in der Hand. Er erklärte, die Erregung im Volke, ja auch im Reichstag sei so gewachsen, daß es unumgänglich nötig sei, ihr nach außen hin Ausdruck zu geben. Das geschehe

am besten durch ein Telegramm an Krüger, zu dem er den Entwurf in der Hand hielt. Ich sprach mich dagegen aus und wurde darin von Admiral Hollmann unterstützt. Der Reichskanzler verhielt sich bei dieser Debatte zunächst passiv. Da ich die Unkenntnis der englischen Volkspsyche seitens des Auswärtigen Amtes und des Freiherrn Marschall kannte, versuchte ich, diesem die Folgen, die ein solcher Schritt im englischen Volk auslösen werde, klar zu machen; auch hierbei sekundierte mir Admiral Hollmann. Marschall war aber nicht zu überzeugen.

Da endlich ergriff der Reichskanzler das Wort und bemerkte, daß ich mich als konstitutioneller Herrscher nicht in Gegensatz zum Volksbewußtsein und zu meinen verfassungsmäßigen Ratgebern stellen dürfe. Sonst drohe die Gefahr, daß die sehr erregte Stimmung des in seinem Gerechtigkeitsgefühl – auch seinem Mitgefühl für die Niederlande – stark getroffenen deutschen Volkes über die Ufer schlagen und sich auch gegen mich persönlich wenden werde. Schon jetzt seien Bemerkungen im Volke im Umlauf: Der Kaiser sei ja doch ein halber Engländer und habe heimliche englische Sympathien, er stehe ganz unter dem Einfluß seiner Großmutter, der Königin Victoria, die „Onkelei" aus England müsse endlich aufhören, der Kaiser müßte aus der englischen Vormundschaft heraus usw. Daher müsse er, der Reichskanzler, wenn er auch die Berechtigung meiner Einwürfe nicht verkenne, aus allgemeinem politischen Interesse, wie vor allem im Interesse meines Verhältnisses zu meinem Volk, darauf bestehen, daß ich das Telegramm unterzeichne. Er wie Herr v. Marschall als meine verfassungsmäßigen Berater übernähmen für das Telegramm und seine Konsequenzen die volle Verantwortung.

Admiral Hollmann, vom Reichskanzler ersucht, seinen Standpunkt zu teilen und auch seinerseits mir gegenüber zu vertreten, lehnte dies mit dem Bemerken ab, daß die angelsächsische Welt unbedingt den

Kaiser mit dem Telegramm belasten werde, da man Seiner Majestät älterem Ratgeber eine solche Provokation niemals zutrauen, sondern sie als eine „impulsive" Handlung des „jugendlichen" Kaisers deuten werde.

Darauf versuchte auch ich nochmals, die Herren von ihrem Plan abzubringen. Der Reichskanzler und Marschall bestanden aber darauf, daß ich unterzeichne, unter Betonung ihrer Verantwortlichkeit für die Folgen. Diesen Vorstellungen glaubte ich mich nicht versagen zu sollen. Ich unterschrieb.

Den ganzen Vorgang hat mir Admiral Hollmann nicht lange vor seinem Tode noch einmal mit allen Details, wie er hier geschildert ist, ins Gedächtnis zurückgerufen.

In einer Veröffentlichung des damaligen Vertreters der Times Sir Valentine Chirol in den Times vom 11. Sept. 1920 erzählt dieser, daß Herr v. Marschall ihm unmittelbar nach Absendung der Depesche erklärt habe, die Depesche gäbe nicht die persönliche Auffassung des Kaisers wieder; sie sei eine „Staats-Aktion", für die der Kanzler und er selbst die volle Verantwortung trügen.

Nach der Veröffentlichung der Krügerdepesche ging der Sturm in England los, wie ich es vorausgesagt hatte. Ich erhielt aus allen Kreisen Englands, zumal aus aristokratischen, auch von mir unbekannten Damen der Gesellschaft, eine wahre Flut von Briefen mit allen denkbaren Vorwürfen, die sogar vor persönlichen Schmähungen und Beleidigungen nicht halt machten. Angriffe und Verleumdungen seitens der Presse setzten ein, und bald war die Legende von der Entstehung der Depesche so feststehend wie das Amen in der Kirche. Hätte Marschall seine zu Chirol geäußerte Darlegung des wirklichen Sachverhalts auch im Reichstage kundgegeben, dann wäre ich persönlich nicht in solchem Maße in die Sache hineingezogen worden. —

Im Februar 1900, als der Burenkrieg im Gange war, erhielt ich, während ich mich gerade nach der Vereidigung der Rekruten in

Wilhelmshaven mit der Flotte bei Helgoland zu Exerzitien der Linienschiffe befand, aus der Wilhelmstraße via Helgoland die telegraphische Meldung, daß Rußland und Frankreich an Deutschland den Vorschlag gerichtet hätten, jetzt, wo England engagiert sei, ihm gemeinsam in den Arm zu fallen und seinen Seeverkehr lahmzulegen. Ich sprach mich dagegen aus und befahl Ablehnung des Angebots.

Da ich annahm, daß Paris und Petersburg die Sache in London so darstellen würden, als ob Berlin den beiden Stellen jenen Vorschlag gemacht habe, telegraphierte ich sofort von Helgoland aus an die Königin Victoria und an den Prinzen von Wales (Edward) das Faktum des franco-russischen Angebots und seiner Ablehnung durch mich. Die Königin erwiderte mit herzlichem Dank, der Prinz von Wales mit dem Ausdruck seines Erstaunens. Späterhin ließ Ihre Majestät mich unter der Hand wissen, daß kurze Zeit nach Eintreffen meines Helgoländer Telegramms über das Angebot von Paris und Petersburg auch die von mir vorausgesehene umgekehrte Darstellung in London wirklich eingetroffen war, und daß sie froh gewesen wäre, auf Grund meiner Mitteilung ihrer Regierung die Intrigen aufdecken und sie über die Loyalität der Haltung Deutschlands beruhigen zu können; sie werde mir den treuen Freundschaftsdienst für England in schwerer Zeit nicht vergessen! –

Als Cecil Rhodes bei mir vorsprach, um die Durchführung der Cape-to-Cairo-Railway and Telegraph-Line durch das Hinterland von Deutsch-Ostafrika zu erwirken, wurden seine Wünsche, im Einverständnis mit dem Auswärtigen Amt und dem Reichskanzler, von mir bewilligt unter der Bedingung der Heranführung einer Stichbahn über Tabora und des Gebrauchs deutschen Materials im deutschen Gebiet. Beides wurde von Rhodes bereitwilligst zugesagt. Er war dankbar für die Erfüllung seines Lieblingswunsches durch Deutschland, nachdem kurz zuvor König Leopold von Belgien ihn mit seinem Gesuch abgewiesen hatte.

Rhodes war voller Bewunderung für Berlin und die gewaltigen deutschen Industrieanlagen, die er täglich besuchte. Schließlich sagte er: Er bedauere, nicht schon früher in Berlin gewesen zu sein, um die Kraft und Leistungsfähigkeit Deutschlands kennen zu lernen und Fühlung mit der Deutschen Regierung und führenden Männern aus den Handelskreisen zu nehmen. Er habe bereits vor dem Jameson-Zuge nach Berlin kommen wollen, sei aber damals in London daran gehindert worden. Hätte er uns früher über seine Absicht, die Erlaubnis zur Durchführung der Cape-to-Cairo-Line sowohl durchs Burenland wie durch unsere Kolonien zu erwirken, orientieren können, dann würde ihm die deutsche Regierung wahrscheinlich durch Zureden bei Krüger, der sich nicht zur Erteilung jener Erlaubnis verstehen wollte, haben helfen können. Der „stupid Jameson-raid" wäre dann niemals gemacht, die Krügerdepesche niemals geschrieben worden. Im übrigen setzte er hinzu: Die Krügerdepesche sei ganz berechtigt gewesen! Er habe sie mir gar nicht übel genommen. Da man bei uns ja über den Zweck und die wirklichen Absichten nicht orientiert sein konnte, so habe jener Vorstoß wohl wie ein „act of piracy"*) ausgesehen, und so etwas hätte die Deutschen natürlich ganz mit Recht aufgeregt. Er habe nur den Geländestreifen für seinen Schienenweg haben wollen – wie Deutschland ihn eben in seinem Hinterland konzediert habe –; dieses Verlangen sei nicht unbillig gewesen und wäre sicher von uns unterstützt worden. Ich solle mir übrigens über die Depesche keine grauen Haare wachsen lassen und mich um das Geschrei der englischen Presse nicht weiter kümmern. – Rhodes kannte die Entstehung der Krügerdepesche nicht und wollte mich als deren vermeintlichen Urheber trösten.

Darauf empfahl mir Rhodes noch, die Bagdadbahn zu bauen und Mesopotamien unter gleichzeitiger Bewässerung zu erschließen.

---

*) „Raubzug".

Das sei Deutschlands Aufgabe, so wie die seinige die „Cape-to-Cairo-Line". Da die Durchführung der Linie durch unser Gebiet auch von der Überlassung der Samoa-Inseln an uns abhängig gemacht worden war, hat sich Rhodes für deren Abtretung an uns in London lebhaft eingesetzt. –

In der inneren Politik hat Fürst Hohenlohe als Kanzler eine milde Hand walten lassen, was dem allgemeinen Gefüge nicht dienlich gewesen ist. Zum Vatikan hat er infolge seiner alten Bekanntschaft mit Herrn v. Hertling gute Beziehungen zu etablieren verstanden. Seine Milde und Nachsicht wurde auch auf die Reichslande, für die er als Sachverständiger von früher her besonderes Interesse hatte, übertragen. Es wurde ihm aber schlecht dafür gedankt; denn das Franzosentum, dadurch indirekt begünstigt, gebärdete sich dort immer anmaßender. Fürst Hohenlohe liebte Vermittlung, Ausgleich und Versöhnung als Mittel anzuwenden, auch den Sozialisten gegenüber, oft bei Gelegenheiten, wo energisches Eingreifen besser am Platze gewesen wäre.

Meine Orientreise nach Stambul und Jerusalem hat er lebhaft begrüßt. Er war erfreut über die Festigung der Beziehungen zu der Türkei und betrachtete das daraus resultierende Projekt der Bagdadbahn als ein Deutschlands würdiges großes Kulturwerk.

Die Reise nach England 1899, die ich mit meiner Frau und zwei Söhnen auf Wunsch der Königlichen Großmutter unternahm, die bei ihrer zunehmenden Altersschwäche ihren ältesten Enkel noch einmal sehen wollte, fand beim Kanzler die wärmste Unterstützung. Er erhoffte von dieser Reise einmal eine Abschwächung der Folgen des seinerzeit von ihm lanzierten Krügertelegramms, andererseits die Klärung wichtiger Fragen durch meine Aussprache mit englischen Staatsmännern. Die Königin hatte, um irgendwelchen Ungehörigkeiten seitens der englischen Presse vorzubeugen, die durch den Burenkrieg und die zum Teil unberechtigten Angriffe gewisser deutscher

Blätter gereizt dementsprechend antwortete, den Verfasser des „Life of Prince Consort", Sir Theodore Martin, beauftragt, die englische Presse von dem Wunsche Ihrer Majestät zu unterrichten, daß dem Kaiserlichen Enkel ein würdiger und freundlicher Empfang zuteil werde. Das ist auch geschehen. Der Besuch verlief harmonisch und befriedigte nach jeder Richtung. Ich hatte mit den verschiedenen führenden Männern wichtige Aussprachen.

Die Krügerdepesche ist in der ganzen Zeit des Besuches nicht einmal zur Erwähnung gekommen. Hingegen hat die Königliche Großmutter ihrem Enkel nicht verschwiegen, wie unsympathisch ihr der Burenkrieg gewesen ist. Sie machte aus ihrer Mißbilligung und Abneigung gegen Mr. Chamberlain und sein ganzes Wesen kein Hehl und dankte mir noch für meine schnelle scharfe Ablehnung des russo-französischen Einmischungsangebots und die sofortige Benachrichtigung darüber. Es war klar zu erkennen, wie sehr die Königin ihre schöne Armee liebte und wie sie daher schmerzlich von deren anfänglichen Rückschlägen betroffen war, die zu nicht unerheblichen Verlusten geführt hatten. Der greise Feldmarschall Herzog von Cambridge prägte darüber das hübsche Wort: „The British nobleman and officer have shown that they can die bravely as gentlemen."*)

Bei der Abreise entließ die Königin ihren Enkel mit herzlichen und anerkennenden Empfehlungen an ihren sehr verehrten Vetter — much cherished cousin —, den Reichskanzler, von dessen Klugheit und Erfahrung sie hoffe, daß zwischen unseren beiden Ländern fernerhin ein gutes Verhältnis bestehen möge.

Meine Berichterstattung befriedigte den Fürsten Hohenlohe in jeder Hinsicht über den Erfolg der Reise, während ich von einer gewissen Presse und vielen aufgeregten „Burenfreunden" die heftigsten

*) „Der britische Adel und Offizier hat bewiesen, daß er als Edelmann tapfer zu sterben weiß."

Angriffe erfahren habe. Dem Deutschen fehlt eben das, was dem englischen Volk eingeimpft und durch lange politische Selbstzucht anerzogen ist: Wenn ein Kampf im Gange ist, sei es auch nur auf dem Felde der Diplomatie, so folgt der Engländer implicite der Fahne. Er handelt nach dem Worte: „You can't change the jokey while running."*) –

Im Herbst 1900 trat Fürst Hohenlohe vom Kanzlerposten zurück, da die Arbeitslast dem hochbetagten Herrn doch zu schwer wurde. Auch war ihm der ewige Zank und Streit der Parteien untereinander unsympathisch. Das Reden vor ihnen im Reichstag widerstrebte ihm. Ebenso unsympathisch war ihm die zum Teil zügellose Presse, die, mit Bismarckschen Zitaten arbeitend, vermeintliche Bismarcksche Traditionen zu wahren dachte und besonders im Burenkriege das Verhältnis zu England stark gefährdet hat.

Die bei des Fürsten Hohenlohe Wahl und Antritt gehegte Hoffnung, daß Fürst Bismarck ihm weniger Schwierigkeiten bereiten werde, hatte sich nur teilweise erfüllt. Durch meine Aussöhnung mit Bismarck, die durch seinen feierlichen Einzug in Berlin und sein Absteigen im alten Hohenzollernschloß zum äußeren Ausdruck kam, war die Atmosphäre ja wesentlich entspannt und der Fürst milder gestimmt worden, aber seine Anhänger und die aus Fronde zu ihm Haltenden vermochten von ihrem Treiben immer noch nicht zu lassen. Andererseits brachte es, während ich zur Feier des 80. Geburtstages Bismarcks nach Friedrichsruh reiste, die politische Vertretung des Volkes fertig, dem Altreichskanzler die Huldigung zu verweigern. Das mußte den feinbesaiteten Fürsten Hohenlohe tief verletzen und mit Unwillen erfüllen. Der Tod seines großen Vorgängers hat ihn wie mich tief bewegt, und wir haben mit dem deutschen Volke den Fürsten Bismarck als einen der größten Söhne

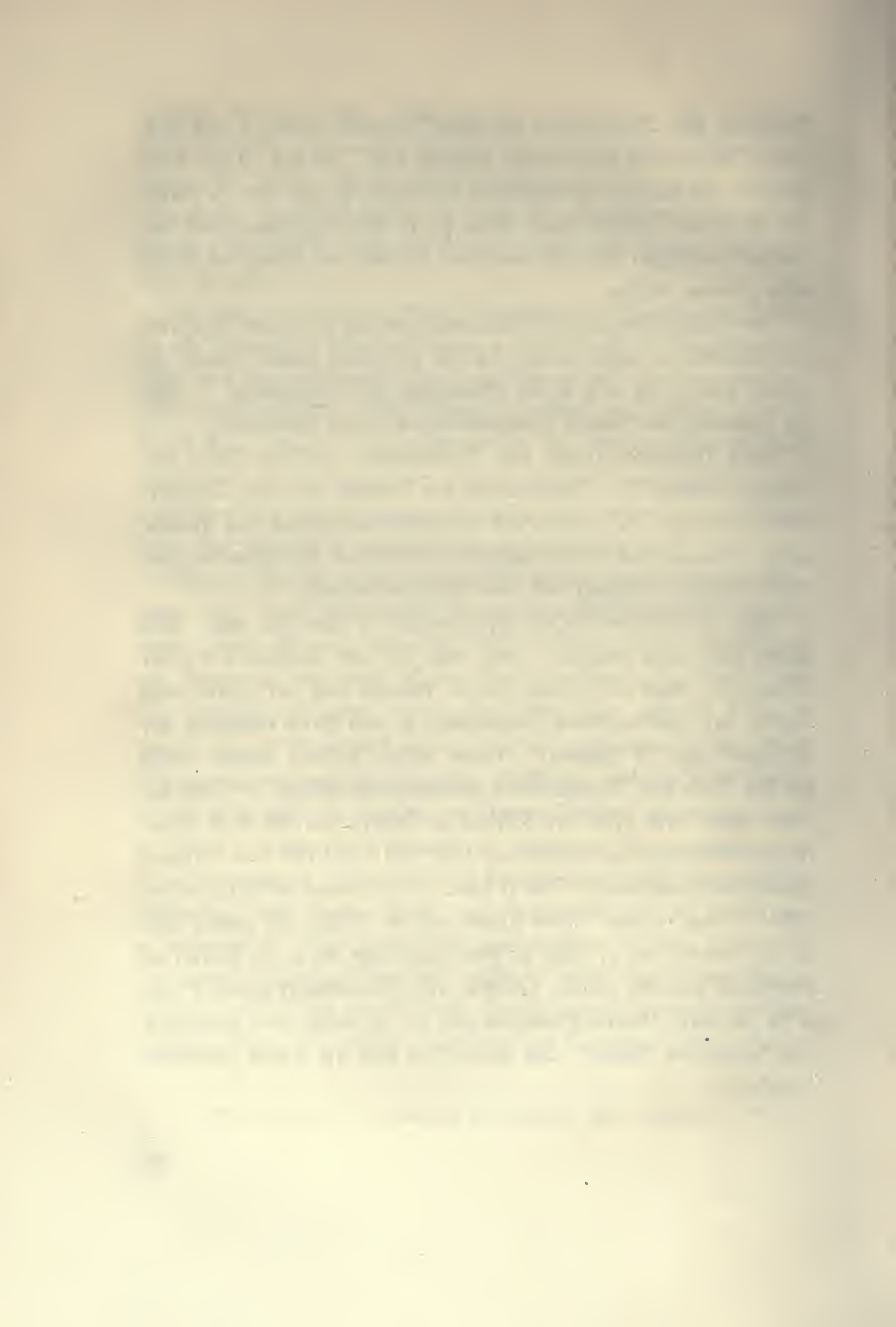
*) „Man kann den Jokei während des Rennens nicht wechseln."

Preußens und Deutschlands aufrichtig betrauert, wenn er uns auch unsere Arbeit nicht immer leicht gemacht hat. Ich ließ es mir nicht nehmen, von meiner Nordlandreise herbeizueilen, um den zu ehren, der als treuer Diener seines alten Herrn dem deutschen Volk zur Einigkeit verholfen hat und unter dem ich einst als Prinz mit Stolz hatte arbeiten dürfen.

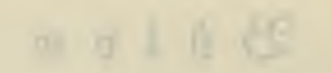
Den Fürsten Hohenlohe soll unter anderem auch sein Sohn Alexander zum Rücktritt bewogen haben, der viel im Hause seines Vaters anwesend war — er hieß in der Gesellschaft der „Kronprinz" — und sich wesentlich von seinem liebenswürdigen Vater unterschied.

Fürst Hohenlohe konnte als Reichskanzler auf eine Reihe von Erfolgen blicken: Die Überwindung der Kämpfe um das „Bürgerliche Gesetzbuch", die Reform des Militärstrafverfahrens, das Flottengesetz, Samoa, das Oberkommando Waldersees in China bei den Boxerkämpfen, Tsingtau und den Yangtse-Vertrag.

Am 15. Oktober 1900 verabschiedete er sich von mir. Wir waren beide recht bewegt. Denn nicht nur der Kanzler, der treue Mitarbeiter schied von seinem Kaiser, sondern auch der Oheim vom Neffen, der voll dankbarer Hochachtung zu dem Greis emporsah, der im Alter von 75 Jahren — einem Alter, in dem andere längst sich zur Ruhe und Beschaulichkeit zurückzuziehen pflegen, — nicht gezögert hatte, dem Rufe des Kaisers zu folgen, um sich noch angestrengter Arbeit zu unterziehen und seine Zeit und Kraft dem deutschen Vaterlande zu widmen. Als er schon mein Zimmer verlassen wollte, faßte er noch einmal meine Hand mit der Bitte, ich möchte ihm in den Jahren, die er noch zu leben habe und die er in Berlin zu verbringen gedenke, dieselbe schlichte treue Freundschaft schenken, wie er sie zwischen Admiral Hollmann und mir so lange habe beobachten und bewundern können. Ich werde ihm stets ein treues Andenken bewahren.



Bülow



Am Tage nach dem Abschiede des Fürsten Hohenlohe traf der von mir zu seinem Nachfolger berufene Staatssekretär des Auswärtigen Amtes Graf Bülow ein. Seine Wahl lag nahe, da er die vielen Fragen der immer lebhafter und verwickelter werdenden äußeren Politik, zumal die Beziehungen zu England, völlig beherrschte und sich auch bereits als geschickter Redner und schlagfertiger Debatter im Reichstage erwiesen hatte. Daß die zuletzt genannte Eigenschaft seinem Vorgänger fehlte, hatte sich des öfteren recht fühlbar gemacht. Als die Rücktrittsabsichten des Fürsten Hohenlohe im Bundesrat bekannt wurden, hatte mir der bayerische Gesandte in Berlin, Graf Lerchenfeld, sehr pointiert gesagt, ich möge nur um Himmelswillen nicht wieder einen Süddeutschen nehmen. Diese seien für die leitende Stelle in Berlin nicht geeignet; hier wüßten sich die Norddeutschen naturgemäß besser durchzusetzen: es sei also für das Reich besser, einen Norddeutschen zu wählen.

Persönlich war mir Bülow schon seit langem sowohl aus seiner Botschafterzeit in Rom, wie aus der Zeit seines Wirkens als Staatssekretär bekannt; ich hatte ihn schon damals oft in seinem Hause besucht und manche Unterredung mit ihm in seinem Garten gehabt. Er war mir näher getreten, als er mich auf der Orientreise begleitete und dort unter der Mitwirkung des Botschafters Freiherrn Marschall meine persönliche Fühlungnahme mit den führenden

Männern der türkischen Regierung vermitteln konnte. Das Verhältnis des neuen Kanzlers zu mir war also bereits fundiert und, da wir uns schon seit Jahren über alle politischen Probleme und Gebiete ausgesprochen hatten, gewissermaßen geklärt. Zudem stand er mir im Alter doch weit näher, als seine Vorgänger, die meist meine Großväter hätten sein können. Er war der erste „junge Kanzler", den das Deutsche Reich sah. Das erleichterte uns beiden die gemeinsame Arbeit.

Es ist, wenn ich in Berlin war, kaum ein Tag vergangen, an dem ich nicht mit Bülow einen längeren Morgengang im Garten des Reichskanzlerpalais unternommen habe, während dessen die Vorträge erledigt und die aktuellen Fragen berührt wurden. Oftmals sagte ich mich bei ihm zu Tisch an. Stets fand ich dort, vom Grafen und seiner liebenswürdigen Gemahlin auf das gastlichste empfangen, eine Reihe interessanter Männer, in deren geschickter Auswahl der Graf ein Meister war. Ebenso war er unübertrefflich in der gewandten Führung der Konversation und geistvollen Behandlung der verschiedenen auftauchenden Themata. Es war für mich immer ein Genuß, im Beisein der von sprudelndem Geist beseelten Persönlichkeit des Kanzlers mit vielen Professoren, Gelehrten und Künstlern sowie Staatsbeamten aller Art in ungezwungenen, außerdienstlichen Verkehr und anregenden Meinungsaustausch treten zu können. Der Graf war auch ein vortrefflicher Erzähler von Anekdoten, die er, sowohl gelesene wie selbsterlebte, in verschiedenen Sprachen vorbrachte. Er erzählte gern aus seiner Diplomatenzeit, besonders aus der Zeit seines Aufenthaltes in Petersburg.

Der Vater des Grafen war Intimus des Fürsten Bismarck und einer der ihm am nächsten stehenden Mitarbeiter gewesen. Auch der junge Bülow hatte seine Laufbahn unter dem großen Kanzler begonnen. Er war in Bismarckschen Ideen und Traditionen groß

geworden und von ihnen stark beeinflußt, ohne jedoch unselbständig an ihnen zu kleben.

In einem der ersten Gespräche, die ich mit Bülow als Reichskanzler führte, erkundigte er sich nach meiner Ansicht darüber, wie man am besten die Engländer zu behandeln und mit ihnen zu verkehren habe. Ich sagte ihm, daß meines Erachtens rückhaltlose Offenheit die Hauptsache im Verkehr mit ihnen sei. Der Engländer sei in Vertretung seines Standpunktes und seiner Interessen rücksichtslos bis zur Brutalität, er verstehe es daher sehr gut, wenn man ihm gegenüber dasselbe tue. Diplomatisieren oder gar „finassieren" dürfe man dem Engländer gegenüber nicht – das gehe nur bei lateinischen und slawischen Völkern –, weil er dann mißtrauisch werde und den Verdacht hege, man sei nicht ehrlich und wolle ihn heimlich übers Ohr hauen. Habe der Engländer erst einmal Verdacht gefaßt, dann sei trotz den schönsten Worten oder bereitwilligem Nachgeben nichts mehr zu machen. Ich könne daher dem Kanzler nur den Rat geben, sich in der Politik mit England nur der Geradheit zu befleißigen. Ich sagte das mit besonderem Nachdruck, weil gerade der geschmeidigen Diplomatennatur des Grafen Bülow das „Finassieren" sehr lag und ihm zur zweiten Natur geworden war.

Bei diesem Gespräch nahm ich auch die Gelegenheit wahr, den Kanzler vor der Person Holsteins zu warnen. Trotz meiner Warnung – die nur eine Wiederholung der mir seinerzeit von Bismarck gegebenen war – hat Bülow viel mit Holstein gearbeitet oder arbeiten müssen. Dieser merkwürdige Mann hatte sich allmählich, besonders seit der Zeit, in der das Auswärtige Amt nach Bismarcks Abgang gewissermaßen verwaist war, eine immer einflußreichere Stellung zu verschaffen gewußt, die er unter drei Kanzlern derart behauptet hat, daß er als unentbehrlich galt. Holstein war zweifellos mit großer Klugheit, die von einem phänomenalen Gedächtnis unterstützt wurde, und einer gewissen politischen Kombinationsgabe aus-

gestattet, die sich bei ihm freilich öfters bis zur Marotte steigerte. Zum guten Teil beruhte sein Ansehen auch darauf, daß er in weiten Kreisen, besonders bei den älteren Beamten, als der „Träger der Bismarckschen Traditionen" galt, der diese dem „jungen Herrn" gegenüber hochhielt. Seine Bedeutung lag vor allem in seiner weitreichenden Personalkenntnis im ganzen Bereich des auswärtigen Dienstes. Da er infolgedessen einen maßgebenden Einfluß auf alle Personalvorschläge besaß und damit die Karriere der jüngeren Beamten in der Hand hatte, erklärt es sich leicht, daß er nach und nach eine beherrschende Stellung im Auswärtigen Amt erlangt hat. Er strebte aber immer mehr danach, zugleich einen bestimmenden Einfluß auf die Leitung der auswärtigen Politik zu erlangen. Tatsächlich war er zeitweilig zum spiritus rector sowohl des Auswärtigen Amtes wie der auswärtigen Politik geworden.

Das Bedenkliche dabei war, daß er seinen weitreichenden Einfluß immer nur hinter den Kulissen ausübte und jeder offiziellen Verantwortlichkeit als Ratgeber aus dem Wege ging. Er zog es vor, im Dunkeln zu bleiben und zu wirken. Jeden verantwortlichen Posten – viele standen ihm offen –, jeden Titel, jede Beförderung schlug er aus. Er lebte ganz zurückgezogen. Lange Zeit habe ich vergeblich gesucht, ihn persönlich kennen zu lernen; ich versuchte es durch Einladungen zu Tische, aber Holstein lehnte jedesmal ab. Ein einziges Mal im Laufe vieler Jahre hat er sich herbeigelassen, im Auswärtigen Amt mit mir zu speisen. Charakteristisch für ihn ist, daß er dabei, während alle anderen Herren im Frack waren, im Gehrock erschien und sich damit entschuldigte, daß „er keinen Frack besitze". Die Heimlichkeit, mit der er sein Wirken so umgab, daß er nicht dafür verantwortlich erschien, zeigte sich zuweilen auch in der Art seiner Denkschriften. Sie waren zweifellos geistreich und bestechend, aber oft so verklausuliert und zweideutig wie die Orakel der Pythia zu Delphi. Es kam vor, daß, wenn man auf Grund ihres Inhaltes

einen Entschluß gefaßt hatte, Herr v. Holstein haarscharf nachwies, daß er genau das Gegenteil von dem gemeint habe, was man herausgelesen hatte.

Mir erschien jener starke Einfluß, den ein unverantwortlicher Ratgeber hinter den Kulissen, z. T. unter Umgehung der dafür berufenen und verantwortlichen Stellen, ausübte, bedenklich. Mehrmals ist es mir – besonders in der Ära Richthofen – widerfahren, daß mir ein fremder Botschafter, dem ich bei der Erörterung einer politischen Frage vorschlug, er möchte sie mit dem Staatssekretär besprechen, antwortete: „J'en parlerai avec mon ami Holstein."*) Schon, daß ein Beamter des Auswärtigen Amtes unter Umgehung seines Vorgesetzten mit fremden Botschaftern verhandelte, fand ich nicht richtig; aber daß er von diesen kurzweg per „ami" bezeichnet wurde, überschritt doch das Maß des mir nützlich Scheinenden.

Die Dinge hatten sich allmählich dahin entwickelt, daß Holstein tatsächlich ein gut Teil der äußeren Politik machte. Er hörte dabei allenfalls noch den Kanzler; was der Kaiser darüber dachte oder sagte, war für ihn ziemlich belanglos. Wurden Erfolge erzielt, so heimste sie das Auswärtige Amt ein; ging die Sache nicht nach Wunsch, dann war es die Schuld des „impulsiven jungen Herrn".

Trotz alledem schien auch Bülow den Herrn v. Holstein zunächst für unentbehrlich zu halten. Er hat lange mit ihm zusammen gearbeitet, bis auch für ihn der Druck, den dieser unheimliche Mann auf jeden ausübte, unerträglich wurde. Herr v. Tschirschky als Staatssekretär hat das Verdienst, die unhaltbaren Zustände endlich zum Bruch gebracht zu haben. Auf mein Befragen erklärte er mir, daß er Herrn v. Holsteins ferneres Bleiben für unmöglich halte, da dieser das ganze Auswärtige Amt durcheinander bringe, ihn selbst, den Staatssekretär, ganz auszuschalten suche und auch dem

*) „Ich werde das mit meinem Freunde Holstein besprechen."

Kanzler viel Schwierigkeiten bereite. Daraufhin befahl ich Herrn v. Tschirschky, die Verabschiedung Holsteins einzuleiten, die dann, nachdem sich der Kanzler von seinem inzwischen eingetretenen schweren gesundheitlichen Zusammenbruch erholt hatte, mit dessen Zustimmung erfolgte. Herr v. Holstein hat sich selbst dadurch charakterisiert, daß er sich, gleich nachdem er seinen Abschied erhalten, zu Herrn Harden begab und sich ihm für die Kampagne gegen den Kaiser zur Verfügung stellte. –

Das Jahr 1901 gab dem Grafen Bülow reichlich Gelegenheit, sich im Verhandeln mit England zu zeigen und zu bewähren. Graf Bülow selbst huldigte noch vielfach der Bismarckschen „Zwei Eisen im Feuer"-Theorie, d. h. mit einem anderen Lande sich freundlich zu arrangieren, aber immer mit Rußland gut zu stehen, und wurde darin von den vielen Pseudo-Bismarckianern unterstützt.

Mitten aus der Jubiläumsfeier des 200jährigen Krönungstages rief mich eine den bedenklichen Zustand der greisen Königin Victoria meldende Nachricht an das Sterbelager meiner Großmutter. Ich reiste mit meinem Oheim, dem Herzog von Connaught, der als Vertreter der Königin bei den Feierlichkeiten in Berlin weilte – er war der Lieblingssohn der Königin und mein besonderer Freund, ein Schwiegersohn des Prinzen Friedrich Carl –, mit Beschleunigung ab und wurde von dem damaligen Prinzen von Wales und der Königlichen Familie in London herzlich empfangen. Als mein Wagen aus dem Stationsgebäude im Schritt herausfuhr, trat aus der in lautloser Stille dicht gedrängt stehenden Menschenmenge ein schlichter Mann an den Wagenschlag heran, entblößte sein Haupt und sagte: „Thank you Kaiser!"*) Der Prinz von Wales, der spätere König Eduard VII., sagte dazu: „That is what they all think, every one of them, and they will never forget this

---

*) „Dank Dir, Kaiser!"

coming of yours."*) Das ist trotzdem geschehen und noch dazu recht schnell.

Nachdem die Königin in meinen Armen sanft hinübergeschlummert, war für mich der Vorhang über viele Jugenderinnerungen gefallen. Ihr Tod bedeutete einen Abschnitt in der englischen Geschichte und in Englands Beziehungen zu Deutschland. Ich nahm nun, soweit als angängig, Fühlung mit den maßgebenden Persönlichkeiten und erkannte überall eine durchaus sympathische, freundschaftliche Stimmung, die kein Hehl aus dem Wunsch nach guten Beziehungen mit Deutschland machte. Beim Abschiedsbankett wurden von König Eduard VII. und mir unvorbereitete, in Ton und Inhalt herzliche Reden gehalten, die auf die Zuhörer ihren Eindruck nicht verfehlten. Nach der Tafel drückte der englische Botschafter in Berlin mir die Hand und sagte: Meine Rede sei allen seinen Landsleuten zu Herzen gegangen, denn die Worte seien aufrichtig und schlicht gewesen, wie sie sich für die Engländer eigneten. Die Rede müsse sofort veröffentlicht werden, denn sie werde im ganzen Lande, das mein Kommen dankbar empfinde, Widerhall erwecken. Das werde für die Beziehungen beider Länder von Nutzen sein. Ich erwiderte, es sei Sache der britischen Regierung und des Königs, darüber zu entscheiden; ich persönlich hätte nichts gegen eine Veröffentlichung einzuwenden. Diese ist jedoch nicht erfolgt. Das britische Volk hat meine Worte, die der aufrichtige Ausdruck meiner Gefühle und Gedanken waren, nie erfahren. In einem späteren Gespräch mit mir in Berlin hat derselbe Botschafter das lebhaft beklagt, ohne den Grund des Unterbleibens angeben zu können.

Am Schlusse dieser Betrachtungen über meinen Aufenthalt in England darf die Tatsache nicht unerwähnt gelassen werden, daß ein Teil der deutschen Presse es leider an taktvoller Würdigung sowohl

---

*) „Das ist es, was sie alle hier denken, jeder im Volk; man wird es Dir niemals vergessen, daß Du gekommen bist."

des Schmerzes des englischen Königshauses und Volkes wie auch der Verpflichtungen fehlen ließ, die mir politische Rücksichten wie verwandtschaftliche Beziehungen auferlegten.

Nach meiner Heimkehr konnte ich dem Kanzler über meine guten Eindrücke berichten, insbesondere, daß die Stimmung in England für Annäherung und Verständigung anscheinend günstig sei. Bülow war, als wir in Homburg eingehend darüber und über die Auswertung der durch die Reise geschaffenen Situation konferierten, mit dem Ergebnis der Reise zufrieden. Ich vertrat die Ansicht, man solle unbedingt zu einem guten „Agreement" zu kommen suchen, wenn eine Allianz, die ich noch vorzöge, nicht zustande zu bringen sei. Ein festes Agreement genüge auch und läge den Engländern; schließlich könne sich daraus immer noch eine Allianz entwickeln.

Die Gelegenheit dazu bot sich unerwartet rasch. Als ich mich im Frühjahr 1901 in Homburg v. d. Höhe befand, trug mir Graf Metternich, der als Vertreter des Auswärtigen Amtes bei mir war, eines Tages eine Meldung aus Berlin vor, daß Mr. Chamberlain dort angefragt habe, ob Deutschland bereit sei, eine Allianz mit England einzugehen. Ich fragte sofort: „Gegen wen?", denn wenn England so plötzlich mitten im Frieden eine Allianz anböte, dann brauche es offenbar die deutsche Armee. Da sei es doch wichtig, zu erfahren, gegen wen und wofür deutsche Truppen auf Englands Geheiß an seiner Seite fechten sollten. Daraufhin kam aus London die Antwort: Gegen Rußland, weil es für Indien und Stambul bedrohlich werde.

Ich ließ zunächst in London auf die alte traditionelle Waffenbrüderschaft zwischen der deutschen und russischen Armee und auf die engen verwandtschaftlichen Bande zwischen den beiden Herrscherhäusern aufmerksam machen. Ferner wies ich auf die Gefahr eines Zwei-Fronten-Krieges beim Eingreifen Frankreichs an Rußlands Seite hin sowie auf die Tatsache, daß wir im fernen Osten mit

Frankreich und Rußland (1895 Shimonoseki) zusammengegangen seien, und daß jeder Grund fehle, jetzt mitten im Frieden einen Konflikt mit Rußland vom Zaun zu brechen. Die Überzahl der russischen Friedensformationen sei sehr groß und die Ostgrenze Preußens sei durch die russischen Dislokationen stark bedroht; unsere Ostmark vor dem russischen Einfall zu bewahren, werde England nicht in der Lage sein, da seine Flotte in der Ostsee wenig ausrichten und ins Schwarze Meer nicht einfahren könne. Mithin sei bei einem gemeinsamen Waffengange mit Rußland Deutschland der allein und recht stark gefährdete Teil, ganz abgesehen von der Gefahr des Eingreifens Frankreichs. Chamberlain ließ daraufhin wissen, es solle ein festes Bündnis geschlossen werden, bei dem England sich natürlich zur Hilfeleistung verpflichten werde.

Ich hatte auch darauf hingewiesen, daß die Validität eines Bündnisses erst dann sichergestellt sei, wenn das englische Parlament sein Placet dazu gegeben habe. Denn das Ministerium könne durch den im Parlament ausgedrückten Volkswillen beseitigt und dadurch seine Unterschrift aufgehoben und das Bündnis hinfällig werden. Wir könnten den Chamberlainschen Vorschlag zunächst nur als seine rein persönliche Idee ansehen.

Chamberlain erwiderte darauf, daß er die parlamentarische Deckung schon erreichen werde; die Unionisten werde er dafür zu gewinnen wissen, man solle in Berlin nur erst einmal zeichnen. Es kam nicht dazu, da das Parlament nicht dafür zu haben war. So verlief der „Plan" im Sande. Bald darauf hat England das Bündnis mit Japan (Hayashi) geschlossen. Der russisch-japanische Krieg entbrannte, in dem Japan – weil es in seine eigenen Pläne paßte – die zuerst Deutschland zugedachte Rolle des Landsknechts für Englands Interessen spielte. Rußland ist dadurch vom Osten auf den Westen zurückgeworfen worden, wo es sich nun, statt mit China und Pacific, wieder mit Balkan, Stambul, Indien nützlich

beschäftigen konnte und Japan freie Hand in Korea und China lassen mußte. —

In das Jahr 1905 fällt die von mir sehr contre cœur unternommene Tangerreise, zu der es folgendermaßen gekommen ist. Ende März beabsichtigte ich, wie im Vorjahre, zur Erholung eine Mittelmeerreise zu unternehmen und dazu einen von Cuxhaven leer nach Neapel laufenden Dampfer zu benutzen. Die „Hamburg" wurde von Ballin dazu bestimmt. Auf seine Aufforderung, noch eine Anzahl von Gästen mitzunehmen, da der Dampfer ganz leer sei, lud ich eine Reihe von Herren ein, darunter Geheimrat Althoff, Admiral Mensing, Graf Pückler, den Gesandten v. Varnbüler, Professor Schiemann, Admiral Hollmann u. a.

Bald nach dem Bekanntwerden des Reiseprojekts teilte mir Bülow mit, man habe in Lissabon den lebhaften Wunsch, ich möchte dort Aufenthalt nehmen und dem Hof einen Besuch machen. Ich war damit einverstanden. Als der Zeitpunkt der Abreise sich näherte, trat Bülow mit dem weiteren Wunsche hervor, ich möchte auch Tanger anlaufen und durch den Besuch des marokkanischen Hafens die Stellung des Sultans den Franzosen gegenüber stärken. Ich lehnte das ab, weil mir die Marokkofrage zu viel Zündstoff zu enthalten schien und weil ich fürchtete, daß mein Besuch eher schädlich als nützlich wirken würde. Bülow aber kam immer wieder darauf zurück, ohne mich von der Notwendigkeit und Zweckmäßigkeit des Besuches überzeugen zu können.

Auf der Fahrt hatte ich mit Freiherrn v. Schoen, der mich als Vertreter des Auswärtigen Amtes begleitete, mehrere Besprechungen über die Opportunität des Besuches. Wir kamen dahin überein, daß es besser sei, ihn zu unterlassen. Von Lissabon aus teilte ich diesen Entschluß dem Kanzler telegraphisch mit. Bülow antwortete mit der nachdrücklichen Forderung, daß ich der Meinung des deutschen Volkes und des Reichstages, die sich nun einmal für einen

solchen Schritt erwärmt hätten, Rechnung tragen müsse; es sei notwendig, daß ich nach Tanger führe.

Schweren Herzens gab ich nach, denn ich befürchtete, daß dieser Besuch bei der Lage der Dinge in Paris als Provokation aufgefaßt werden könnte und in London die Geneigtheit zur Unterstützung Frankreichs im Kriegsfalle bewirken würde. Da ich Delcassé im Verdacht hatte, daß er Marokko zum Kriegsgrund machen wollte, fürchtete ich, daß er den Tangerbesuch dazu benutzen könnte.

Der Besuch fand unter großen Schwierigkeiten auf der Reede von Tanger statt – nicht ohne freundliche Beteiligung von italienischen und südfranzösischen Anarchisten, Gaunern und Abenteurern. Auf einem kleinen Platz stand eine Menge von Spaniern mit Fahnen und großem Geschrei; das waren nach Aussage eines begleitenden Sicherheitsbeamten die versammelten spanischen Anarchisten.

Den ersten Beweis für die Wirkung des Besuches in Tanger erfuhr ich, als ich in Gibraltar ankam und von den Engländern sehr förmlich und frostig empfangen wurde, im Gegensatz zu der herzlichen Aufnahme im Vorjahre. Was ich vorausgesehen, wurde durch die Tatsachen bestätigt. In Paris herrschte Erbitterung und Wut, Delcassé versuchte zum Kriege zu hetzen; er drang nur deshalb nicht durch, weil sowohl der Marineminister wie der Kriegsminister erklärten, Frankreich sei noch nicht bereit. Die Richtigkeit meiner Befürchtungen ist späterhin auch durch das Gespräch Delcassé's mit dem Redakteur des „Gaulois" bestätigt worden, in dem der Minister der erstaunten Welt mitteilte, daß im Kriegsfalle England auf Frankreichs Seite getreten sein würde. So wäre ich durch den mir aufgenötigten Besuch in Tanger schon damals beinahe in die Lage gekommen, der Entfesselung eines Weltkrieges beschuldigt werden zu können. Konstitutionelles Denken und Handeln ist für den Fürsten, dem schließlich immer die Verantwortung aufgebürdet wird, oft eine harte Aufgabe.

Im Oktober 1905 hat der Pariser „Matin“ mitgeteilt, daß Delcassé im Ministerrat erklärt habe, England habe für den Kriegsfall angeboten, 100000 Mann in Holstein zu landen und den Kaiser Wilhelm-Kanal zu besetzen. Dieses englische Angebot ist nachher noch einmal wiederholt worden mit dem Vorschlag, es in schriftlicher Form festzulegen. Auch der bekannte Abgeordnete Jaurès, der bei Kriegsausbruch 1914 im Sinne Iswolskischer Politik ermordet wurde, hat den Inhalt der im „Matin“ veröffentlichten Mitteilungen Delcassé's schon vorher gekannt.

Der Sturz Delcassé's und seine Ersetzung durch Rouvier ist zum Teil dem Einfluß des Fürsten von Monako zuzuschreiben. Der Fürst hatte sich während der Kieler Woche durch Unterhaltungen mit mir, mit dem Reichskanzler und Regierungsbeamten von der Aufrichtigkeit unseres Wunsches überzeugt, mit Frankreich zu einem Ausgleich zu gelangen, um ein friedliches Nebeneinanderleben zu ermöglichen. Er stand in guten Beziehungen zum Botschafter Fürsten Radolin und bemühte sich eifrig für eine Annäherung zwischen den beiden Ländern. Der Fürst von Monako war selbst der Meinung, Delcassé sei eine Gefahr für die Aufrechterhaltung des Friedens; er werde hoffentlich bald stürzen und durch Rouvier ersetzt werden, der ein besonnener Politiker und durchaus geneigt sei, sich mit Deutschland zu verständigen. Er stehe Rouvier persönlich nahe und stelle sich dem deutschen Botschafter gern als Vermittler zur Verfügung.

Der Sturz Delcassé's trat ein, und Rouvier wurde Minister. Ich ließ nun sofort die Aktion einleiten, bei der ich auf des Fürsten von Monako Unterstützung rechnen durfte. Der Kanzler wurde angewiesen, ein „Rapprochement“ mit Frankreich vorzubereiten. Den Fürsten Radolin, der seine Instruktionen in Berlin persönlich erhielt, wies ich noch besonders darauf hin, die Konstellation Rouvier gut auszunutzen, um alle Konfliktsmöglichkeiten zwischen den beiden Ländern zu beseitigen. Für das Verhältnis zu Rouvier würden ihm die

Informationen seitens des Fürsten von Monako, den er ja gut kenne, von Nutzen sein. Fürst Radolin ging mit Eifer und Freude an die lohnende Aufgabe.

Anfangs nahmen die Verhandlungen guten Fortgang, so daß ich schon die Hoffnung hegte, das wichtige Ziel werde erreicht und der üble Eindruck des Tangerbesuches durch eine Verständigung wieder verwischt werden können. Inzwischen wurden die Verhandlungen über Marokko weitergeführt und endigten nach unendlichen Mühen in der Berufung der Algeciras-Konferenz auf Grund des Rundschreibens des Fürsten Bülow, das betonte, daß der Meistbegünstigungsartikel Nr. 17 der Madrider Konvention maßgebend bleiben solle, und daß die von Frankreich allein angestrebten Reformen in Marokko, soweit solche nötig wären, nur im Einverständnis mit den Signatarmächten der Madrider Konferenz zulässig seien. Diese Vorgänge, die die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen, ließen dann die Spezialaktion mit Rouvier in den Hintergrund treten. –

Hinsichtlich der inneren Politik hatte ich mich mit dem Kanzler dahin geeinigt, daß es dessen Hauptaufgabe sei, die unter Hohenlohe sehr zerfahrenen Parteiverhältnisse im Reichstag wieder zu ordnen und vor allem die durch die Nach-Bismarckianer oppositionell gewordenen Konservativen wieder hinter die Regierung zu scharen. Der Kanzler hat diese Aufgabe mit großer Geduld und Zähigkeit durchgeführt. Er brachte schließlich den berühmten „Block" zustande, der aus der großen Wahlniederlage der Sozialisten hervorging.

Die konservative Partei besaß viele Mitglieder, die direkte Beziehungen zum Hofe und auch zu mir persönlich hatten. Es war für diese Partei also leichter als für jede andere, sich über meine Pläne auf politischen und anderen Gebieten zu unterrichten und, bevor es zu Gesetzvorlagen kam, meine Vorschläge mit mir zu diskutieren. Ich habe nicht den Eindruck, daß dies in dem Maße, wie es möglich war, geschehen ist. In ungezwungenen Vorbesprechungen

hätte ich mich wahrscheinlich sowohl in der Frage des Mittelland-Kanals, dessen Bau bekanntlich von den Konservativen bekämpft wurde, wie über die minder wichtigen Fragen des Dombaus und des Berliner Opernhauses, die mir um der Kirche und der Kunst willen am Herzen lagen, mit den Herren geeinigt.

Nun ist es ja nichts Neues, wenn ich erwähne, daß es gar nicht so leicht war, mit den konservativen Herren umzugehen. Sie hatten auf Grund ihrer traditionellen Dienste im Staate große Erfahrungen und ein eigenes Urteil und waren so zu einer festgefügten staatspolitischen Überzeugung gekommen, an der sie in Treue und echt konservativ festhielten. Sie hatten große Staatsmänner, hervorragende Minister, ein glänzendes Offizierkorps, ein vorbildliches Beamtentum vorwiegend aus ihren Reihen geliefert; ihr Selbstbewußtsein war also nicht unbegründet. Dazu kam, daß ihre Königstreue unerschütterlich war. König und Vaterland waren ihnen zu Dank verpflichtet. Ihre Schwäche bestand darin, daß sie manchmal zu konservativ waren, d. h. die Forderungen der Zeit zu spät erkannten, Fortschritte zunächst bekämpften, obwohl es sich auch um Fortschritte für sie selbst handelte. Das mag man aus ihrer Vergangenheit verstehen, aber es behinderte gerade in meiner Regierungszeit, während der die Entwicklung des Reiches, insbesondere die Industrialisierung und der Handel rapide vorwärts drängten, den inneren Konnex mit mir, der ich jene Entwicklung nicht nur nicht eindämmen, sondern fördern wollte und mußte. Wenn ich sagte, daß es aus den angeführten Gründen nicht immer leicht war, mit den Konservativen zu verhandeln, so weiß ich sehr wohl, daß dasselbe von mir behauptet wird. Vielleicht liegt das daran, daß ich zwar meiner Tradition nach den Konservativen nahe stand, aber nicht parteipolitisch konservativ war. Ich war und bin für einen fortschreitenden Konservativismus, der das Lebensfähige konserviert, das Überalterte abstreift und das brauchbare Neue annimmt. Im übrigen habe ich, wo Vor-

besprechungen stattgefunden haben, die Wahrheit, und auch die unbequeme und bittere, wenn sie mir in taktvoller Form gebracht wurde, besser vertragen und beachtet, als man weiß.

Wenn also von mir und den Konservativen behauptet wird, beide wären schwierig in Verhandlungen gewesen, so hat diese Schwierigkeit denselben Ursprung. Es wäre mir gegenüber nur richtiger gewesen, den Weg zur Aussprache unter vier Augen öfters zu betreten. Ich war stets dafür zu haben. Und wenn wir uns bei der Kanalfrage nicht einigen konnten, so müßten gerade die Konservativen am besten verstehen und es achten, daß ich mich nicht zu dem schönen Vers bekannt habe: „Unser König absolut, wenn er unsern Willen tut." Wenn ich nämlich diesem für mich recht bequemen Grundsatz gehuldigt hätte, so hätten die Konservativen bei ihrer Auffassung vom starken, wirklich regierenden Königtum mich logischerweise bekämpfen müssen. Sicherlich haben die Konservativen es auch gewürdigt, daß ich ihrem ehrenwerten Grundsatz vom Männerstolz vor Königsthronen meinen Grundsatz vom Königsstolz vor dem konservativen Parteithron gegenüberstellte, wie ich das auch bei allen anderen Parteien getan habe. Die gelegentlichen Differenzen mit der konservativen Partei und mit einzelnen Konservativen können mich die Dienste nicht vergessen lassen, die gerade von Männern aus diesen Reihen dem Hause Hohenzollern, dem preußischen Staate und dem Deutschen Reiche geleistet worden sind.

Nun, Bülow ist schließlich das große Kunststück, die Konservativen und Liberalen zusammenzubringen und dadurch den hinter der Regierung stehenden Parteien eine große Mehrheit zu verschaffen, doch gelungen. Seine großen Fähigkeiten, die Gewandtheit, Staatskunst und kluge Menschenkenntnis des Kanzlers haben sich dabei im glänzendsten Lichte gezeigt. Das große Verdienst, das er sich mit diesem Erfolge erworben hat, gewann ihm des Vaterlandes und meine volle Anerkennung und Dankbarkeit, dazu mein erhöhtes Ver-

trauen. Der grenzenlose Jubel der Berliner über die Wahlniederlage der Sozialdemokraten führte zu der mir unvergeßlichen nächtlichen Demonstration vor dem Schlosse, bei der sich mein Auto, von vielen Tausenden jubelnder Menschen umbraust, im Schritt langsam den Weg bahnen mußte. Der Lustgarten füllte sich mit großen Volksmassen, auf deren stürmisches Verlangen die Kaiserin und ich auf dem Balkon erscheinen mußten, um die Huldigungen entgegen zu nehmen. —

Bei dem Besuche König Eduards VII. in Kiel (1904) war der Kanzler zugegen. Unter den vielen Gästen befand sich auch der frühere Oberhofmeister der Kaiserin Friedrich, Graf Seckendorff, ein von seinen vielen Besuchen in England her langjähriger Bekannter Eduards VII., der dem Grafen großes Vertrauen schenkte. Dieser vermittelte im Auftrage Bülows, mit dem er befreundet war, ein Gespräch des Königs mit dem Kanzler.

Es fand an Bord der englischen Königsyacht nach einem Frühstück statt, zu dem ich und der Kanzler geladen waren. Die beiden Herren saßen lange allein bei der Zigarre. Nachher berichtete mir Bülow den Inhalt des Gespräches. Bei der Erörterung des eventuellen Abschlusses eines Bündnisses zwischen Deutschland und England habe der König erklärt, daß das bei unseren beiden Ländern gar nicht nötig sei, weil kein wirklicher Grund zu Feindschaft oder Zerwürfnissen zwischen ihnen bestände. — Diese Ablehnung war ein offenbares Zeichen für die englische Einkreisungspolitik, die sich bald besonders deutlich und unangenehm auf der Algeciras-Konferenz geltend machte. Das hier offen zutage tretende pro-französische und Deutschland feindselige Wirken Englands erfolgte auf besonderen Befehl König Eduards VII., der als seinen „kontrollierenden Vertreter" den mit persönlichen Instruktionen versehenen Sir D. Mackenzie Wallace nach Algeciras delegiert hatte.

Aus Andeutungen, die der letztere seinen Bekannten gegeben hat, ging hervor, daß es des Königs Wille war, Deutschland scharfen

Widerstand zu leisten und Frankreich bei jeder Gelegenheit zu unterstützen. Als er darauf aufmerksam gemacht wurde, man könne ja nachher sich doch auch mit Deutschland über diese oder jene Frage auseinandersetzen und vielleicht einigen, erwiderte er, erst käme das anglo-russische Agreement: sei das unter Dach, dann werde man sich auch mit Deutschland „arrangieren". Das englische „Arrangieren" bestand in der Einkreisung Deutschlands. –

Das Verhältnis zwischen mir und dem Kanzler ist in dieser ganzen Zeit vertrauensvoll und freundschaftlich gewesen. Auch zur Kieler Woche kam der Kanzler wiederholt. Hier fand er unter anderem Gelegenheit, sich mit dem Fürsten von Monako und manchen auf dessen Yacht anwesenden einflußreichen Franzosen aussprechen zu können, unter denen wohl Monsieur Jules Roche der hervorragendste war, der beste Kenner aller europäischen Budgets und ein großer Goetheverehrer, der den „Faust" stets bei sich in der Tasche trug.

Im April 1906 erfolgte der bedauerliche Zusammenbruch des überarbeiteten Kanzlers im Reichstag. Ich eilte, sobald ich die Nachricht bekam, sofort dorthin und war froh, daß mir Geheimrat Renvers beruhigende Auskunft über den Zustand Bülows geben konnte. Als sich der Fürst im Sommer zu seiner Erholung in Norderney aufhielt, fuhr ich von Helgoland, wo ich inspiziert hatte, auf einem Torpedoboot nach der Insel und überraschte das Kanzlerpaar in seiner Villa. Ich brachte den Tag bei dem bereits in erfreulichem Maße wiederhergestellten und von der Seeluft und Sonne gebräunten Kanzler plaudernd zu. –

Im Spätherbst 1907 fuhren die Kaiserin und ich, einer Einladung König Eduards VII. entsprechend, nach Windsor zum Besuch, der bei sehr liebenswürdiger Aufnahme seitens der englischen Königsfamilie harmonisch verlief. Nach Abschluß des Besuches begab ich mich zu einem Erholungsaufenthalt auf das dem General Stuart-

Wortley gehörige Schloß Highcliffe, das an der Südküste Englands den Needles gegenüber gelegen ist.

Vor meiner Abreise nach England hatte der Kanzler, der sehr befriedigt über die englische Einladung war, längere Gespräche mit mir über die Mittel, mit England auf einen besseren „Grüßfuß" zu kommen, gehabt und mir verschiedene Wünsche und Vorschläge als Richtlinien mitgegeben, die ich in den Gesprächen mit Engländern innehalten möchte. Ich hatte im Laufe meines Aufenthaltes mehrfach Gelegenheit gehabt, die verabredeten Themata zu erörtern und die mitgegebenen Wünsche an den Mann zu bringen. Chiffretelegramme mit meinen Berichten über diese Gespräche gingen regelmäßig nach Berlin. Wiederholt erhielt ich vom Kanzler zustimmende Telegramme. Ich habe sie abends nach Tisch den Vertrauten, die meinen Aufenthalt teilten, gezeigt; so haben sie z. B. der Oberhofmarschall Graf Eulenburg und Fürst Max Egon Fürstenberg gelesen und sich mit mir über das Einverständnis des Kanzlers gefreut. Nach meiner Rückkehr aus England habe ich dem Kanzler ein Generalreferat erstattet, worauf er mir seinen Dank dafür aussprach, daß ich mich um die Verbesserung der Beziehungen der beiden Länder persönlich so bemüht und betätigt hätte.

Ein Jahr später erfolgte der Zwischenfall mit dem sogenannten „Interview", das im Daily Telegraph veröffentlicht wurde. Sein Zweck war die Besserung der deutsch-englischen Beziehungen. Ich hatte den mir vorgelegten Entwurf durch den Vertreter des Auswärtigen Amtes, Herrn v. Jenisch, dem Kanzler zur Prüfung übergeben lassen. Durch Anmerkungen hatte ich auf einige Stellen hingewiesen, die meiner Ansicht nach nicht hineingehörten und zu streichen seien. Das ist infolge mehrerer Versehen, die seitens des Auswärtigen Amtes bei der instanzmäßigen Behandlung gemacht wurden, nicht geschehen. Der Sturm in der Presse brach los. Der Kanzler sprach im Reichstag, verteidigte aber den angegriffenen Kaiser

nicht in dem Maße, wie ich es erwartet hatte, sondern erklärte, die in den letzten Jahren vorgekommenen Neigungen zur persönlichen Politik für die Zukunft verhindern zu wollen. Die konservative Partei unternahm es, in der Presse an den König einen offenen Brief zu richten, dessen Inhalt bekannt ist.

Ich weilte während dieser Vorgänge erst in Eckartsau bei dem österreichischen Thronfolger Franz Ferdinand, dann beim Kaiser Franz Joseph in Wien. Beide mißbilligten das Verhalten des Kanzlers. Von Wien begab ich mich nach Donaueschingen zum Besuche des Fürsten Fürstenberg. Die Presse hielt es für angemessen, an ihn die Aufforderung zu richten, er solle als ehrlicher aufrechter Mann dem Kaiser doch mal ordentlich die Wahrheit sagen. Als wir den ganzen Vorfall besprachen, riet mir der Fürst, ich möchte den Depeschenwechsel von 1907 aus Highcliffe im Auswärtigen Amt zusammenstellen und dem Reichstag zugehen lassen.

Ich habe unter dieser ganzen Angelegenheit seelisch schwer gelitten. Hinzu kam, daß gerade damals ein jäher Tod meinen Vertrauten und Jugendfreund, den Chef des Militär-Kabinetts Grafen Hülsen-Haeseler vor meinen Augen dahinraffte. Die treue, aufopfernde Freundschaft und Pflege seitens des Fürsten Fürstenberg und der Seinen habe ich in diesen schweren Tagen wohltuend empfunden. Auch Briefe und Kundgebungen aus dem Reich, die sich zum Teil unter scharfer Verurteilung des Kanzlers auf meine Seite stellten, waren mir ein Trost.

Nach meiner Rückkehr erschien der Kanzler, hielt mir eine Vorlesung über meine politischen Sünden und verlangte die Unterzeichnung des bekannten Aktenstücks, das nachher der Presse mitgeteilt wurde. Ich unterschrieb das Aktenstück schweigend, wie ich auch schweigend die Presseangriffe über mich und die Krone habe ergehen lassen.

Der Kanzler hat durch sein Verhalten dem festen Vertrauen und der aufrichtigen Freundschaft, die mich bis dahin mit ihm ver-

banden, einen schweren Stoß versetzt. Fürst Bülow selbst ist gewiß der Meinung gewesen, mit seiner Art, die Angelegenheit sowohl im Reichstage wie mir persönlich gegenüber zu behandeln, mir und der Sache am besten zu dienen, besonders weil die Wogen der öffentlichen Erregung damals sehr hoch gingen. Ich habe ihm darin nicht beipflichten können; um so weniger, als sein Auftreten mir gegenüber in der Daily-Telegraph-Sache in zu schroffem Gegensatze stand zu der Zuvorkommenheit und Anerkennung, die Bülow mir sonst bekundet hatte. Ich hatte mich an die liebenswürdigen Formen des Fürsten so gewöhnt, daß die mir jetzt zuteil gewordene Behandlung mir unverständlich war. Das bis dahin ausgezeichnete und freundschaftliche Verhältnis zwischen Kaiser und Kanzler war jedenfalls getrübt. Ich stellte den persönlichen Verkehr mit dem Kanzler ein und beschränkte mich auf den amtlichen und offiziellen. Nach Beratung mit dem Hausminister und dem Kabinettschef beschloß ich, den Vorschlag des Fürsten Fürstenberg, den Schriftwechsel aus Highcliffe zusammenstellen zu lassen, in die Tat umzusetzen und beauftragte das Auswärtige Amt damit. Die Ausführung scheiterte daran, daß das betreffende Material unauffindbar war.

Gegen Ausgang des Winters erbat sich der Kanzler eine Audienz. Ich ging mit ihm in der Bildergalerie des Schlosses auf und ab, zwischen den Bildern meiner Ahnen, der Schlachten des Siebenjährigen Krieges sowie der Kaiserproklamation in Versailles, und war erstaunt, als der Kanzler auf die Vorgänge vom Herbst 1908 zurückkam und sein Verhalten zu erklären unternahm. Darauf nahm ich Gelegenheit, die ganze Vergangenheit mit ihm durchzusprechen. Die offene Aussprache und die mich befriedigenden Erklärungen des Fürsten beseitigten die Spannung. Das Ergebnis war sein Verbleiben im Amte. Der Kanzler bat mich, ich möchte am Abend dieses Tages, um auch der Außenwelt zu dokumentieren, daß wieder alles in Ordnung sei, wie früher so oft das Essen bei ihm

einnehmen. Ich tat das. Ein angeregter Abend, von der sichtlich erfreuten Fürstin mit reizvoller Liebenswürdigkeit, vom Fürsten mit der gewohnten lebhaften, geistvollen Konversation getragen, beschloß den denkwürdigen Tag. Ein Spaßvogel hat nachher in einer Zeitung über die Audienz nach berühmtem Muster den Vers gedichtet: „Die Träne quillt, Germania hat mich wieder."

Mit dieser Aussöhnung habe ich auch zu erkennen geben wollen, daß ich die Sache über persönliche Empfindlichkeit zu stellen gewohnt bin. Trotz der mich schmerzenden Haltung des Fürsten Bülow im Reichstage habe ich selbstverständlich niemals seine hervorragenden staatsmännischen Qualitäten und die ausgezeichneten Dienste vergessen, die er dem Vaterlande geleistet hat. Seinem Geschick ist es gelungen, den Weltkrieg trotz mancherlei Krisen zu vermeiden, und zwar während der Zeit, in der ich mit Tirpitz unsere Schutzflotte baute. Das war eine große Leistung.

Ein ernstes Nachspiel zu der erwähnten Audienz folgte noch mit den Konservativen. Das Zivilkabinett machte dem Vorstand der Partei Mitteilung von der Audienz und ihrem Verlauf, mit dem Ersuchen, daß nun auch die Partei ihren „Offenen Brief" zurücknehmen möchte. Dieses Ersuchen, das lediglich im Interesse des Ansehens der Krone – nicht meiner Person – gestellt war, wurde von der Partei abgelehnt. Erst im Laufe des Krieges (1916) ist es durch einen Abgesandten der Partei im Großen Hauptquartier wieder zu einer Fühlungnahme gekommen.
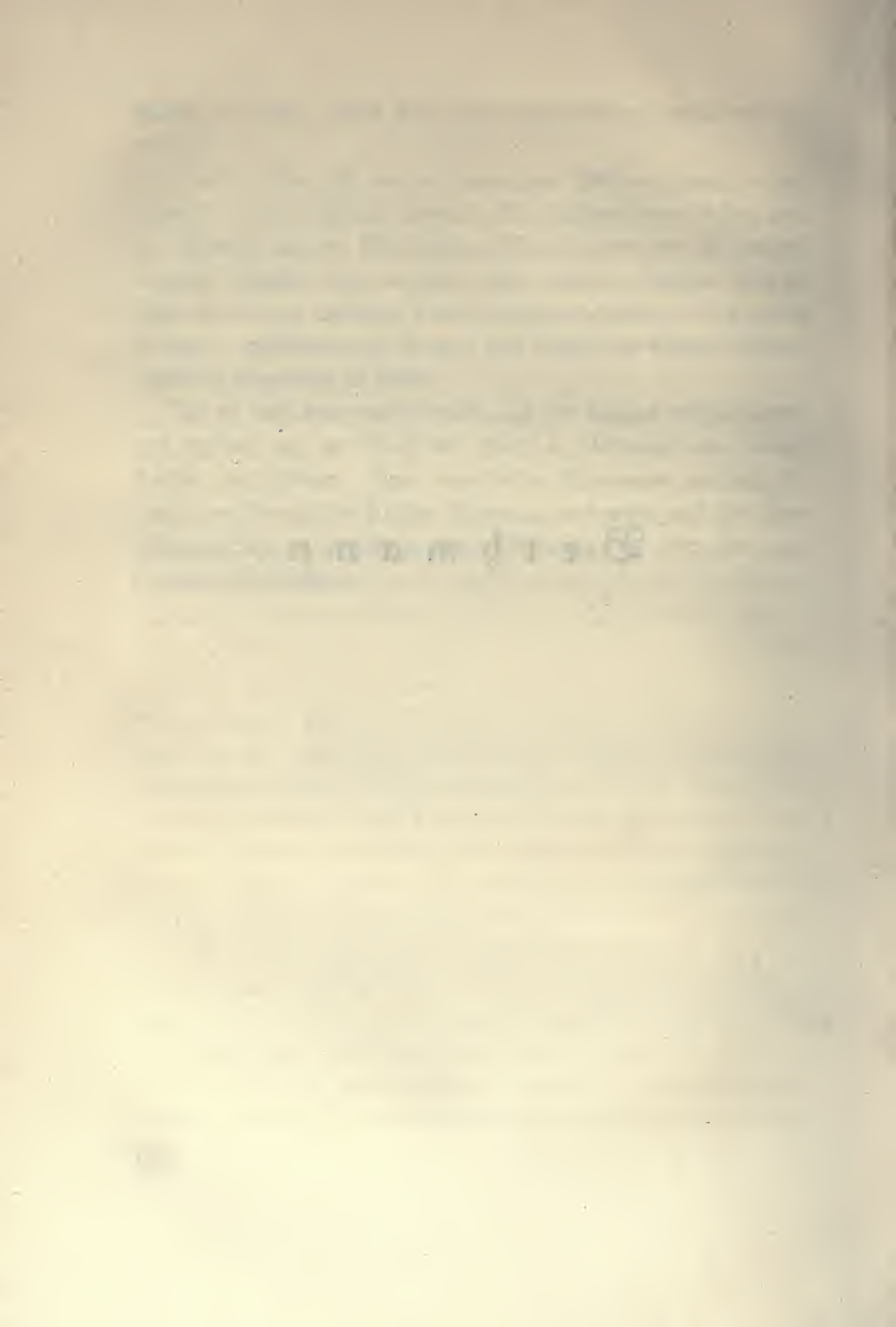
Wenn schon die Konservativen nicht hinreichend für die Krone eingetreten waren, so hatten sich die Linksliberalen, Demokraten, Sozialisten erst recht durch einen Entrüstungssturm hervorgetan, der in ihren Parteipressen wahre Orgien feierte und laut nach Einschränkung der autokratisch-selbstherrlichen Gelüste usw. rief. Dieses Treiben dauerte den ganzen Winter an, ohne seitens der höheren Regierungskreise gehindert zu werden oder Wider-

spruch zu finden. Erst nach der Kanzleraudienz verstummte es wieder.

Später bildete sich nach und nach eine Abkühlung zwischen dem Kanzler und den Parteien heraus. Die Konservativen rückten von den Liberalen ab, der Block bekam Risse, Zentrum und Sozialisten brachten schließlich ihn, vor allem aber auch den Kanzler selbst zu Fall, wie es mir späterhin Graf Hertling wiederholt – noch zuletzt in Spa – geschildert hat. Er war stolz darauf, am Sturze Bülows tatkräftig mitgewirkt zu haben.

Als es nicht mehr gehen wollte, zog der Kanzler die Folgerung und empfahl mir die Wahl des Herrn v. Bethmann als fünften Kanzler des Reiches. Nach eingehenden Beratungen entschloß ich mich, dem Wunsche des Fürsten Bülow zu entsprechen und sein Entlassungsgesuch zu bewilligen unter Berufung des von ihm empfohlenen Nachfolgers.

Bethmann



Herr v. Bethmann Hollweg war mir schon aus meiner Jugendzeit wohlbekannt. Als ich im Jahre 1877 meine erste aktive Dienstzeit als Leutnant bei der 6. Kompagnie 1. Garde-Regiments z. F. absolvierte, lag diese einmal in Hohenfinow bei dem alten Herrn v. Bethmann, dem Vater des Kanzlers, einquartiert. Ich fühlte mich hingezogen zu dem sympathischen Familienkreise, dem die verehrungswürdige Frau v. Bethmann, eine geborene Schweizerin, mit Liebenswürdigkeit und feinem Geiste vorstand. Oft bin ich dann als Prinz und später als Kaiser nach Hohenfinow gekommen, um den alten Herrn zu besuchen. Dabei empfing mich jedesmal der junge Landrat des Kreises; wir ahnten damals beide nicht, daß er einst unter mir der Kanzler des Reiches werden sollte. Aus diesen Beziehungen hat sich nach und nach ein reger Verkehr entwickelt, durch den sich meine Wertschätzung der Arbeitskraft, der Fähigkeiten und des mir sympathischen vornehmen Charakters Bethmanns stetig gesteigert hat; sie hat ihn auf seiner ganzen Beamtenlaufbahn begleitet.

Bethmann hatte sich als Oberpräsident und als Staatssekretär des Reichsamts des Innern gut bewährt und war in letzterer Stellung auch bereits im Reichstag geschickt aufgetreten.

Das Einarbeiten des Kanzlers mit mir ging leicht vonstatten. Ich setzte auch bei Bethmann die Gewohnheit fort, ihn möglichst täglich zu besuchen und beim Umhergehen im Garten des Kanzler-

palais mit ihm die Politik, Tagesereignisse, besondere Vorlagen und Vorkommnisse eingehend zu erörtern und mir von ihm Vortrag halten zu lassen. Auch in des Kanzlers Hause verkehrte ich gern, war doch die Lebensgefährtin Bethmanns das Urbild einer echten deutschen Frau, deren schlichte Vornehmheit einem jeden Besucher Verehrung abgewann, während ihre gewinnende Herzensgüte eine warme Atmosphäre um sie verbreitete. Die vom Fürsten Bülow begonnene und von mir besonders geschätzte Gepflogenheit der kleinen Abendgesellschaften wurde von Bethmann fortgesetzt und ermöglichte mir auch weiterhin, mit Männern aus allen Kreisen und Berufsarten ungezwungen zu verkehren.

Bei den Reisen, die der Kanzler, um sich vorzustellen, machen mußte, gewann er sich durch seine vornehme Ruhe und seine gediegene Ausdrucksweise überall Sympathie. Das uns nicht feindlich gesinnte Ausland betrachtete ihn als einen Faktor politischer Stetigkeit und des Friedens, den aufrecht zu erhalten und zu stärken, ganz in meinem Sinne, sein eifrigstes Bestreben war.

In der auswärtigen Politik beschäftigte ihn von Anfang an die Stellung Englands zu Deutschland und die sich seit Reval immer mehr fühlbar machende Politik der „Einkreisung" König Eduards VII., die ihm ebenso Sorge bereitete wie die steigende Revanchelust und Feindschaft in Frankreich und die Unzuverlässigkeit Rußlands. Daß auf Italien militärisch nicht mehr zu rechnen war, wurde unter seiner Kanzlerschaft klar; die Bearbeitung durch Barrère machte dort die „Extratouren" chronisch.

Bei seinem Antritt fand Herr v. Bethmann die Situation mit Frankreich insofern geklärt, als am 9. Februar 1909 das deutsch-französische Marokko-Abkommen unterzeichnet worden war. Fürst Bülow hatte damit unter Anerkennung der politischen Vorherrschaft Frankreichs den Rückzug der deutschen Politik aus Marokko besiegelt. Der Standpunkt, der für die Reise nach Tanger und noch

für die Algeciras-Konferenz maßgebend gewesen war, wurde damit endgültig verlassen. Die hohe Befriedigung der französischen Regierung über diesen Erfolg kam in der Verleihung des Großkreuzes der Ehrenlegion an Fürst Radolin und Herrn v. Schoen zu einem für uns unerfreulichen Ausdruck.

Am selben Tage stattete König Eduard VII. mit der Königin Alexandra dem deutschen Kaiserpaar seinen ersten offiziellen Besuch in der Hauptstadt Berlin ab; 8 Jahre nach seiner Thronbesteigung! Berlin empfing den hohen Herrn mit Jubel (!!) und trug in keiner Weise Mißstimmung über seine unfreundliche Politik zur Schau. Der König machte gesundheitlich keinen günstigen Eindruck. Er war abgespannt, gealtert und litt obendrein an einem heftigen Katarrh. Der Einladung der städtischen Körperschaften Berlins zum zwanglosen Tee im Rathaus entsprach er trotzdem. Nach seinen Schilderungen, die auch von Berliner Herren bestätigt wurden, soll das Zusammensein in jeder Hinsicht zur beiderseitigen Befriedigung verlaufen sein. Ich teilte meinem Oheim die Unterzeichnung des deutsch-französischen Marokko-Abkommens mit; er nahm die Nachricht scheinbar mit Freude auf. Als ich hinzufügte: „I hope this agreement will be a steppingstone to a better understanding between the two countries"*), nickte der König beifällig mit dem Kopfe und sagte: „May that be so!"**) Hätte der König hieran mitgearbeitet, dann wäre meine Hoffnung wahrscheinlich nicht gescheitert. Für den Augenblick hatte der Besuch der englischen Majestäten aber immerhin eine freundlichere Atmosphäre erzeugt, die Herr v. Bethmann bei seinem Amtsantritt vorfand.

Während seiner Kanzlerschaft hat Herr v. Bethmann reichlich auswärtige Fragen zu behandeln gehabt, entsprechend den bekannten

---

*) „Ich hoffe, dieses Abkommen wird ein Schritt zu einer besseren Verständigung zwischen den beiden Ländern sein."

**) „Möchte es so sein!"

Ereignissen der Jahre 1909/14. Über diese Zeit ist bereits ein reichhaltiges Material von verschiedenen Seiten veröffentlicht worden, namentlich in dem Buche des Staatssekretärs v. Jagow: „Ursachen des Weltkrieges". In den „Belgischen Aktenstücken" ist von neutralem Standpunkte das Verhalten der deutschen Regierung in den verschiedenen Verwicklungen geschildert. Als Richtlinien für dieses Verhalten hatte ich festgelegt: „Zurückhaltung einerseits, andererseits Unterstützung des österreichisch-ungarischen Bundesgenossen, wo es sich um offensichtliche Bedrohung seiner Großmachtstellung handelt, unter Ratschlägen zur Mäßigung im Verfahren. »Ehrliche Makler«-Arbeit in vermittelnder Tätigkeit überall, wo der Friede gefährdet erscheint. Festes Eintreten für die eigenen Interessen." Daß angesichts der Einkreisungsgelüste der Gegner zielbewußter Ausbau der Armee und Marine als Verteidigungsmaßnahme nebenher ging, war bei der zentralen Lage Deutschlands mit seinen offenen, ungeschützten Grenzen ein pflichtmäßiges Gebot der Selbsterhaltung. Diese Geschichtsperiode ist auch in dem Buche von Stegemann gut behandelt. Ebenso schildern Friedjung, Helfferich u. a. die Vorkriegszeit interessant.

Der Tod des „Einkreisers" Eduard VII., von dem der belgische Gesandtschaftsbericht aus Berlin einst sagte, „der Friede Europas sei niemals mehr gefährdet, als wenn der König von England sich mit seiner Sicherung befasse", rief mich nach London, wo ich mit dem engverwandten Königshause die Trauer teilte, in die das Hinscheiden des Königs Dynastie und Nation versetzt hatte. Die ganze Königliche Familie empfing mich am Bahnhof, ein Zeichen ihrer Dankbarkeit für die durch mein Kommen bewiesene verwandtschaftliche Gesinnung. König Georg fuhr mit mir nach Westminster Hall, wo auf hochragendem Katafalk der kostbar geschmückte Sarg ruhte, bewacht von Haustruppen, Liniensoldaten und Mannschaften aus den indischen und Kolonial-Kontingenten, alle in der charakteristischen

Trauerhaltung, d. h. mit gesenkten Häuptern, die Hände gekreuzt auf den Kolben und Degengriffen der nach unten gekehrten Waffen. Mächtig ragte die alte graue Halle, von dem gewaltigen gotischen Holzdach überwölbt, über dem Katafalk empor, nur spärlich von einigen Sonnenstrahlen erhellt, die durch die schmalen Fenster fielen. Ein Strahl umflutete des Königs mit der englischen Krone gezierten Prunksarg und lockte ein wunderbares Spiel der Farben aus den Edelsteinen hervor. An dem Katafalk zogen lautlos unabsehbare Mengen von Männern, Frauen und Kindern aus allen Ständen und Schichten des Volkes, viele mit gefalteten Händen, vorüber, um dem so populären Herrscher ehrfurchtsvollen Abschiedsgruß zu weihen. Ein in seinem wunderbaren mittelalterlichen Rahmen tief ergreifendes Bild!

Ich trat mit dem König Georg an den Katafalk heran, legte einen Kranz nieder und sprach ein stilles Gebet, nach dem sich meine Rechte und die meines Königlichen Vetters ganz von selbst fanden und sich fest ineinander schlossen. Dies hat auf die Anwesenden einen tiefen Eindruck gemacht, so daß mir am Abend einer meiner Verwandten darüber sagte: „Your handshake with our King is all over London, the people are deeply impressed by it and take it as a good omen for the future." – „That is the sincerest wish of my heart"*) war meine Antwort.

Bei dem Ritt durch London hinter meines Oheims Sarg war ich Zeuge der gewaltigen, ergreifenden Trauerkundgebung, die trotz der ungeheuren Scharen – man schätzte sie auf mehrere Millionen – auf Straßen, Balkonen und Dächern nur Menschen in Schwarz und die Männer entblößten Hauptes zeigte; alles in musterhafter

---

*) „Der Händedruck, den Sie mit unserem König ausgetauscht haben, wird in ganz London besprochen; er hat auf das Volk einen tiefen Eindruck gemacht, und es betrachtet ihn als ein gutes Vorzeichen für die Zukunft." – „Das ist der aufrichtigste Wunsch meines Herzens."

Ordnung und lautloser Stille. Auf diesem dunklen feierlichen Hintergrund hob sich das Spalier der britischen Truppen um so farbenreicher ab. Prachtvoll nahmen sich die Bataillone der englischen Garde aus: Grenadiere, Scotsguards, Coldstreamguards und Irishguards in ihren vorzüglich sitzenden roten Röcken, weißem Lederzeug und schwarzen Bärenmützen. Alles ausgesuchter Ersatz von vortrefflichem Aussehen und ausgezeichneter militärischer Haltung, eine Freude für jedes soldatisch empfindende Herz. Das ganze Spalier stand ebenfalls in der oben schon beschriebenen Trauerhaltung.

Während der Tage meines Aufenthalts wohnte ich auf besonderen Wunsch König Georgs bei ihm in Buckingham Palace. Des verewigten Königs Witwe, die Königin Alexandra, hat mich mit rührender, liebenswürdiger Güte empfangen und viel mit mir über vergangene Zeiten geplaudert; meine Erinnerungen reichten bis in die Kinderjahre zurück, da ich schon als kleiner Knabe die Hochzeit meines verewigten Oheims miterlebt hatte.

Für die vielen fürstlichen Gäste und ihre Gefolge sowie für die Vertreter fremder Nationen wurde vom König ein Bankett gegeben, bei dem unter anderen auch Herr Pichon erschien. Er wurde mir vorgestellt. In dem Gespräch mit ihm konnte ich ihm die mir vom Reichskanzler mitgegebenen Wünsche übermitteln, die unsere Interessen in Marokko und einige andere politische Fragen betrafen, deren Erfüllung Herr Pichon bereitwillig zusagte. Alle sonstigen Kombinationen, die von verschiedenen Seiten an dieses Gespräch geknüpft worden sind, gehören in das Gebiet der Phantasie. –

Obwohl die Jahre 1909/14 außerordentliche Aufmerksamkeit auf die auswärtigen Ereignisse beanspruchten, wurde in ihnen doch auch der Ausbau im Innern nach Kräften gefördert und den Ansprüchen des schnell aufblühenden Handels, Verkehrs, der Landwirtschaft und Industrie Rechnung zu tragen versucht. Leider wurden die Arbeiten hierfür durch die arge Zerklüftung unter den Parteien sehr erschwert.

Der Kanzler hatte das Bestreben, alles, was erfüllbar war, auch durchzuführen. Aber seine Veranlagung zur Ergründung der Probleme und sein Wunsch, nur das vorzubringen, was er in seiner peinlichen Bedenklichkeit für völlig ausgereift hielt, wirkten im Laufe der Zeit doch recht hemmend. Es war schwer, ihn zu Entschlüssen zu bringen, solange er nicht von ihrer absoluten Einwandfreiheit überzeugt war. Das machte das Arbeiten mit ihm mühsam und erweckte bei Fernerstehenden den Eindruck der Unentschlossenheit, während es im Grunde mehr übergroße, zu weitgehende Gewissenhaftigkeit war. Dazu entwickelte sich mit der Zeit bei dem Kanzler eine starke und zunehmende Neigung zur Präponderanz, die sich bei Diskussionen öfters zu einer eigensinnigen, fast schulmeisterlichen Rechthaberei und Belehrung der Andersdenkenden steigerte. Das hat ihm viel Feinde geschaffen und mir das Leben oft schwer gemacht. Ein Jugendbekannter des Kanzlers, zu dem ich gelegentlich über diese Eigenschaft sprach, erwiderte lachend, das sei schon auf der Schule so gewesen. Da habe Herr v. Bethmann seine Mitschüler in der Klasse, zu denen auch mein Gewährsmann gehörte, unaufhörlich belehrt und geschulmeistert, so daß die Klasse ihm den Beinamen „die Gouvernante" gegeben habe. Diese Eigenschaft sei ein Unglück für ihn, da die meisten Menschen keine Gouvernante mehr haben wollten, aber sie sei ihm nun einmal in Fleisch und Blut übergegangen, und ablegen werde er sie nicht mehr.

Ein Beispiel dafür ist Bethmanns Verhältnis zu Herrn v. Kiderlen, den er trotz meinem energischen Abraten durchaus als Staatssekretär haben wollte. Herr v. Kiderlen war ein tüchtiger Arbeiter und ein starker Charakter, der sich stets seine Selbständigkeit zu wahren suchte. Er war etwa ein Jahr im Amte, als Herr v. Bethmann eines Tages zu mir kam, sich über Kiderlens Eigensinn und Unbotmäßigkeit beschwerte und bat, ich möchte ihm doch einmal ins Gewissen reden. Ich lehnte dieses Ansinnen mit dem Hinweis ab, daß der Kanzler Kiderlen gegen meinen Wunsch gewählt habe und

nun auch mit ihm auskommen müsse; die Aufrechterhaltung der Disziplin im Auswärtigen Amt sei Sache des Kanzlers: ich hätte keine Neigung, mich einzumischen.

Bethmanns Unzulänglichkeit als Kanzler ist inzwischen erwiesen. Er war im Grunde seines Wesens Pazifist und hatte sich in den Gedanken verrannt, mit England zu einer Verständigung zu kommen, koste es was es wolle. Ich verstehe durchaus, daß ein Mann von pazifistischer Grundrichtung so handelt, in der Hoffnung, auf diese Weise einen Krieg zu vermeiden. Sein Ziel entsprach durchaus meiner Politik. Die Art und Weise, auf die Bethmann es zu erreichen suchte, hielt ich für ungeeignet. Gleichwohl habe ich seine Bemühungen unterstützt. An einen wirklichen Erfolg habe ich allerdings nicht geglaubt. Im Laufe seiner Kanzlerschaft stellte sich schließlich immer mehr heraus, daß die Realitäten der Politik ihm recht fern lagen. Er wußte aber immer alles besser als alle anderen. Auch mich belehrte er ständig. Er hielt in dieser Selbstüberschätzung an seinen Gedankengängen unverrückbar fest, selbst wenn alles anders kam, als er es sich gedacht hatte.

Seine Vorträge waren stets ausgezeichnet vorbereitet, in der Form glänzend, daher eindrucksvoll und bestechend. Darin lag eine gewisse Gefahr. Seiner Meinung nach gab es immer nur die eine Lösung, die er vorschlug. Die scheinbare Gediegenheit und Gründlichkeit seiner Vorträge und Vorschläge, die Beleuchtung der Vortragsgegenstände von allen Seiten, die Berufung auf Experten, auf ausländische und inländische Staatsmänner und Diplomaten usw. erweckten leicht den Eindruck, als käme einzig und allein die Bethmannsche Lösung in Betracht. Trotz dieser gründlichen Vorbereitungen machte er Fehler über Fehler.

So hat er in der Tat unser Unglück mit verschuldet. Als ich 1914 von der Nordlandreise kam, hat er mir zwar nicht sein Portefeuille zur Verfügung gestellt, aber er hat zugegeben, daß allerdings

alle seine politischen Berechnungen fehlgeschlagen waren. Gleichwohl beließ ich ihn auch nach seiner Reichstagsrede und der englischen Kriegserklärung am 4. August 1914 im Amt, weil ich es für äußerst bedenklich hielt, im kritischsten Augenblick der deutschen Geschichte den obersten Reichsbeamten zu wechseln. Die geschlossene Stimmung des Volkes, die wir gegenüber der Herausforderung der Entente brauchten, hätte dadurch gestört werden können. Zudem behaupteten sowohl der Kanzler selbst wie auch der Chef des Zivilkabinetts, daß Bethmann die Arbeiterschaft hinter sich hätte. Ich wollte der Arbeiterschaft, die sich 1914 tadellos benahm, nicht den Staatsmann nehmen, zu dem sie — wie mir gesagt wurde — Vertrauen hatte.

Die mir immer wieder vom Chef des Zivilkabinetts und dem Vertreter des Auswärtigen Amtes gemeldete These, daß nur Bethmann die Arbeiterschaft hinter sich hätte, wurde schließlich noch ergänzt durch an mich erstattete Meldungen, nach denen der Kanzler auch das für den Friedensschluß erforderliche Vertrauen im Ausland besäße. So kam es, daß Bethmann immer wieder im Amte blieb, bis schließlich der Kronprinz die bekannte Feststellung bei den Parteiführern machte, aus der sich ergab, daß die erwähnte These ein Irrtum war. Dieser Irrtum wurde um so deutlicher für mich, als ich bei Bethmanns Abgange, bei dem noch andere Einwirkungen mitspielten, gerade in der Presse der Sozialdemokratie und der Demokratie die abträglichsten Urteile über ihn las.

Ich wünsche mit diesen offenen Bemerkungen Bethmann nicht zu belasten und andere zu entlasten, wenn aber über so wichtige Dinge gesprochen wird, so müssen persönliche Rücksichten schweigen. An Bethmanns vornehmer Gesinnung habe ich nie gezweifelt.

Es seien hier noch ein paar Worte über die Reform des preußischen Wahlrechts eingeschaltet, weil deren Behandlung durch Herrn v. Bethmann für seine Zauderpolitik kennzeichnend ist. Im

Laufe des Winters 1914/15, als nach dem glänzenden Sommerfeldzug der harte schwere Winter- und Grabenkampf die stehende Kriegführung brachte, machten die großartigen Leistungen der gesamten Truppen und der Geist, den ich bei Offizieren wie Mannschaften im Felde wie im Lazarett gefunden hatte, auf mich einen so tiefen Eindruck, daß ich bei mir beschloß, dem bewährten herrlichen „Volk in Waffen" bei der Heimkehr auch auf politischem Gebiete eine Freude und Anerkennung zu bereiten. Ich habe des öfteren in Gesprächen dieses Thema behandelt und dabei auf die Reform des preußischen Wahlrechts hingewiesen. Der Mann, der mit dem Eisernen Kreuz, vielleicht beider Klassen, heimkehre nach solchem Kampf, der dürfe bei der Wahl nicht mehr „klassifiziert" werden.

In diese Überlegung traf eine mir von Herrn v. Loebell unterbreitete Denkschrift hinein, in der aus ähnlichen Gründen eine Reform des preußischen Wahlrechts angeregt wurde. Die knappe, klare und überzeugende Darlegung gefiel mir so sehr, daß ich die Denkschrift, die zunächst nur allgemeine Gesichtspunkte, noch keine Details enthielt, verschiedenen Herren zu lesen gab. Ich freute mich, daß sie bei allen Befragten volle Anerkennung fand.

Ich ließ Herrn v. Loebell durch den Chef des Zivilkabinetts v. Valentini meinen Dank aussprechen und ihn veranlassen, eine detaillierte Ausarbeitung mit Vorschlägen einzureichen. Dies erfolgte im Frühjahr 1915. Die Denkschrift war sehr eingehend und behandelte verschiedene Möglichkeiten des Wahlmodus, ohne ein bestimmtes System vorzuschlagen. Sie wurde von mir gebilligt und durch den Kabinettschef dem Reichskanzler zugeschickt mit dem Befehl, sie im Laufe des Jahres durch das Staatsministerium durchberaten und dessen Votum bzw. eventuelle Vorschläge und die Ausarbeitung einer Gesetzesvorlage mir vorlegen zu lassen. Natürlich sollte das Gesetz erst nach dem Friedensschluß eingebracht werden.

Gleich darauf begab ich mich nach Pleß. Die Schlacht von

Gorlice-Tarnow mit ihrem den Feind niederschmetternden Sieg leitete den galizisch-polnischen Feldzug ein, der zur Wiedereroberung von Lemberg, Przemysl, zur Einnahme von Warschau, Iwangorod, Modlin, Brest-Litowsk usw. führte und mich voll in Anspruch nahm. Auch der „Lusitania"-Fall warf seine Schatten, und Italien brach das Bündnis – es ist daher nicht zu verwundern, daß die Denkschrift bei mir ins Hintertreffen geriet.

Auch der Winter und der Sommer 1916 mit ihren Kämpfen an allen Fronten, der furchtbaren Sommeschlacht und der glänzenden rumänischen Herbst- und Winterkampagne führten mich auf alle möglichen Punkte der West- und Ostfront bis nach Nisch, wo die erste denkwürdige Zusammenkunft mit dem Zaren der Bulgaren erfolgte, und nach Orsova, so daß ich zu so eingehender Beschäftigung mit der Reform, wie deren Wichtigkeit erforderte, nicht kommen konnte.

Im Frühjahr 1917 wandte ich mich an den Kanzler mit der Aufforderung, zu Ostern eine Ankündigung der Reform an das Volk zu entwerfen, da ich voraussetzte, daß das Staatsministerium die Denkschrift längst beraten habe. Der Kanzler vereinbarte in Homburg mit dem Kabinettschef und mir den Text des Erlasses, in dem er die Wahlform noch offen zu lassen vorschlug, da er damit noch nicht ganz im reinen sei. Es erschien der Ostererlaß, dem nach wie vor der Gedanke zugrunde lag, daß die Reform erst nach dem Friedensschluß Platz greifen solle, da ja der größte Teil der Wähler vor dem Feinde stand.

Parteien und Presse haben das ihrige dazu getan, meine ursprüngliche Absicht durch Zank und Streit, durch das Aufwerfen der Frage des Reichstagswahlrechts für Preußen und durch das Verlangen nach Einbringung der Vorlage schon während des Krieges, zu verschieben. So nahm die Frage ihren bekannten, wenig erfreulichen Verlauf, der sich durch die endlosen Verhandlungen im Landtage recht langwierig gestaltete. Erst nach dem Abgange des Herrn

v. Bethmann erfuhr ich durch Loebell, daß die Denkschrift vom Jahre 1915 dem Ministerium gar nicht vorgelegt worden war, sondern anderthalb Jahre unerledigt im Tischkasten gelegen hatte. Der Kanzler habe unter dem Eindruck der Wünsche aus dem Lande die verschiedenen vorgeschlagenen Formen fallen lassen und sich direkt auf das allgemeine (Reichstags-) Wahlrecht konzentriert, von dessen Kommen er wohl schon innerlich überzeugt gewesen sein werde.

Jedenfalls ist der ursprüngliche Grundgedanke durch Bethmanns Verschleppung und durch das Parteigezänk gründlich verhunzt worden. Ich hatte meinem siegreich heimkehrenden Heer, dem „Volk in Waffen", meinen tapferen Preußen, mit denen ich vor dem Feinde gestanden hatte, aus freier Entschließung eine Ehrengabe entgegenbringen wollen. —

Es war ein Ausfluß der starken Neigung Bethmanns zur Präponderanz, daß der Staatssekretär des Auswärtigen unter ihm bloßer Hilfsarbeiter blieb, so daß das Auswärtige Amt dem Reichskanzleramt quasi affiliiert war, was in der Benutzung der Presseabteilung besonders fühlbar wurde. Auch mir gegenüber nahm Bethmann eine starke Selbständigkeit für sich in Anspruch. Gestützt darauf, daß der Kanzler nach der Verfassung allein die Verantwortung für die auswärtige Politik zu tragen hat, schaltete und waltete er frei nach Belieben. Das Auswärtige Amt durfte mir nur mitteilen, was dem Kanzler paßte, so daß ich oft über wichtige Angelegenheiten nicht informiert worden bin.

Daß das überhaupt möglich war, liegt an der Reichsverfassung. Es ist hier wohl der Platz, ein Wort über das Verhältnis von Kaiser und Kanzler im allgemeinen einzufügen. Ich spreche im folgenden also nicht über mein Verhältnis zu Herrn v. Bethmann, sondern ganz unpersönlich über die Schwierigkeiten in dem Verhältnis des deutschen Kaisers zu den Reichskanzlern, die ihren Grund in der Reichsverfassung hatten.

Ich hebe folgende Punkte hervor:

1. Nach der Reichsverfassung ist der Kanzler der Leiter und Vertreter der auswärtigen Politik des Reiches, er trägt für diese die volle Verantwortlichkeit und läßt sie durch das ihm unterstehende Auswärtige Amt ausführen, nachdem er dem Kaiser Vortrag gehalten hat.
2. Der Kaiser hat auf die auswärtige Politik nur insoweit Einfluß, als der Kanzler ihn einräumt.
3. Der Kaiser kann seinen Einfluß geltend machen im Wege der Diskussion, Information, Anregung, durch Vorschläge und die Berichterstattung über seine auf Reisen empfangenen Eindrücke, die dann als Ergänzung zu den politischen Berichten der Botschafter oder Gesandten der Länder, die er persönlich besuchte, gilt.
4. Der Kanzler kann auf solche Einwirkung des Kaisers eingehen, sie zur Grundlage seiner Entschlüsse machen, wenn er mit der Auffassung des Kaisers übereinstimmt. Im andern Falle bleibt er bei *seiner* Auffassung und führt sie durch (Krügerdepesche).
5. Verfassungsmäßig hat der *Kaiser kein Mittel*, den Kanzler und das Auswärtige Amt zur *Annahme seiner Ansicht zu zwingen*. Er kann den Kanzler nicht zu einer Politik veranlassen, die dieser nicht verantworten zu können glaubt. Besteht der Kaiser auf seiner Auffassung, so kann der Kanzler seinen Abschied anbieten oder fordern.
6. Auf der andern Seite besitzt der *Kaiser kein* verfassungsmäßiges *Mittel*, den Kanzler und das Auswärtige Amt an einer Politik zu *hindern*, die er für bedenklich oder falsch hält. Es bleibt ihm, wenn der Kanzler auf seiner Auffassung besteht, nur übrig, zum Kanzlerwechsel zu schreiten. – Jeder Kanzlerwechsel ist aber eine schwierige,

in das Leben der Nation tief eingreifende Prozedur und deshalb in Zeiten politischer Verwicklungen und Hochspannung äußerst bedenklich, eine ultima ratio, die um so gewagter ist, als die Zahl der für diesen anormal ausgewachsenen Posten geeigneten Männer sehr gering ist.

Die Stellung des Reichskanzlers, die auf die überragende Persönlichkeit des Fürsten Bismarck zugeschnitten war, hatte durch die sich immer mehr vergrößernden Reichsämter, deren aller Chef und verantwortlicher Vorgesetzter der Kanzler war, ein bedenkliches Übergewicht gewonnen. Beachtet man diese Tatsache, dann geht es schlechterdings nicht an, hinterher, wie es schon früher und besonders gegen Ende des Krieges und nach dem Kriege seitens kritischer Besserwisser und nörgelnder Umstürzler zu Haus wie seitens der Entente geschehen ist, den Kaiser kurzweg für alles allein verantwortlich zu machen. Das ist, ganz abgesehen von allem Persönlichen, ein Beweis völliger Unkenntnis der früheren deutschen Reichsverfassung. –

Der Besuch des Zaren in Potsdam im November 1910 verlief zur Zufriedenheit aller Beteiligten und wurde vom Kanzler und Herrn v. Kiderlen benutzt, mit dem neu ins Amt getretenen Herrn Sasonow Fühlung zu nehmen, den der Zar dazu mitgebracht hatte. Der russische Herrscher fühlte sich bei uns anscheinend wohl und nahm an der zu seinen Ehren veranstalteten Jagd, bei der er sich als passionierter Waidmann zeigte, lebhaften Anteil. Der Erfolg der Besprechungen der beiderseitigen Staatsmänner bot anscheinend gute Aussichten für die Zukunft, so daß beide Seiten, nachdem sie übereinander orientiert waren, beruhigt auf eine günstige Gestaltung unserer Beziehungen hofften.

Während meines Frühjahraufenthaltes auf Korfu begannen die Unruhen der Malissoren, die auch das Interesse der Griechen sehr in Anspruch nahmen. Man war in Korfu über den andauernden Waffenschmuggel, der von Italien über Valona nach Albanien ging,

gut orientiert und neigte in griechischen Kreisen der Ansicht zu, daß Machinationen von jenseits der Adria wie auch aus Montenegro an den Ereignissen nicht unbeteiligt seien. Auch habe das neue türkische Regime keine glückliche Hand in der Behandlung der Albanesen gehabt, die recht empfindlich und mißtrauisch seien. Der frühere Sultan Abdul Hamid habe das sehr wohl erkannt und es trefflich verstanden, sich gut mit den Albanesen zu stellen und sie in Ruhe zu halten. Man befürchtete aber keine weitergehenden Komplikationen aus den Ereignissen.

Zu Anfang 1911 erhielt ich eine sehr herzlich gehaltene schriftliche Einladung des Königs Georg von England, mit der Kaiserin der Enthüllung des Standbildes der Königin Victoria, unserer gemeinsamen Großmutter, beizuwohnen. Infolgedessen begab ich mich Mitte Mai mit der Kaiserin und unserer Tochter nach London. Der Empfang seitens der englischen Königsfamilie sowie der Bewohner Londons war herzlich. Die Enthüllungsfeier war geschickt inszeniert und sehr großartig. Der weite kreisrunde Platz vor Buckingham Palace war von Tribünen umgeben, die von eingeladenem Publikum überfüllt waren. Davor stand ein Truppenspalier aller Waffengattungen und Regimenter der britischen Armee in Paradeausrüstung, die Kavallerie und Artillerie zu Fuß. Am Denkmal waren sämtliche Fahnen der Truppen zusammengezogen. Die Königliche Familie mit ihren Gästen und den Gefolgen gruppierte sich vor dem Denkmal. König Georg hielt eine weihevolle Ansprache von guter Wirkung, in der er auch des deutschen Kaiserpaares Erwähnung tat. Die Hülle fiel unter Salut und Gruß. Die Königin in Marmor, auf einem Thron sitzend, von einer goldenen Victoria überragt, wurde sichtbar, ein Augenblick von packender Wirkung. Danach folgte der Vorbeimarsch der in der Parade stehenden Truppen, die Garden voraus, dann Hochländer, die in ihrer kleidsamen farbigen Tracht eine besonders malerische Note in das militärische Schauspiel

brachten, dann die übrigen Truppen. Der Vorbeimarsch vollzog sich auf dem kreisrunden Platze in einer andauernden Schwenkung; die äußeren Flügel mußten ausschreiten, die inneren verhalten, eine schwierige Aufgabe für die Truppe. Sie wurde glänzend gelöst; kein Mann kam aus der Richtung. Der Herzog von Connaught, welcher die ganzen militärischen Anordnungen getroffen hatte, erntete mit Recht ungeteilten Beifall. Die übrigen Tage des Aufenthaltes wurden zu Ausflügen benutzt, auch genossen wir die Gastfreundschaft hoher englischer Familien, wobei sich Gelegenheit bot, mit vielen Mitgliedern der Gesellschaft in Verkehr zu treten.

Einen besonderen Kunstgenuß bot der König seinen Gästen durch eine Theatervorstellung in Drury Lane. Es wurde ein bekanntes englisches Schauspiel „Money" gegeben von einer besonders dazu zusammengestellten Truppe, die aus den ersten Schauspielern und Schauspielerinnen Londons bestand. Als Überraschung fiel im Zwischenakt ein von einer Dame ad hoc gemalter Vorhang, der in Lebensgröße den König Georg und mich zu Pferde darstellte, wie wir militärisch salutierend aufeinander zureiten. Das Bild war mit viel Schwung gemalt und wurde vom Publikum lebhaft akklamiert. Das Spiel der Herren und Damen in „Money" war geradezu mustergültig, da ein jeder seine Rolle, auch die kleinste, in der Vollendung gab. Es war eine wirklich klassische Aufführung. An einem anderen Tage wurden in der Olympiabahn die Sportturniere der britischen Armee und Marine besichtigt, die sowohl hervorragende Einzelleistungen zu Fuß und zu Pferde, wie auch solche von geschlossenen Truppenteilen zur Darstellung brachten.

Ich habe mich hier bei der Schilderung der Denkmalsenthüllung wie auch der Beerdigung König Eduards VII. absichtlich mit den Äußerlichkeiten und dem Pomp beschäftigt, die bei derartigen Gelegenheiten in England üblich sind. Aus ihnen ersieht man, daß in einem parlamentarisch regierten, sogenannten demokratischen Lande

auf fast mittelalterliche Prachtentfaltung mehr Wert gelegt wurde, als im deutschen Kaiserreiche.

Das französische Verhalten in Marokko, das mit der Algecirasakte nicht mehr recht in Einklang zu bringen war, hatte wiederum die Aufmerksamkeit der Diplomaten auf sich gelenkt. Der Kanzler hatte mich daher gebeten, wenn sich Gelegenheit dazu böte, die Ansicht des Königs Georg über die Marokkanische Frage zu hören. Ich fragte ihn, ob er der Ansicht sei, daß die französische Handlungsweise sich noch mit der Algecirasakte vertrage. Der König meinte, eigentlich bestehe die Akte nicht mehr, und man tue wohl am besten, sie der Vergessenheit anheimzugeben. Die Franzosen machten ja im Grunde in Marokko nichts anderes, als was die Engländer seinerzeit in Ägypten auch getan hätten. England werde deshalb den Franzosen keine Schwierigkeiten in den Weg legen, sondern sie gewähren lassen; man solle sich mit dem fait accompli der Besetzung abfinden und sich wegen kommerzieller Sicherungen mit Frankreich arrangieren. — Der Besuch verlief bis zuletzt harmonisch, und die Einwohner aus allen Schichten Londons gaben ihrer Sympathie Ausdruck, sobald sie der Gäste ihres Königs ansichtig wurden.

So konnte das deutsche Kaiserpaar mit den besten Eindrücken heimkehren. Als ich diese dem Kanzler mitteilte, äußerte er große Zufriedenheit. Aus den Bemerkungen des Königs Georg entnahm er, daß England die Algecirasakte als nicht mehr bestehend betrachte und auch der Besetzung Marokkos keine Schwierigkeiten bereiten werde. Daraus entwickelte sich die von ihm und dem Auswärtigen Amte befolgte Linie, welche zum Agadirfall führte, dem letzten ebenfalls mißglückten Versuch, Einfluß in Marokko zu behalten. Die Lage spitzte sich zu während der Kieler Woche. Das Auswärtige Amt unterbreitete mir seine Absicht, den „Panther" nach Marokko zu schicken. Ich habe starke Bedenken gegen diese Maß-

regel geltend gemacht, mußte sie aber angesichts der dringlichen Vorstellungen des Auswärtigen Amtes zurückstellen. –

Das Jahr 1912 brachte in seiner ersten Hälfte die Sendung Sir Ernest Cassel's mit einer Verbalnote, in welcher England seine Neutralität im Falle eines auf Deutschland erfolgenden „unprovozierten" Angriffes anbot, falls Deutschland auf eine Beschränkung seines Kriegsschiffbaues und das versteckt angedeutete Fallenlassen seiner neuesten Marinevorlage eingehen würde. Infolge unserer entgegenkommenden Antwort wurde Lord Haldane mit den Verhandlungen betraut und nach Berlin entsandt. Die Verhandlungen scheiterten schließlich an der immer intransigenter werdenden Haltung Englands (Sir E. Grey), das zuletzt Lord Haldane desavouierte und seine eigene Verbalnote zurückzog, weil Grey befürchtete, durch ein deutsch-englisches Abkommen die Franzosen zu verletzen und das englisch-französisch-russische Einvernehmen zu gefährden.

Im einzelnen war der Verlauf folgender: Am Vormittag des 29. Januar 1912 ließ sich im Schloß zu Berlin Herr Ballin bei mir anmelden und um Audienz bitten. Ich nahm an, daß es sich um eine nachträgliche Geburtstagsgratulation handeln werde. Ich war daher nicht wenig erstaunt, als Ballin nach kurzem Glückwunsch mir meldete, daß er als Abgesandter von Sir Ernest Cassel erschienen sei, der in besonderer Mission soeben in Berlin eingetroffen sei und um Empfang bäte. Ich fragte, ob es sich um eine politische Sendung handle, und, wenn das der Fall sei, warum nicht der englische Botschafter die Audienz vermittle. Aus Ballins Antwort ging hervor, daß die Angelegenheit nach Andeutungen Cassel's sehr wichtig zu sein scheine, die Umgehung des Botschafters aber dadurch zu erklären sei, daß man in London den besonderen Wunsch ausgesprochen habe, die amtlichen diplomatischen Stellen mit der Angelegenheit nicht zu befassen, weder die englischen noch die deutschen. Ich erklärte mich zum sofortigen Empfang bereit, fügte aber hinzu,

daß ich, falls Cassel's Auftrag auf Fragen der Politik Bezug haben sollte, als konstitutioneller Herrscher sogleich den Kanzler hinzuziehen würde, da ich nicht in der Lage sei, allein ohne den Kanzler mit dem Vertreter einer fremden Macht zu verhandeln.

Ballin holte Cassel herbei, der mir ein Schriftstück überreichte, das mit „Billigung und Kenntnis der englischen Regierung" aufgesetzt worden sei. Ich las den kleinen Bogen durch und erstaunte nicht wenig, als ich ein formelles Neutralitätsangebot für den Fall künftiger kriegerischer Verwicklungen Deutschlands in den Händen hielt, abhängig gemacht von gewissen Beschränkungen auf dem Gebiete des Flottenbaues, die Gegenstand von gegenseitigen Besprechungen und Vereinbarungen bilden sollten. Ich ging mit Ballin ins Nebenzimmer (Adjutantenzimmer) und gab ihm das Schriftstück zu lesen. Nachdem er das getan hatte, sagten wir a tempo: „Eine Verbalnote!"

Es war offenbar, daß sich diese „Verbalnote" auf die vorliegende Novelle zu unserem Flottengesetz bezog und bestimmt war, sie auf irgendeine Weise zu verzögern oder zu hintertreiben. Jedenfalls befand ich mich vor einer eigentümlichen Situation, die auch Ballins Verwunderung erregte. Sie erinnerte mich an die Lage in Cronberg-Friedrichshof 1908, als ich das an mich persönlich gerichtete Ansinnen des englischen Unterstaatssekretärs Hardinge, unseren Flottenbau einzustellen, zurückweisen mußte. Jetzt erschien ein intimer Geschäftsfreund Eduards VII. – ohne vorherige Anmeldung auf amtlichem diplomatischen Wege – beim deutschen Kaiser mit einer von der englischen Regierung inspirierten „Verbalnote", mit der ausdrücklichen Instruktion, sämtliche diplomatischen Instanzen beider Länder zu umgehen. Er überreichte ein Angebot der englischen Regierung, in kommenden kriegerischen Verwicklungen ihre Neutralität zu wahren gegen Abmachungen über Beschränkungen in unserem Schiffbau. Und dies geschah seitens Englands, des Mutterlandes des „Kon-

stitutionalismus"! Ballin sagte, als ich ihn hierauf hinwies: „Heiliger Konstitutionalismus! Wo bist du hin? Das ist ja »personal politics, with a vengeance«!" *) Ich einigte mich mit Ballin dahin, daß Herr v. Bethmann sofort zitiert werden müsse, um seinerseits sich zu informieren und zu dieser eigentümlichen Lage Stellung zu nehmen.

Telephonisch gerufen war Bethmann bald zur Stelle. Auch ihm verursachte die Situation zunächst ein gewisses Erstaunen; es war interessant, sein Mienenspiel zu beobachten, als er orientiert wurde. Der Kanzler schlug vor, zur ressortmäßigen Erledigung auch den Staatssekretär des Reichsmarineamts Admiral v. Tirpitz hinzuzuziehen, und empfahl, in derselben Art und Form, wie die von Cassel überreichte Note, eine Antwort in englischer Sprache aufzusetzen und sie Sir Ernest mitzugeben, der abends wieder reisen wollte. (Englisch wurde gewählt, weil man Unklarheiten und Mißverständnisse bei einer Übersetzung in London befürchtete.) Der Kanzler bat mich, da ich am besten Englisch verstände, die Note aufzusetzen; nach einigem Sträuben mußte ich mich dazu entschließen, das Schreiberhandwerk selbst zu versehen.

Nun ergab sich folgendes Bild: Ich saß am Schreibtisch im Adjutantenzimmer, die Herren standen um mich herum. Ich las einen Satz aus der Note vor und entwarf eine Antwort, die wieder verlesen wurde. Darauf setzte die Kritik von rechts und von links ein. Dem einen war es zu entgegenkommend, dem andern zu schroff; es wurde gemodelt, umgegossen, verbessert und gedrechselt. Besonders der Kanzler mit seiner philosophisch prüfenden, tief forschenden Gründlichkeit, die jedes Wort auf die Goldwage legte, damit es von allen Seiten beleuchtet nachher niemandem einen Anlaß zur Kritik bieten könnte, bereitete mir manche grammatikalische und

*) „Das ist ja persönliche Politik in höchster Potenz!"

stilistische Pein. Nach stundenlanger Arbeit war der Guß endlich gelungen und wurde, nachdem die Note ein paarmal von Hand zu Hand gegangen und dann noch ein halbes Dutzend Mal von mir verlesen worden war, unterschrieben.

Beim Auseinandergehen fragte der Kanzler Sir Ernest noch, wer von England aus zu den Verhandlungen zu erwarten sei. Cassel erwiderte, es werde jedenfalls ein Minister gesandt werden, welcher, sei ihm nicht bekannt, vielleicht Mr. Winston Churchill, der jetzige Marineminister, da es sich ja um eine Marineangelegenheit handle. Dann vereinbarte der Kanzler noch mit ihm, daß der inoffizielle Weg beibehalten werden und Ballin die Übermittlung aller die Angelegenheit betreffenden Nachrichten aus England übernehmen solle. Sir Ernest drückte seinen lebhaften Dank für liebenswürdigen Empfang und seine Zufriedenheit mit dem Tenor unserer Antwortnote aus. Später teilte mir Ballin noch einmal vom Hotel aus mit, daß Cassel sich in jeder Beziehung befriedigt über den Erfolg seiner Mission ausgesprochen habe und über den guten Eindruck, den er empfangen hätte, auch seiner Regierung berichten werde.

Als ich dann die Angelegenheit mit Admiral v. Tirpitz besprach, waren wir beide uns darüber einig, daß die Novelle in Gefahr komme, also scharf aufgepaßt werden müßte. Es wurde nun in aller Stille das Material geordnet, das Admiral v. Tirpitz bei den Verhandlungen vorzulegen haben würde: ein kleiner historischer Überblick über die Entwicklung der Flotte und deren sich erweiternde Aufgaben, das Flottengesetz in seinen Zielen, seinem Wesen sowie seine Durchführung und seine Erweiterung; schließlich die vorliegende Novelle, ihre Bedeutung und die Art ihrer Ausführung. Vom Kanzler wurde erbeten, daß die Hauptverhandlung im Schloß in meiner Gegenwart stattfinden solle. Mit Tirpitz verabredete ich noch, daß er, soweit er könne, englisch sprechen solle, bei schwierigen Ausdrücken würde ich eventuell dolmetschen.

Bis zur Bekanntgabe des Unterhändlers seitens Englands erging man sich in Vermutungen, und Ballin berichtete über Kombinationen, bei denen verschiedene Namen, sogar der Grey's, genannt wurden. Endlich kam durch Ballin die Nachricht, daß Haldane — ausgerechnet der Kriegsminister, früher Advokat — mit der Verhandlung betraut worden sei und demnächst eintreffen werde. Allgemeines Erstaunen! Man denke sich mutatis mutandis, daß Deutschland an Stelle von Admiral v. Tirpitz den Kriegsminister (v. Heeringen damals) zur Besprechung einer Flottenfrage nach London geschickt hätte! Bei der Besprechung dieses Punktes mit Bethmann und Tirpitz wurden verschiedene Mutmaßungen laut. Der Kanzler meinte, Haldane sei in England als Goetheforscher und Kenner der deutschen Philosophie, auch als des Deutschen mächtig bekannt, es sei also wohl eine Höflichkeit gegen uns, die sich in seiner Wahl kund tue. Tirpitz bemerkte, daß Haldane ja früher einige Zeit in Berlin gewesen sei und bei General v. Einem im Kriegsministerium gearbeitet, also die hiesigen Verhältnisse kennen gelernt habe. Ich wies darauf hin, daß das alles wohl in Betracht komme, daß aber durch Haldane's Wahl, da er die Marine doch nur oberflächlich kennen könne, die Angelegenheit zu einer für England rein politischen gestempelt sei. Sehr wahrscheinlich richte sich das Ganze gegen die Marinepolitik Deutschlands überhaupt und gegen die Novelle im besonderen. Man werde deshalb gut tun, diesen Punkt nicht aus den Augen zu lassen, damit sich nicht unversehens ein fremder Eingriff in unser Selbstbestimmungsrecht hinsichtlich der Stärke unserer Wehrkraft aus der ganzen Affäre herauskristallisiere.

Haldane kam an. Er wurde als Kaiserlicher Gast aufgenommen. Ballin, der ihn begleitete, löste nun auch das Rätsel von Haldane's Wahl auf Grund von Nachrichten, die ihm aus England zugegangen waren. Als Cassel, nach London heimgekehrt, der Regierung über seinen Empfang berichtet und die Antwortnote übergeben hätte, wäre

der Eindruck so günstig gewesen, daß dort an dem befriedigenden Verlauf und Abschluß des Abkommens nicht mehr gezweifelt wurde. Es habe sich nunmehr zwischen den Ministern, zumal zwischen Churchill und Grey, ein edler Wettstreit darüber entsponnen, wer nach Berlin solle, um seinen Namen unter dieses große historische Dokument zu setzen — wenn es nämlich gelungen wäre, Deutschland zur vollständigen Preisgabe der weiteren Ausgestaltung seiner Flotte zu bestimmen. Churchill habe gemeint, er sei der gegebene Mann, da er die Marine habe. Aber Grey und Asquith gönnten dem Kollegen den Ruhm nicht. Daher stand eine Zeitlang Grey im Vordergrunde — wieder ein Beweis, daß die Politik und nicht so sehr die Zahl der Schiffe dabei die Hauptrolle spielen sollte. Nach einiger Zeit aber beschloß man, daß es Grey's ganzer Person und Stellung doch würdiger sei, erst zum Schluß der Verhandlungen zu erscheinen und seinen Namen unter das Abkommen zu setzen und — wie es in Ballins englischen Informationen lautete — „to get his dinner from the Emperor and to come in for his part of festivities and fireworks"*), auf gut Deutsch: die „bengalische Beleuchtung" einzuheimsen. Da nun Churchill diese keinesfalls bekommen sollte, so mußte für die Verhandlungen eine Persönlichkeit gewählt werden, die Asquith und Grey nahestand und, deren volles Vertrauen besitzend, bereit war, die Verhandlungsarbeit bis zum Beginn der „bengalischen Beleuchtung" auf sich zu nehmen, und die außerdem in Berlin schon bekannt und in Deutschland nicht fremd war. Churchill war das freilich auch nicht, denn er war einige Male bei den Kaisermanövern in Schlesien und Württemberg als Kaiserlicher Gast zugegen gewesen. Ballin verbürgte sich für die Zuverlässigkeit seiner Londoner Quelle.

---

*) „sein Festessen vom Kaiser zu bekommen und bei den Festlichkeiten und Feuerwerken auf seine Rechnung zu kommen"

Ehe die Verhandlungen begannen, machte ich den Staatssekretär v. Tirpitz noch darauf aufmerksam, daß Haldane, obgleich augenblicklich Kriegsminister, sich wohl vorbereitet haben werde und sicherlich von der englischen Admiralität, in der der Geist Fisher's walte, eingehend instruiert worden sei. Fisher hatte in sein Handbuch für englische Seeoffiziere neben anderen beherzigenswerten Vorschriften einen Satz aufgenommen, der für den Admiral, seine Behörde und ihren Geist charakteristisch ist und wörtlich lautet: „If you tell a lie, stick to it."*) Außerdem, sagte ich zu Tirpitz, dürfe man nicht vergessen, welch fabelhaftes Anpassungsvermögen die Angelsachsen besäßen; es befähige sie zur Übernahme von Posten, die ihrem sonstigen Lebens- und Bildungsgange fern lägen. Auch sei in England das Interesse für die Marine allgemein so intensiv, daß fast jeder Gebildete bis zu gewissem Grade für Marinefragen sachverständig sei.

Bei den Verhandlungen zeigte sich Haldane vortrefflich informiert und als geschickter, zäher Debatter, wobei seine brillanten Advokateneigenschaften in die Erscheinung traten. Das Gespräch dauerte mehrere Stunden und führte zu einer generellen Klärung sowie zu einer vorläufigen Einigung über Verschiebung von Bauterminen usw. Die Einzelheiten seines Verlaufs sind im Reichsmarineamt in den Akten niedergelegt. Tirpitz war hervorragend.

Nachdem noch einige Besprechungen — auch unter Teilnahme Ballins — stattgefunden hatten, reiste Haldane zurück. Ballin meldete mir, Haldane habe sich ihm gegenüber in jeder Hinsicht befriedigt über den Ausgang seiner Mission ausgesprochen und der Meinung Ausdruck verliehen, daß in etwa 8—14 Tagen das Konzept zu dem Abkommen an uns werde übersandt werden können.

Die Zeit verstrich. Der Zeitpunkt für das Einbringen der Novelle rückte näher. Tirpitz schlug vor, falls das Abkommen vor-

---

*) „Wenn Du lügst, dann bleib' auch fest dabei."

her zum Abschluß käme, die Novelle entsprechend zu ändern, andernfalls sie unverändert einzubringen. Endlich traf, zwar nicht der Entwurf zum Abkommen, aber eine allerhand Fragen und Orientierungswünsche enthaltende Schrift ein, deren Beantwortung viele Besprechungen und Erwägungen erforderte. Allmählich befestigte sich in mir der Verdacht, daß es den Engländern mit dem Abkommen nicht ernst sei. Denn Rückfrage reihte sich an Rückfrage, Details wurden hervorgesucht, die mit dem Abkommen direkt nichts zu tun hatten. England nahm allmählich von seinen Angeboten und Zusagen mehr und mehr zurück, und ein Entwurf zum Abkommen kam nicht.

In Berlin setzte nun vom Auswärtigen Amt und von berufener und unberufener Seite ein Kesseltreiben gegen die Novelle, gegen Tirpitz und gegen mich ein. Auch der Kanzler, der in der Hoffnung lebte, das Abkommen zustande zu bringen und seinen Namen unter ein Instrument setzen zu können, das Deutschland aus der „Einkreisung" befreien und mit England in ein geregeltes besseres Verhältnis bringen sollte, trat für das Fallenlassen der Novelle ein. Das hätte aber nichts anderes bedeutet, als einer auswärtigen Macht eine ungeheure Einflußnahme auf Fragen der deutschen Landesverteidigung einzuräumen und dadurch das Selbstbestimmungsrecht der Nation und unsere Schlagfertigkeit für den Fall eines uns aufgezwungenen Krieges zu gefährden. Deutschland hätte sich damit, ohne irgendeine Gegenleistung garantiert zu erhalten, von seinem schärfsten Gegner vorschreiben lassen, was dieser — in seinem eigenen Interesse — für gut befinden würde, uns noch eben zuzubilligen.

Bei dieser unklaren Lage entstanden Meinungsverschiedenheiten und heftige Kämpfe, die gerade von den Kreisen, die von der Marine de facto wenig verstanden, recht scharf und nicht immer ganz sachlich geführt worden sind. Admiral v. Tirpitz hat in diesem für ihn und mich so schweren Winter, mit klarem Blick die Lage und den Gegner durchschauend, als ein echter, vaterlandsliebender Offizier

im Kampfe seinen Mann gestanden, von mir aus voller Überzeugung nach besten Kräften gestützt. Alle Instanzen stimmten darin überein, daß kein fremdes Land darüber mitzubestimmen haben dürfe, was wir für unseren Schutz zu tun hätten oder nicht.

Die Hoffnung auf das Zustandekommen des Abkommens schrumpfte mehr und mehr zusammen. England zeigte immer weniger Interesse und bröckelte wichtige Bestandteile seiner ersten Verbalnote ab. So erkannten Admiral v. Tirpitz und ich, daß der ganze Vorschlag nur ein „Manöver" gewesen war.

Der Kampf um die Novelle wurde immer heißer. Da traf es sich, daß ich in Cuxhaven Dr. **Burchard**, dem Präsidenten des Senats von Hamburg, begegnete, der von mir als Urbild des aristokratischen Bürgers einer Hansastadt verehrt und auch über politische Fragen öfters zu Rate gezogen wurde. Ich schilderte ihm den ganzen Verlauf der Angelegenheit und die Kämpfe in Berlin um die Einbringung oder Nichteinbringung der Novelle. Dann bat ich ihn, mir so rückhaltlos wie stets seine Ansicht zu sagen, was er im Interesse des Staatswohls für das Richtige halte, da mir daran liege, ein objektives, von den in Berlin kämpfenden Gegensätzen unbeeinflußtes Urteil zu hören.

Dr. Burchard antwortete in seiner klaren, scharf pointierten, überzeugenden Art: Das Festhalten an der Novelle sei einfach meine Pflicht gegen Volk und Vaterland. Wer gegen ihre Einbringung spräche, versündige sich an ihnen. Was wir für unsere Verteidigung für nötig hielten, müsse unbedingt geschaffen werden. Vor allem aber dürfe niemals geduldet werden, daß ein fremder Staat sich erdreiste, bei uns hineinreden zu wollen. Das englische Angebot sei eine „Finte", um uns zu veranlassen, die Novelle fallen zu lassen. Das dürfe unter keinen Umständen geschehen. Das deutsche Volk würde es nicht verstehen, wenn man sein Selbstbestimmungsrecht preisgebe. Die Novelle müsse unbedingt eingebracht werden. Er werde im Bundesrat

für ihre Annahme eintreten (das ist in einer glänzenden, fortreißenden Rede geschehen) und auch sonst in Berlin dafür wirken. Die Engländer würden zwar schimpfen, das sei aber egal, das täten sie doch schon seit langem; einen Krieg würden sie deswegen gewiß nicht anfangen. Admiral v. Tirpitz tue nur seine Pflicht und Schuldigkeit, ich möchte ihn nach jeder Richtung stützen. Der Kanzler müsse seinen Widerstand aufgeben, er riskiere sonst, daß man ihm wegen „Engländerei" zuletzt noch die Fenster einwerfen werde. – So der Vertreter der großen Handelsstadt, die bei einem Kriege mit England zuerst bedroht war. Aus ihm sprach echter Hanseatengeist.

Merkwürdigerweise ist mir dieses Urteil Dr. Burchards über das englische Angebot neuerdings in Holland von einem Holländer bestätigt worden, dem Engländer seinerzeit die englische Absicht mitgeteilt haben. Tirpitz und ich hatten es richtig erkannt: das Neutralitätsangebot war ein politisches Manöver.

Bald kamen nun auch Nachrichten von Ballin, daß die Sache in England nicht zum Besten stehe. Nach eingelaufenen Informationen sei ein Streit über das Abkommen entstanden, man sei mit Haldane nicht zufrieden und behaupte, daß er sich von Tirpitz habe übertölpeln lassen! Das verriet deutlich den Ärger darüber, daß Tirpitz nicht auf den Leim kroch und die Novelle einfach fallen ließ, und daß Haldane nicht die Novelle auf dem Teebrett zum afternoontea dem Ministerium hatte servieren können. Von einem „Übertölpeln" seitens Deutschlands kann nicht die Rede sein. Aber der Vorwurf gegen Haldane berechtigt zu dem Verdacht, daß dessen Instruktionen dahin gingen, er solle die Deutschen „übertölpeln". Wenn seine Landsleute der Ansicht waren, das Umgekehrte sei eingetreten, dann kann man Admiral v. Tirpitz nur wärmsten Dank dafür zollen, daß er den deutschen Standpunkt richtig gewahrt hat, zum Heile unseres Vaterlandes.

Gegen Ende März spitzten sich die Kämpfe um die Novelle derart zu, daß der Kanzler schließlich am 22., als ich aus der Charlottenburger Gruft trat, im Park um seine Entlassung bat. Nach eingehender Aussprache und nachdem ich ihm Dr. Burchards Urteil mitgeteilt hatte, zog der Kanzler sein Abschiedsgesuch zurück.

Als ich einige Zeit danach Herrn v. Bethmann in seinem Garten besuchte, fand ich ihn ganz gebrochen mit einer Depesche aus London in der Hand. Sie enthielt die glatte Desavouierung der von Cassel überreichten Verbalnote, die Zurücknahme sowohl des Neutralitäts- wie jedes anderen Angebots und am Schlusse noch die Admonition an mich, Herrn v. Bethmann als Reichskanzler zu belassen, da er in besonderem Maße das Vertrauen der britischen Regierung besitze! Tränen der Empörung schimmerten in den Augen des in seinen Hoffnungen schwer enttäuschten Kanzlers. Das ihm von einer fremden Regierung, mit der Deutschland und er soeben schmerzliche Erfahrungen gemacht hatten, gespendete Lob kränkte ihn tief. Er bot zum zweiten Male seine Entlassung an; ich nahm sie nicht an, sondern versuchte, ihn zu trösten. Sodann befahl ich, dem Botschafter in London die Frage zu stellen, wie er ein solches Schreiben überhaupt habe entgegennehmen und weiter befördern können.

Mit der Novelle war der Kanzler nunmehr einverstanden. Loyaler Weise wurde sie aber mit der Einschränkung gebracht, wie sie für den Fall des Abschlusses des Abkommens beabsichtigt war. In England hingegen baute man das volle Programm.

Diese „Episode Haldane" ist bezeichnend für die Politik Englands. Dieses ganze großangelegte Manöver wurde veranstaltet, lediglich um die Entwicklung der deutschen Flotte zu verhindern, während gleichzeitig in Amerika, das eine kaum nennenswerte Handelsflotte besaß, in Frankreich, dessen Kriegsflotte der deutschen an Zahl überlegen war, in Italien, in Rußland, das auch im Ausland bauen ließ, großartige Bauprogramme ausgeführt wurden, ohne

daß dies den geringsten Protest seitens Englands hervorrief. Und Deutschland, das zwischen Frankreich und Rußland eingekeilt war, mußte zum mindesten doch so gerüstet sein, daß es zur See in der Verteidigung gegen jene das Meer halten konnte. Zu diesem Zwecke war unser Flottenbau unbedingt nötig. Er war niemals gegen die 4–5fach stärkere englische Flotte gerichtet, die Englands Überlegenheit und Sicherheit garantierte, und deren Stärke zu erreichen kein vernünftiger Mensch in Deutschland je geträumt hat. Die Flotte war für uns nötig zur Küstenverteidigung und zum Schutze unseres Handels. Dazu reichen die kleinen Mittel, wie U-Boote, Torpedoboote und Minen nicht aus. Zudem waren an der Ostsee die Küstenbatterien so veraltet und miserabel bestückt, daß sie durch das Massenfeuer schwerer Artillerie moderner Großkampfschiffe in 48 Stunden rasiert worden wären. So war unsere Küste an der Ostsee eigentlich wehrlos. Zu ihrem Schutze war die Flotte nötig. Skagerrak hat es bewiesen, was sie bedeutete und wert war. Die Schlacht wäre für England vernichtend geworden, wenn nicht bis 1900 der Reichstag alle Anträge auf Verstärkung der Flotte abgelehnt hätte. Diese 12 verlorenen Jahre sind nicht wieder einzuholen gewesen.

Ehe wir von Haldane scheiden, sei noch auf eine andere Episode seines Wirkens hingewiesen. Im Jahre 1906 kam er mit Erlaubnis der deutschen Regierung nach Berlin, um sich über die preußische Wehrverfassung, Rekrutierung, den Generalstab usw. zu unterrichten. Er wurde im Kriegsministerium beschäftigt, wo ihn der Minister, General v. Einem, persönlich orientierte. Nachdem er etwa 2–3 Wochen dort gearbeitet hatte, kehrte er sehr befriedigt nach England zurück.

Als nach dem Ausbruch des Weltkrieges der Goethefreund Haldane als „Prodeutscher" boykottiert und so feindselig behandelt wurde, daß er sich öffentlich nicht mehr sehen lassen durfte, ließ er zu seiner Verteidigung durch den bekannten Literaten und Journalisten Mr.

Begbie eine Apologie seiner Amtszeit als Kriegsminister schreiben; das Buch trägt den Titel „Vindication of Great Britain". Es werden darin seine Verdienste um die Formierung eines regelrechten Generalstabes und um die Kriegsvorbereitung des britischen Heeres für den Weltkrieg in ein helles Licht gestellt. Dabei wird betont, wie geschickt er seinerzeit die Erlaubnis, im Preußischen Kriegsministerium zu arbeiten, ausgenutzt habe, um in Deutschland militärisch zu lernen und nach unserem Muster die Neuorganisation des britischen Heeres und Generalstabes für den bevorstehenden Kampf gegen seine damaligen deutschen Gastgeber bis ins Kleinste vorzubereiten. Hier zeigt sich der schlaue, gewandte Advokat, der unter dem Schutz der Gastfreundschaft eines fremden Landes dessen militärische Einrichtungen studiert, um aus dem gewonnenen Material und Kenntnissen Waffen gegen jenes zu schmieden. Ganz charakteristisch ist das Buch dem Andenken König Eduards VII. gewidmet, dessen Vertrauter, Sendling und Werkzeug Haldane war. In Berlin sah man damals in Haldanes Mission eine „Annäherung" Englands, nach der man immer strebte; de facto war sie eine „Auskundschaftung" des deutschen Vetters unter dessen eigenem Dach. Den Dank quittierte England mit dem Weltkriege, den Haldane mit vorbereiten half. In diesem Falle hatte Haldane die Deutschen „übertölpelt"!

Das ist der Hergang der Mission Haldane's. Späterhin ist von allerhand Politikastern in Presse und Publikum kurzweg behauptet worden, die aussichtsreiche „Annäherung" Englands an Deutschland durch Haldane sei durch den Starrsinn des Kaisers und des Admirals v. Tirpitz, durch ihr Festhalten an der Novelle gegen den Willen aller „vernünftigen Ratgeber" gescheitert! –

In jener Zeit trat die Frage der Bildung eines selbständigen Albanesenstaates und die von den Mächten zu treffende Wahl eines Oberhauptes für dieses Gebilde auch an mich heran. Mancher

kronlüsterne Kandidat hatte sich schon beim Mächteareopag gemeldet, ohne angenommen zu werden, mancher von den Mächten in Aussicht genommene wurde von den Albanesen abgelehnt. Ich stand der Frage an und für sich kühl gegenüber und war der Meinung, man müsse — wie bei jeder „Staatenbildung" — möglichst der historischen Entwicklung, besonders auch den eigentümlichen geographischen Verhältnissen und den Sitten des Volkes Rechnung tragen.

Ein einheitliches Reich mit einem Herrscher und einer Dynastie hat es in diesem merkwürdigen Volke nie gegeben. In Tälern, die von hohen Gebirgszügen eingefaßt und abgeschlossen sind, wohnend leben die Albanesenstämme ziemlich gesondert von einander. Ihr politischer Habitus ist dem Clanswesen der Schotten nicht unähnlich. Christen und Mohammedaner sind gleichmäßig vertreten. Die Blutrache ist eine uralt überlieferte geheiligte Institution; nicht minder das Rauben und Stehlen von Vieh. Die Landwirtschaft ist noch wenig entwickelt, der Ackerbau in den Anfängen, die dazu benutzten Geräte sind vorsündflutlich. Das Recht wird vom Stammesoberhaupt im Freien unter dem Dorfbaum gesprochen, wie einst bei den alten Deutschen. Waffen trägt jeder Mann; die meisten sind vorzügliche Schützen. Erscheint das Stammesoberhaupt auf einem Umritt in seinem Gau in einer Ortschaft, so erwartet die Bevölkerung von ihm Segen in klingender Münze, die zuweilen vom hohen Rosse herab ausgeteilt wird. Das ist natürlich bei einem Regierungsantritt erst recht der Fall, und es wird gar übel vermerkt, wenn es nicht geschieht.

Bis zum Balkankrieg traten viele Albanesen in türkische Dienste, wo sie es zu hohen Würden bringen konnten, da sie ihres Fleißes und scharfen Verstandes wie ihrer zähen Energie wegen sehr geschätzt waren. Sie stellten der Verwaltung des türkischen Staates eine große Anzahl von Beamten, auch einen gewissen Prozentsatz in Diplomatie und Armee. Mit Stolz dienten die vornehmen jungen Alba-

nesen in einer prachtvollen Palastgardekompagnie des Sultans, die an Größe, martialischem Aussehen und männlicher Schönheit der Soldaten ihresgleichen suchte. Sie waren zum Teil Verwandte des Sultans, da dieser vornehme Albaneserinnen aus den wichtigsten Stämmen in seinem Harem hatte, um – durch die Blutbande geschützt – vor der Blutrache der Stämme sicher zu sein und auch alles zu erfahren, was die Gemüter der Fürsten etwa bewegen konnte. Die auf diesem Wege an ihn gelangenden Wünsche, wie z. B. Waffen- und Munitionssendungen, Schulhäuser, Straßenbauten usw. wurden dann in unauffälliger Weise gewährt. Auf diese Weise ist es dem Sultan gelungen, die sonst turbulenten Albanesen auf „verwandtschaftlichem" Wege in Ruhe und Anhänglichkeit zu erhalten.

Auf Grund dieser Kenntnis der Verhältnisse suchte ich meinen Einfluß dahin geltend zu machen, daß möglichst ein mohammedanischer Fürst, eventuell ein ägyptischer Prinz, gewählt werde, unter Berücksichtigung einer vollen Börse, die in Albanien besonders vonnöten ist. Mein Rat wurde vom „Mächteareopag", dem es gar nicht auf die Interessen der Albanesen, sondern darauf ankam, möglichst viel Grund und Gelegenheit zu haben, in Albanien pro domo im Trüben zu fischen, nicht gewürdigt.

Sehr wenig erbaut war ich daher, als die Wahl auf den Prinzen Wilhelm von Wied fiel. Ich schätzte ihn als vornehme, ritterliche, feinfühlige Natur hoch, hielt ihn aber für jenen Posten für ungeeignet. Der Prinz war mit den Verhältnissen auf dem Balkan viel zu wenig vertraut, um diese dornenvolle Aufgabe mit Erfolg übernehmen zu können. Es war mir überhaupt unsympathisch, daß ein deutscher Fürst sich dort blamieren sollte. Denn, daß die Entente einem solchen in jeder Beziehung Schwierigkeiten bereiten würde, war von vornherein klar. Auf Anfrage seitens des Prinzen äußerte ich daher meinem Vetter freimütig alle meine Bedenken unter Betonung der Schwierigkeiten, die ihn erwarteten, und riet dringend

ab. Befehlen konnte ich ihm nicht, da der Fürst zu Wied als Chef des Hauses das letzte Wort zu sprechen hatte.

Nach seiner Annahme der ihm von den Mächten angebotenen Kandidatur empfing ich den Prinzen im Beisein des Kanzlers. Eine gewisse Unschlüssigkeit in der Haltung des Prinzen, der seiner neuen Aufgabe keineswegs mit Enthusiasmus entgegensah, bestärkte mich und den Kanzler, nochmals eindringlich davon abzuraten, daß der junge Kandidat auf den neu erfundenen albanesischen „Thron" steige. Aber ohne Erfolg. Die ehrgeizige, mystisch angeregte Gattin des Prinzen erblickte in Albanien die Erfüllung ihrer Wünsche. Und: ce que femme veut, Dieu le veut!*) Auch Carmen Sylva hat fördernd mitgewirkt und ließ sogar einen Artikel in der Presse erscheinen, der anfing: „Märchenland will seinen Fürsten haben ..."

So nützten alle noch so wohlgemeinten Warnungen nichts. Ich hatte dem Prinzen noch dringend ans Herz gelegt, Albanien nicht vor der Regelung der Finanzfrage zu betreten. Denn was mich zu dem Vorschlag eines reichen Fürsten bewogen hatte, trat nunmehr ein. Der Prinz war nicht sehr vermögend, und nun mußten die Mächte eine „Dotation" spenden, über deren Höhe bzw. Raten ein unerquicklicher Zank ausbrach. Endlich kam eine Abschlagszahlung.

Eine Gefahr für den neuen Fürsten und sein etwaiges System lag in der Person Essad Paschas, eines unzuverlässigen, intriganten, geldgierigen Landsknechtes, der selbst Aspirationen auf die Fürstenstellung hegte und über eine gewisse Macht an bewaffneten Anhängern verfügte. Er war von Anfang an ein Gegner des neuen Fürsten. Unter der Hand konspirierte er mit Italien, das dem Prinzen von Wied nichts weniger als wohlgesinnt war. Nun wäre es ganz natürlich und selbstverständlich gewesen, wenn der neue Fürst ihm bekannte, treu ergebene Männer aus Deutschland in seine Umgebung

---

*) Frauenwille — Gotteswille.

genommen hätte. Auch das geschah nicht. Ein Engländer und ein Italiener wurden als „Sekretäre" seiner Person attachiert. Sie hatten nichts Besseres zu tun, als gegen seine Interessen zu arbeiten, ihn schlecht zu beraten und gegen ihn zu intrigieren.

Während der Zeit der Vorbereitungen des Prinzen Wied erschien die vortrefflich geschriebene Broschüre eines österreichischen Generalstabsoffiziers über seine Reise durch Albanien. Lebhaft und anschaulich schilderte der Offizier das Land mit seinen geographischen und klimatischen Schwierigkeiten, die Bevölkerung und ihre Sitten, die ganze Armut und Rückständigkeit des Landes. Er wies darauf hin, daß ein zukünftiger Fürst unter keinen Umständen an der Küste wohnen bleiben dürfe, sondern sich der Bevölkerung zeigen und im Lande umherreisen müsse. Bei den primitiven Verkehrsverhältnissen müsse der Landesherr den ganzen Tag zu Pferde sitzen und durch das Land reiten, den berühmten — aus allen orientalischen Erzählungen und Sagen bekannten — „Beutel Zechinen" am Sattelbogen, um in den Orten, die er aufsuchte, sofort durch den erwarteten Geldregen die Gemüter für sich einzunehmen. Unter den Stämmen des Landes müsse er einige auf alle Weise fest an sich ketten, so daß ihm eine bewaffnete Macht, auf die er sich verlassen könne, zu Gebote stände. Nur dann könne er seinen Willen durchsetzen und Gegner, die sich auflehnen wollten, in die Schranken weisen. Das sei bei dem gänzlichen Mangel einer Truppe oder Armee im europäischen Sinne das einzige Mittel!

Daraus ergab sich, daß der Fürst für das erste ein Nomaden- und Reiterleben führen und dazu sich ein fliegendes Zeltlager und Zubehör mit den nötigen Pferden bilden mußte. Geeignete Leute wären in seiner Eskadron 3. Garde-Ulanen-Regiments hinreichend zu finden gewesen, da viele seiner Ulanen, die sehr am Prinzen hingen, sich bereit erklärt hatten, ihn als Freiwillige zu begleiten. Sie hätten ihm sicher bessere Dienste geleistet und mehr genützt

wie die landfremden Vorbereitungen für die Ergreifung der Herrschaft.

Jene Broschüre empfahl ich meinem Vetter angelegentlichst zu studieren und die Ratschläge zu befolgen, vor allem bezüglich des Wohnsitzes, der möglichst fern von den Kriegsschiffen der Mächte zu wählen sei, damit er nicht unter ihrem Zwange handeln müsse und bei den Albanesen den Verdacht erwecke, als brauche der Fürst sie zum Schutze gegen seine Untertanen. Ob der Fürst die Broschüre gelesen hat? Sein späteres Verhalten stand jedenfalls im Gegensatz zu ihren und meinen Ratschlägen.

Das Fürstenpaar reiste nach Albanien ab, und es kam so, wie ich es vorhergesehen hatte. Nach Berichten über die Ankunft der Herrschaften soll die Fürstin — obwohl eine Deutsche — die versammelten Albanesen vom Balkon herab auf Französisch angeredet haben, weil sie kein Deutsch verstünden! Der „Hof" blieb in Durazzo unter den Kanonen der fremden Schiffe. Der Fürst reiste nicht zu Roß im Lande umher, streute keine Zechinen aus, auch nicht am Ankunftstage vom Balkon, beseitigte Essad nicht rechtzeitig, und so endete das Abenteuer, wie es vorauszusehen war.

Ich habe bei der Beschreibung meiner Auffassung und meines Verhaltens bei der Angelegenheit der Wahl des Fürsten von Albanien länger verweilt, weil von allen möglichen Seiten falsche Gerüchte verbreitet worden sind in der Absicht, mir Motive anzudichten, die mir völlig fern lagen. Ich habe auch in diesem Falle auf Befragen unter Waltenlassen des gesunden Menschenverstandes ehrlichen Rat erteilt. —

Das Jahr 1912 brachte noch die Zusammenkunft mit dem Zaren in Baltisch-Port, wohin ich mich auf Einladung Nikolaus' II. an Bord meiner Yacht begab. Unsere beiden Yachten ankerten nebeneinander, so daß der Verkehr von Schiff zu Schiff sich leicht bewerkstelligen ließ. Der Zar, seine Kinder und seine ganze Um-

gebung wetteiferten in Beweisen von Liebenswürdigkeit und Gastfreundschaft. Es wurden die russischen und deutschen Begleitschiffe abwechselnd gemeinsam besichtigt und die Mahlzeiten bald beim Zaren, bald bei mir eingenommen. Ein Vormittag wurde an Land bei Baltisch-Port zugebracht. Auf einer Wiese hatte das Inf.-Reg. „Wiborg" Nr. 85, dessen Chef ich war, Aufstellung genommen; es wurde zuerst in Paradeaufstellung, danach in Kompagnie- und Bataillons-Exerzitien besichtigt, die ebenso zur Zufriedenheit ausgeführt wurden, wie der zum Schluß stattfindende Parademarsch. Das Regiment, zu 4 Bataillonen, machte einen vortrefflichen Eindruck. Es war in Feldausrüstung – braungraue Blusen und Mütze – ausgerückt, welch letztere, von allen keck auf dem einen Ohr getragen, den sonnenverbrannten, martialischen Gesichtern der kräftigen jungen Soldaten einen verwegenen Anstrich verlieh, der jedes Soldatenauge erfreuen mußte.

Bei dieser glänzenden und ungewöhnlich liebenswürdigen Aufnahme wurde mir indessen keinerlei Andeutung über den kurz vorher abgeschlossenen Balkanbund gemacht.

Es war mein letzter Besuch in Rußland vor Ausbruch des Krieges. – – –

Meine Mitarbeiter auf dem Gebiete der Verwaltung

Es dürfte nicht unbekannt sein, daß ich an der Mitarbeit Exzellenz v. Stephan's und dem Verkehr mit ihm besondere Freude gehabt habe. Er war derjenige Mann der alten Schule, der so gut zu mir paßte, daß meine Gedanken und Anregungen bei ihm immer Verständnis fanden und dann von ihm aus Überzeugung voll Schwung und Kraft durchgeführt wurden. Von eiserner Energie, nie erlahmender Arbeitskraft und -freudigkeit, dabei immer voll frischen Humors, mit raschem Blick für neue Möglichkeiten, um Auskunftsmittel nie verlegen, sehr gut auf den Gebieten der Politik und Technik beschlagen, war er wie geboren zu schöpferischer Mitarbeit. Ich hatte unbedingtes Vertrauen zu ihm, das niemals getäuscht worden ist, und habe viel durch den Verkehr mit dem anregenden, klugen Ratgeber gelernt.

Das Postwesen kam auf eine ungeahnte Höhe und erregte die Bewunderung der ganzen Welt. Die große Erfindung des Telephons wurde ausgenutzt, in weitgehender Weise in den Dienst des öffentlichen Verkehrs gestellt und zu dessen Erleichterung ausgebaut. Auch auf dem Gebiete des Bauwesens tat Stephan einen entscheidenden Schritt, der meine Billigung und Unterstützung fand.

Alle großen Staatsbauten unterliegen dem Votum der überprüfenden „Akademie des Bauwesens", die damals eine langsam arbeitende, umständliche und rückständige Behörde war. Ich selbst

hatte schon meine Erfahrungen mit ihr gemacht. Der „Weiße Saal", der nur ein Provisorium gewesen war — zum ersten Male flüchtig für ein indisches Maskenfest „Lallah Rokh" zu Ehren der Großfürstin Charlotte, der Tochter Friedrich Wilhelms III., und ihres Gemahls, des späteren Zaren Nikolaus I. instand gesetzt — war ziemlich stillos hergerichtet. Das Material erwies sich bei der von mir befohlenen Untersuchung als unecht und schlecht. Der Saal war in hohem Maße baufällig und stark gefährdet, so daß ein Neubau erforderlich wurde. Unter Anteilnahme und Mitwirkung der Kaiserin Friedrich entstanden Projekte, Pläne, zuletzt ein großes Modell seitens des Baurats Ihne — des modernen Schlüter, wie Kaiserin Friedrich ihn zu bezeichnen pflegte —, die allseitige Billigung erfuhren. Nur die Bauakademie leistete langwierigen Widerstand und meinte, daß der „Weiße Saal" in seiner „alten historischen Schönheit" zu erhalten sei und einer Änderung nicht bedürfe. Als dann der Neubau vollendet war, fand er indessen auch den Beifall der vorher so kritischen Herren.

Mit der Akademie des Bauwesens war nun auch Herr v. Stephan in Streit geraten. Er hatte viele Postämter, besonders in den großen Städten, um- oder neuzubauen und bekam bei der furchtbaren Langsamkeit und Umständlichkeit jener Behörde gar keine oder ablehnende Antworten. Schema F war dort vorherrschend. Herr v. Stephan jedoch vertrat die Ansicht, das junge deutsche Reich müsse auch durch seine Bauten kraftvollen Eindruck erwecken, daher müßten die Reichspostgebäude entsprechend aufgeführt werden. Sie müßten sich auch nach dem Gesamtstil der betreffenden Stadt richten oder mindestens den ältesten und bedeutendsten Bauwerken im Städtebild sich anschließen. Ich konnte mich mit diesen Grundsätzen nur einverstanden erklären.

Schließlich kam es zum Bruch mit der erwähnten Akademie des Bauwesens. Exzellenz v. Stephan verlor die Geduld und meldete mir,

er habe sich für sein Ressort und seine Bauten von der Überprüfung der Akademie losgemacht, selbst eine Kommission aus eigenen Architekten und Beamten zu jenem Zweck zusammengesetzt und bäte mich, die wichtigsten Gebäudepläne meinerseits noch einer Prüfung zu unterziehen. Das habe ich gern getan.

Stephan war ein begeisterter Jäger; so hatte ich Gelegenheit, mich auch auf den Hofjagden an dem Verkehr mit diesem frischen, sich stets gleichbleibenden treuen Beamten und Ratgeber zu erfreuen. —

Unter den Ministern, die ich besonders hochschätzte, war vor allem Exzellenz v. Miquel. Er führte als mein Finanzminister die große Finanzreform für Preußen durch, die das Land auf eine gesunde Basis gestellt und ihm mit zu seiner Blüte verholfen hat. Der Umgang mit diesem feinen politischen Kopf gewährte mir hohen Genuß, reiche Belehrung und Anregung. Es war erstaunlich, wie Miquel auf allen möglichen Gebieten bewandert war. Seine Unterhaltung war frisch, launig und scharf in der Beleuchtung und Ergründung des Themas. Dabei zog sich als roter Faden ein markierter historischer Einschlag durch seine Ausführungen. Er war geschichtlich und in den alten Sprachen ganz fabelhaft orientiert, so daß er bei seinen Vorträgen oft bis in die Römerzeiten zurückgreifen und aus seinem Wissensschatz — nicht aus Büchmann — lateinische Zitate für seinen Stoff anzuführen wußte. Selbst wenn er belehrte, war er bei seiner glänzenden Dialektik niemals langweilig, sondern fesselte seine Zuhörer bis zum letzten Augenblick.

Exzellenz Miquel war es auch, der mich zu den großen Kanalprojekten ermunterte und mir Beistand leistete, als die preußischen Konservativen gegen den Mittellandkanal fochten und ihn zu Falle brachten. Er stärkte den König und bestimmte ihn, in diesem Kampf nicht nachzulassen, bis der Sieg gewonnen war. Er wußte, wie ich, welchen Segen die Kanäle in Holland und das großartige Kanalnetz in Frankreich den Ländern gebracht haben und welche Entlastung

sie für die immer mehr beanspruchten Eisenbahnen bedeuten. Im Weltkrieg hätten wir eine großartige Ost-West-Transportader für Munition, Verwundete, Belagerungsmaterial, Verpflegung und dergleichen gehabt, die den dadurch entlasteten Bahnlinien gestattet hätte, den Transport von Mannschaften in noch höherem Grade zu bewerkstelligen, und die auch die Kohlenknappheit vermindert hätte. Aber auch für die Zeiten des Friedens, für die der Kanal bestimmt war, bot er die größten Vorteile.

Miquel war eine für die deutsche Kaiseridee und das deutsche Kaisertum der Hohenzollern besonders entflammte Persönlichkeit; bei seiner geistvollen Behandlung dieses Themas fand er an mir einen aufmerksamen Zuhörer. Er war ein Mann, der auf der alten Tradition fußend großdeutsch, kaiserlich dachte und vollkommen den Erfordernissen und Ansprüchen der neuen Zeit bei richtiger Einschätzung ihres jeweiligen Wertes gewachsen war. –

Dem Ausbau des Eisenbahnnetzes galt gleich von Anfang an meine Sorge. Aus den Vorträgen über Landesverteidigung und den Klagen des Generalstabes sowie aus eigener Anschauung kannte ich die ganz unerhörte Vernachlässigung Ostpreußens in bezug auf Bahnen. Dieser Zustand war geradezu gefahrdrohend geworden im Hinblick auf die zwar allmählichen, aber andauernden russischen Truppenverstärkungen gegenüber unserer Grenze und auf die Ausgestaltung des russischen Bahnnetzes.

Schon Kaiser Wilhelm der Große hatte, als im Laufe seiner letzten Regierungsjahre die russischen Armeen unter dem Einfluß Frankreichs immer augenfälliger an die Ostgrenze des Königreichs Preußen disloziert wurden und namentlich die großen Massen der russischen Kavallerie auf Einbrüche in Preußen, Posen, Schlesien rechnen ließen, den Feldmarschall Moltke zum Vortrag über die Lage befohlen. Generalquartiermeister Graf Waldersee und ich wohnten diesem Vortrage bei. Das Resultat war der Entschluß, preußische

Truppen nach dem Osten zu verschieben und dort den Ausbau des vernachlässigten Bahnnetzes zu fördern. Die unter dem Kaiser Wilhelm I. befohlenen und begonnenen Maßnahmen erforderten geraume Zeit, zumal die Neubauten und besonders die großen, neuen Weichsel- und Nogat-Eisenbahnbrücken militärischerseits gegen starken Widerstand der Behörde (Maybach) durchgefochten werden mußten. Da die Eisenbahnen als „Staatsportemonnaie" angesehen wurden, wollte man nur „rentable" Bahnen bauen. Man stand deshalb den durch militärische, der Vaterlandsverteidigung dienende Wünsche begründeten Ausgaben wenig wohlwollend gegenüber, da dadurch die schönen Überschüsse herabgesetzt wurden, auf die so hoher Wert gelegt wurde. Vollständig sind die von Kaiser Wilhelm I. geplanten Maßnahmen erst im Laufe meiner Regierung durchgeführt worden. Wer eine Eisenbahnkarte aus dem Jahre 1888 zur Hand nimmt, wird erstaunt sein über den Mangel an Eisenbahnverbindungen im Osten und besonders in Ostpreußen, zumal wenn er sie mit einer Karte vom Jahre 1914 vergleicht, die den Ausbau in der Zwischenzeit erkennen läßt. Mit dem alten Netz wäre der Osten im Jahre 1914 verloren gewesen.

Minister v. Maybach hatte unstreitig große Verdienste um die Förderung und Entwicklung des Eisenbahnwesens. Er mußte den Wünschen und Anforderungen des sich rapide entwickelnden industriellen Westens Rechnung tragen, wobei allerdings auch militärische Wünsche so viel als möglich berücksichtigt wurden. Der Osten aber war unter ihm in bezug auf Linien und Brücken wie rollendes Material zu kurz gekommen. Im Mobilmachungsfall hätten damals Hunderte von Lokomotiven nach dem Osten gefahren werden müssen, um überhaupt Fahrtafeln zu ermöglichen, die nur einigermaßen den Anforderungen des Generalstabes entsprochen hätten. Als Verbindungen mit dem Osten existierten nur die beiden veralteten Gitterbrücken bei Dirschau und Marienburg. Der

Generalstab wurde dringlich, und so kam es zwischen Maybach und ihm zum Konflikte.

Erst Minister Thielen hat in dankenswerter, aufopfernder Arbeit in diesen Fragen Wandel geschaffen und, die militärischen Anforderungen richtig einschätzend, den Ausbau im Osten begünstigt. Er war ein tüchtiger, fleißiger, durch und durch zuverlässiger altpreußischer Beamter, mir treu ergeben und von mir hochgeschätzt. Er hat gemeinschaftlich mit Miquel treu an der Seite seines Herrn den Kampf um den Mittellandkanal geführt. Bezeichnend für ihn war das Wort, das er bei der Eröffnung des Elbe-Trave-Kanals in Lübeck in meiner Gegenwart zu einer großen Versammlung sprach: „Der Mittellandkanal muß und wird gebaut werden." Das Verhältnis zwischen ihm und mir ist bis zu seinem Ausscheiden ungetrübt geblieben.

Trotz des Ausbaues im Westen waren vom Mobilmachungs- und Aufmarschstandpunkt aus auch dort noch erhebliche Lücken im Eisenbahnnetz vorhanden, die schon lange Abhilfe erheischten. Der Rhein konnte bis Mainz nur auf einer Bahnbrücke passiert, der Main nur bei Frankfurt überschritten werden. Der Generalstab hatte längst Beseitigung dieses Übelstandes verlangt. Es traf sich gut, daß die allgemeinen Verkehrsbedürfnisse sich in derselben Richtung bewegten. Wenn z. B. jemand von Westen kommend nach den Taunusbädern oder auf die rechtsrheinische Linie wollte, so mußte er erst bis Frankfurt und von dort wieder rückwärts fahren, obwohl er bei Mainz fast Wiesbaden gegenüber vorbeigefahren war.

Minister Budde war der Mann, der für die Durchführung dieser Aufgaben ausersehen wurde. Als früherer Chef der Eisenbahnabteilung des Generalstabes war er durch seine außergewöhnliche Arbeitskraft, zähe Energie und schnelle Entschlußkraft mir schon lange bekannt; er hatte mir die Lücken unseres Eisenbahnwesens in bezug auf den schnellen Aufmarsch nach zwei Fronten des öfteren vorgetragen, immer unter dem Hinweise auf die russischen und fran-

zösischen Vorbereitungen, denen wir im Interesse der Verteidigung des Landes Gleichwertiges entgegenstellen müßten.

Der Ausbau hatte natürlich stets in erster Linie die Hebung und Erleichterung von Industrie und Handel im Auge, deren sich ins Ungemessene steigernden Anforderungen damit freilich noch nicht genügt wurde, da das große, die Bahnen entlastende Kanalnetz fehlte. Der mehr und mehr uns bedrohende Zwei-Frontenkrieg, dem bahntechnisch manches, schon aus finanztechnischen Gründen, noch nicht gewachsen war, führte aber zu der Notwendigkeit, das militärische Bedürfnis stärker zu berücksichtigen als bisher. Rußland baute mit französischen Milliarden ein enormes Bahnnetz gegen uns aus, während in Frankreich rastlos das Aufmarschnetz gegen Deutschland erweitert wurde durch Ausbau von drei und vier Gleisen, was bei uns noch etwas ganz Unbekanntes war.

Minister Budde ging ohne Säumen ans Werk. Die große zweite Eisenbahnbrücke bei Mainz über den Rhein entstand, ebenso die Brücke über den Main bei Costheim. Dazu die nötigen Kehren und Schleifen, durch welche die Verbindung mit der rechtsrheinischen Linie und Wiesbaden erreicht wurde, und der Ausbau des Dreieckes bei Biebrich-Mosbach. Glänzend bewährte sich das Talent Buddes in der Organisation und Disziplinierung des zu einem großen Heer angewachsenen Eisenbahnpersonals und in seiner vorausschauenden Fürsorge für seine Untergebenen.

Ich verehrte den frischen, tätigen Mann von Herzen und betrauerte seinen Verlust tief, als ein tückisches Leiden ihn zu früh mitten aus seiner Tätigkeit riß.

In Exzellenz v. Breitenbach gewann ich einen neuen bedeutenden Helfer und Mitarbeiter für meine Eisenbahnpläne. Im Laufe der Jahre wuchs dieser Mann sich zu einer hervorragenden Persönlichkeit aus. Vornehm und verbindlich, von umfassendem Wissen und weitem politischen Scharfblick, großer Arbeitskraft und

unermüdlichem Fleiß, hat er mir nahe gestanden. Sein Zusammenarbeiten mit dem Generalstab in militärischen Dingen geschah aus voller Überzeugung von der Notwendigkeit, unsere Verteidigungsfähigkeit gegen etwaige feindliche Angriffe stärken zu müssen. Drei neue Rheinbrücken bei Rüdesheim, Neuwied und der Loreley wurden in Angriff genommen; sie wurden erst während des Krieges vollendet und nach dem Kronprinzen, Hindenburg und Ludendorff benannt. Im Osten wurden große Bahnhofserweiterungen, Brücken und neue Linien gebaut, auch noch während des Krieges.

Im Westen wurden als weitere bedeutungsvolle Arbeiten von Breitenbach durchgeführt: die große Rheinbrücke bei Cöln als Ersatz für die alte Gitterbrücke, ferner eine neue Brücke am Bayenturm für den Güterverkehr, sowie neue Bahnen in der Eifel. Sodann wurde auf meine spezielle Anregung hin eine durchlaufende Linie von Gießen bis Wiesbaden durchgeführt mit Umbau der Bahnhöfe von Homburg und Wiesbaden und einer Schleife um Frankfurt und Höchst. Ferner wurden Züge mit durchgehenden Wagen von Vlissingen direkt nach dem Taunus eingelegt. Da man es niemals allen recht machen kann, waren wir – wie ich nebenbei erwähnen will – seitens der Frankfurter Hotelbesitzer starken Angriffen ausgesetzt. Sie waren ob dieser Ausschaltung Frankfurts und des früheren Umsteigezwanges natürlich nicht erfreut, da ihnen viele Kunden auf diese Weise verloren gingen, die früher gezwungen waren, eine Nacht in Frankfurter Hotels zu verbringen. Besonders gegen die Höchster Umgehungsschleife hatten diese Kreise eine sehr energische Opposition ins Werk gesetzt.

Der Sieg im Streit um den Mittellandkanal war endlich zugunsten meiner Pläne entschieden. Der Bau ging unter Breitenbach mit großen Schritten in Abteilungen vorwärts. Was von diesem Werk in Gebrauch genommen werden konnte, das hat den Erwartungen vollkommen entsprochen. Auch die außerordentlich

schwierige Erweiterung und Vertiefung des Kaiser Wilhelm-Kanals, die einem Neubau gleichkam, wurde in dieser Zeit durchgeführt, ebenso die große Seeschleuse von Emden. Diese Bauten zeitigten ganz ungewöhnliche Leistungen auf dem Gebiet des Brücken- und Schleusenbaus, die die Bewunderung der Welt verdienen, da sie z. B., was die Schleusen betrifft, den Panamakanal weit übertreffen. Die schwierigen Aufgaben sind von den Beamten glänzend und restlos gelöst worden. Auch soweit das Reich Bauherr war, wurden die Arbeiten unter meist maßgebender Mitwirkung des preußischen Verkehrsministeriums ausgeführt.

Ich habe viel im Hause Breitenbachs verkehrt, wo mir durch interessante Vorträge handelspolitischer und nationalökonomischer Art von einem Gremium bedeutender Kapazitäten Gelegenheit geboten wurde, durch Vermittlung des Ministers mit einer Reihe hervorragender Männer zu verkehren und wichtige Fragen zu erörtern. Alle größeren Bahnhöfe, Schleusen und Brücken sind mir vor ihrem Neu- oder Umbau durch den Minister in Plan und Ansicht vorgelegt und vorgetragen worden.

Ich habe mit Absicht des längeren bei diesem Thema verweilt, um daraus folgendes zu beweisen. Erstens den Einfluß, den ein Monarch auf die Entwicklung seines Landes durch persönliche Betätigung nehmen kann und soll. Zweitens: wie seine von jeder Parteirücksicht freie Wahl tüchtige Männer an die Spitze der Ressorts bringen kann. Drittens: wie durch die ehrliche Zusammenarbeit dieser Männer mit dem Herrscher, dessen volles Vertrauen sie besaßen, glänzende Leistungen gezeitigt worden sind. Alles in unserer gemeinsamen Arbeit war klar und ehrlich. Nur die Sache galt, nämlich das Wohl und die Entwicklung des Vaterlandes, seine Kräftigung und Ausrüstung für den Wettbewerb auf dem Weltmarkt. –

Mit dem Kultusministerium habe ich, wie es in der Natur der Sache lag, eingehende und andauernde Verbindung gehabt.

Herr v. Goßler und Herr v. Trott dürften wohl als die bedeutendsten und hervorragendsten Träger dieses Amtes zu bezeichnen sein, das in der Gestalt des genialen Ministerialdirektors Althoff einen fast einzigartigen Mitarbeiter besaß.

Aus den Erfahrungen meiner eigenen Schuljahre kannte ich die Schattenseiten der Gymnasialerziehung. Der vorwiegend philologische Charakter der Ausbildung führte auch in der ganzen Erziehung zu einer gewissen Einseitigkeit.

Ich hatte von 1874 bis 77 auf dem Gymnasium in Cassel beobachten können, daß zwar eine große Begeisterung für 1870/71 und für das neue Reich unter der Jugend vorhanden war, daß aber das richtige Verständnis für das Deutschtum, das Gefühl „civis Germanus sum“ – wie ich es später bei der Grundsteinlegung der Saalburg meinem Volke ins Gewissen rief – noch vielfach fehlte. Solche Gesinnung zu schaffen und in der heranwachsenden Generation wach zu rufen, die Fundamente dazu fest in die jungen Herzen zu legen, dazu war die Lehrerschaft bei dem etwas verknöcherten, antik-philologischen Lehrplan kaum imstande. Der vaterländische Geschichtsunterricht, der ja gerade die jungen Herzen erglühen und die Liebe zur Heimat, zu deren Zukunft und Größe erstarken lassen soll, war stark vernachlässigt. Von der neueren Geschichte seit 1815 erfuhr man nur wenig. Es wurden junge Philologen ausgebildet, aber keine für praktische Mitarbeit am aufblühenden jungen Reich geeigneten deutschen Staatsbürger; mit anderen Worten: keine selbstbewußten Deutschen. In einem kleinen Lesezirkel mit meinen Klassengenossen habe ich des öfteren versucht, den großdeutschen Gedanken zu behandeln, um partikularistische und andere die deutsche Idee hindernde Gedanken zu eliminieren. Admiral Werners „Buch der deutschen Flotte“ war eines der wenigen Werke, mit dem das lebendige Empfinden für das Deutsche Reich entflammt werden konnte.

Neben der Einseitigkeit der Schulbildung fiel mir besonders die Richtung auf, in der sich die Lebenspläne der damaligen Jugend bewegten. Es waltete vorherrschend die Überlegung, wie man als Beamter Karriere machen wollte, wobei der Jurist und Assessor immer als das erstrebenswerteste Ziel galten. Das rührte wohl daher, daß die Verhältnisse des alten Preußens im jungen Deutschen Reiche noch nachwirkten. Solange der Staat sozusagen aus Regierung und Verwaltung bestand, war jene Lebensrichtung der deutschen Jugend verständlich und berechtigt; sie war, als wir im Beamtenstaat lebten, für einen jungen Mann der gegebene Weg, dem Staate zu dienen. Die selbstbewußten, sportlich erstarkten britischen Jungens, wie ich sie in Eton kennen gelernt hatte, sprachen freilich schon damals von kolonialen Eroberungen, von Expeditionen zur Erforschung neuer Länder der Erde, von der Ausbreitung des britischen Handels und strebten danach, als Pioniere der Macht ihres Vaterlandes in praktischer freier Betätigung, nicht als staatlich Besoldete, Great Britain noch stärker und größer zu machen. England war eben längst ein Weltreich, als wir noch ein Beamtenstaat waren; deshalb konnte sich die englische Jugend weitere und größere Ziele stecken als die deutsche. Nachdem nun aber Deutschland auch in die Weltwirtschaft und in die Weltpolitik als nicht zu unterschätzender Faktor eingetreten war, hätte sich die Gedankenwelt der deutschen Jugend schneller umstellen sollen. Deshalb verglich ich in meiner späteren Regierungszeit mit Sorge im Herzen die stolzen jungen Briten, die viel weniger Latein und Griechisch gelernt hatten, als es bei uns gefordert wurde, mit meinen blassen, überstudierten Landeskindern. Gewiß hat es auch damals schon in Deutschland unternehmende Männer gegeben — leuchtende Namen dafür können genannt werden —, aber der Gedanke, nicht in einer bestimmten, amtlich bescheinigten Tour, sondern im freien Wettbewerb dem Vaterlande zu dienen, war noch nicht genügend Allgemeingut geworden. Deshalb

habe ich das englische Beispiel herangezogen, denn es erscheint mir richtiger, vorurteilslos das Gute zu nehmen, wo man es findet, als mit Scheuklappen durch die Welt zu gehen.

Aus solchen Erwägungen heraus erkämpfte ich als Kaiser für meine deutsche Jugend die Schulreform gegen einen verzweifelten Widerstand der Philologie innerhalb und außerhalb des Ministeriums und der Schulkreise. Die Reform ist leider nicht so geworden, wie ich sie erhoffte, und hat nicht zu dem Ergebnis geführt, das ich erwartet hatte.

Das Germanentum in seiner Herrlichkeit ist dem erstaunten deutschen Volk erst durch Chamberlain in seinen „Grundlagen des XIX. Jahrhunderts" klar gemacht und gepredigt worden. Aber, wie der Zusammenbruch des deutschen Volkes zeigt, erfolglos. Man hat zwar „Deutschland über alles" gesungen, aber man hat auf Befehl der Feinde das Kaisertum stürzen und das Reich zerschlagen lassen, hat sich unter die Führung von kulturell meilenweit tiefer stehenden russischen Verbrechern gestellt und damit dem eigenen schwer kämpfenden Heere den Dolchstoß in den Rücken versetzen lassen. Wären die Deutschen aller Schichten und Stände zur Freude und zum Stolze an ihrem Vaterlande erzogen gewesen, dann wäre eine solche Selbsterniedrigung eines großen Volkes undenkbar gewesen. Diese Erniedrigung, die sich gewiß unter besonderen, äußerst schwierigen Verhältnissen vollzog, ist um so weniger verständlich, als die deutsche Jugend, trotzdem sie überstudiert und nicht so sportgestählt war als die englische, im Weltkrieg glänzende, nirgends erreichte Leistungen vollbracht hat. Die Jahre 1914/18 haben gezeigt, was aus dem deutschen Volke werden könnte, wenn es seine trefflichen Eigenschaften richtig entwickelte. Der 4. August 1914, die Helden von Langemark, unzählige prächtige Gestalten aus allen Ständen in Not und Tod des langen Krieges zeigen, wessen der Deutsche fähig ist, wenn er das Philistertum beiseite wirft und sich mit der Begeisterung, die sich

bei ihm so selten rückhaltlos Bahn bricht, für eine große Sache einsetzt. Das deutsche Volk möge das Andenken an diese Verkörperungen seines besten Selbst nie vergessen und mit allen Kräften ihnen nachstreben, indem es den wahrhaft deutschen Geist unverlierbar in sich aufnimmt! —

Als Justizminister fand ich den geschätzten Vertrauten meines Vaters, Exzellenz v. Friedberg vor, den ich schon von meiner Jugend her als willkommenen Gast im Elternhaus kannte. Das hohe Ansehen, das dieser schlichte, leutselige Mann bei meinen Eltern genoß, besaß er auch bei mir.

In späteren Jahren habe ich viel und gern mit Exzellenz Beseler verkehrt, der mir auch durch Vorträge namhafter Juristen die Gelegenheit bot, in seinem Haus ungezwungen manch interessantes Rechtsproblem erörtert zu hören und mit juristischen Kapazitäten in Verbindung zu kommen. An und für sich empfand ich für die Juristen keine besondere Zuneigung, da in der Juristerei für meinen Geschmack oft zuviel Pedanterie, Weltferne und Doktrinarismus zutage tritt. Die Zusammenstellung des Bürgerlichen Gesetzbuches interessierte mich indessen sehr. Ich habe auch an Sitzungen, die damit zusammenhingen, teilgenommen und war stolz, daß dieses grundlegende deutsche Werk unter meiner Regierung zum Abschluß kam.

Als ich bei einem Besuch in England mit dem Lord Oberrichter von England gelegentlich eines Frühstücks bei Lord Haldane zusammentraf, fragte ich den großen Juristen, was er von der Rechtsprechung und -auslegung in Deutschland halte. Die Antwort lautete: „Sie urteilen zu viel nach dem Buchstaben, wir nach dem Sinne und Inhalt des Gesetzes." Ich habe oftmals betont, wie bedauerlich es sei, daß für die polizeilichen Fälle, Verkehrs-, Straßen- usw. Delikte, nicht das rasche Verfahren des englischen „Police Court" bei uns eingeführt werden könne. Denn in England werden die Strafen schon am nächsten Tage diktiert, während in Deutschland

oft Monate mit Beweisaufnahmen und Zeugenverhör vergehen und schließlich eine oft unbedeutende Strafe zu einem Zeitpunkt auferlegt wird, zu dem der Fall schon längst vergessen ist. Auch die schweren Strafen, denen in England die Presseverleumdungen unterliegen, hätte ich gern in Deutschland eingeführt.

Beim Finanzminister v. Scholz hatte ich als Prinz einige Zeit hospitiert und an Sitzungen teilgenommen, bei denen die berühmte Exzellenz Meinecke eine Rolle spielte. Meinecke war Unterstaatssekretär im Finanzministerium und hatte daher auch viel mit anderen Ministerien zu tun, weil die Finanzen überall wichtig waren. Er hatte eine gewisse Berühmtheit dadurch erlangt, daß er, stets lächelnd, immer die – nach seiner Meinung – besten Auswege aus schwierigen Lagen fand. Scholz war pflichttreu und tüchtig, aber es gelang ihm nicht, mir die trockene Materie von Steuern usw. besonders interessant und schmackhaft zu machen. Das änderte sich erst, als der vielgewandte Miquel das Ministerium übernahm. Von diesem geistvollen Manne habe ich schon gesprochen. Als er mir den Vortrag über die preußische Finanzreform hielt, legte er drei Projekte vor. Ein kleines, ein mittleres und ein großes. Ich entschied mich zur Freude des Ministers ohne Zaudern für das letztere. Herrscher und Minister erlebten eine große Befriedigung, als die Reform zur Durchführung kam. –

Der Minister des Innern, Herr v. Puttkamer, war während der 99 Tage, sehr zum Kummer des damaligen Kronprinzen, zum Abgang gezwungen worden. Er war ein tüchtiger, bewährter altpreußischer Beamter und königstreuer Pommer von echtem Schrot und Korn, durch und durch ein Edelmann. Die Fama wollte wissen, daß die Kaiserin Friedrich ihn durch eine Intrige gestürzt habe. Das ist unzutreffend. Die Kaiserin, dem englischen Liberalismus huldigend, mochte zwar den altpreußischen konservativen Herrn wohl nicht, hat aber an seinem Abgang keine Schuld. Fürst Bismarck hat ihn beseitigt, vielleicht in Rücksicht auf die Kaiserin Friedrich. –

Die Forstwirtschaft und deren praktische Förderung hat mir immer am Herzen gelegen, zumal dem Staat durch Neuaufforstungen neue Geldreserven geschaffen werden konnten.

Nächst Herrn v. Podbielski ist Freiherr v. Schorlemer der tüchtigste Minister für Landwirtschaft und Forsten gewesen. Hat Herr v. Podbielski dahin gestrebt, große Forstkomplexe im Osten zu schaffen, um durch eine zusammenhängende Waldzone den Ostwind abzuhalten und damit unser Klima zu verbessern sowie einen Naturschutz gegen russische Einfälle zu schaffen, so hat Herr v. Schorlemer die Erschließung der östlichen Forstreviere durch große Wegebauten und infolge der dadurch erleichterten Holzabfuhr die Konkurrenzfähigkeit gegen das russische Holz wesentlich gefördert. Beide Minister haben im Verein mit mir unser prachtvolles preußisches Forstpersonal zu heben und dessen Lebensbedingungen zu verbessern sowie sein Avancement zu fördern getrachtet, was diese mir besonders nahestehende, immer arbeitswillige und königstreue Beamtenschaft wohl verdiente; von ihrer Ehrlichkeit, ihrem Fleiß und ihrer Zuverlässigkeit hing auch die Zuführung großer Beträge zum Staatssäckel ab. Von der staatsmännischen Klugheit und Tüchtigkeit des stets zielklaren Herrn v. Schorlemer erwarte ich für den Wiederaufbau unseres Vaterlandes noch viel.*)

Auf dem Gebiete des Forstwesens habe ich von den Forstmeistern Freiherrn v. Hövel (Joachimstal, Schorfheide) und Freiherrn Speck v. Sternburg (Szittkehmen, Rominten) auf meinen Pürschfahrten mit diesen vorzüglichen Pürschjägern und Administratoren viel gelernt.

Ein russisches Kuriosum auf dem Gebiet der Wildpflege sei hier eingeschaltet. Der Zar, der von den starken Geweihen der Romintener Hirsche oft gehört hatte, wünschte in Spala (Polen) gleichfalls solche

*) Sein vor kurzem erfolgter Tod, der ihn aus segensreichem Schaffen herausriß, bedeutet für das Vaterland einen schweren Verlust.

zu bekommen. Um Rat zu diesem Zwecke zu erteilen, wurde Freiherr v. Sternburg im Sommer nach dem Jagdschloß Spala entsandt. Er wurde sehr zuvorkommend von einem General empfangen, der die dortige Jagd unter sich hatte und im Schlosse wohnte. Es fiel Sternburg auf, daß alle Räume, auch die nicht bewohnten Gemächer, stets geheizt waren. Als er auf den enormen Holzverbrauch aufmerksam machte, zuckte der General die Achseln und meinte: Man könne nie wissen, ob der Zar nicht doch einmal kommen würde. Ein Wildmeister, der Deutscher war, wurde Sternburg zugeteilt, weil der General im Revier sich nicht auskannte und von Wildpflege und Wildfütterung nichts verstand.

Auf den Fahrten bemerkte Sternburg manchen Platz, wo gute Wiesen zur Fütterung hergerichtet oder Futterplätze angelegt werden konnten. Er machte auf die Notwendigkeit solcher Anlagen aufmerksam, da er beobachtet habe, daß das Wild schon stark zu schälen begonnen und dadurch dem Baumbestand vielen Schaden zugefügt habe. Der Wildmeister schüttelte traurig den Kopf: Er habe das alles schon gemeldet, aber ohne Erfolg, da nämlich das Heu für das Wild vom Schwarzen Meer per Bahn bezogen werden müsse. Die Transporte kämen oft überhaupt nicht an oder sehr verspätet oder verdorben. Es werde aber nichts geändert, da zu viele Leute an diesen Transporten, die mit enormen Preisen bezahlt würden, verdienten. Zudem habe man, als er auf die vielen Holzreste, die beim Aufbrechen in dem Gescheide des Wildes gefunden wurden, als Beweis für dessen mangelhafte Ernährung und die Notwendigkeit der Schaffung von Fütterungen aufmerksam gemacht habe, eine Kommission von Tierärzten aus Petersburg kommen lassen, um diesen Fall zu untersuchen. Diese Kommission wohnte und tafelte wochenlang auf Zarenkosten in Spala. Sie schoß viel Wild, untersuchte es und hielt Sitzungen ab. Das Resultat war: Das Wild habe Holz im Magen, das bewiese, daß es davon leben könne, daher seien Fütterungen überflüssig, das Heu vom Schwarzen

Meer genüge als Zuschuß. Dabei ist es denn auch trotz Sternburgs Besuch verblieben!!

Als ich diese Geschichte hörte, mußte ich unwillkürlich an eine Anekdote denken, die Fürst Bülow mit Vorliebe aus seiner Petersburger Zeit erzählte. Er hatte dort auch im Salon der Madame Durnowo verkehrt, in dem sich die Gesellschaft oft zu versammeln pflegte. Eines Tages beklagte sich ein hochstehender General der Gastgeberin gegenüber, daß er bei einer „Geldgeschichte" abgefaßt und hereingefallen sei und daß ihm daraus von „oben" viel Unannehmlichkeiten erwachsen wären. Anscheinend wünschte er durch seine wehleidige Schilderung Teilnahme für sein Pech zu erwecken, aber Madame Durnowo erwiderte ihm kurz in ihrer derben Art: „Mon cher général, quand on fait des saletés, il faut qu'elles réussissent!"*) —

Auch als Staatssekretär des Reichspostamts hat Herr v. Podbielski, den ich persönlich nach Ablehnung einer Reihe anderer Kandidaten ausgesucht hatte, würdig in die Fußtapfen Stephans tretend hervorragend gewirkt. Sehr praktisch veranlagt, mit Geschäftssinn und großer Geschäftskenntnis ausgestattet, in finanziellen Fragen gewandt und beschlagen, ein geborenes administratives Talent, dabei schlagfertig, mit kaustischem Witz begabt, guter Sprecher und Debatter, hat er mit Eifer und Geschick zum Teil bahnbrechend gewirkt, besonders in den Fragen des Weltpostverkehrs, der Funkentelegraphie usw. Dieser einstige Ziethenhusarenobrist hat sich im Dienst seines Vaterlandes einen Namen gemacht, der nimmer vergessen werden wird. Ein heiteres Gegenstück zu seiner Karriere ist die eines russischen Husarenkommandeurs unter Nikolai I. Der Zar hatte, schwer über den Heiligen Synod erzürnt, dessen Vorsitzenden fortgejagt. Kurz darauf besichtigte er das Leib-Garde-Husaren-Regiment, das vom Oberst Grafen Protassow vorgeführt wurde. Des Zaren allerhöchste Zufriedenheit über das vor-

*) „Mein lieber General, wenn man unsaubere Geschäfte macht, muß man wenigstens Glück dabei haben!"

zügliche Aussehen und Evolutionieren des schönen Regiments fand den für Kommandeur wie Truppe gleich überraschenden anerkennenden Ausdruck in den Worten: „Du hast Dein Regiment vortrefflich vorgeführt. Als Zeichen meiner Zufriedenheit ernenne ich Dich zum Procureur des Heiligen Synods. Den bringst Du mir in Ordnung."

Eines vortrefflichen ehrenwerten Mannes sei hier noch Erwähnung getan, des Ministers Möller. Er war Bielefelder wie Hinzpeter und stand in andauernder freundschaftlicher Beziehung mit meinem alten Erzieher. Er war eine der Koryphäen der Nationalliberalen und im Reichstage wie Abgeordnetenhause bei allen Parteien sehr geachtet wegen seines aufrechten, vornehmen Westfalencharakters und seiner großen handelspolitischen Erfahrung. Als der Reichskanzler Fürst Bülow mir Möller zum Minister vorschlug, machte ich darauf aufmerksam, daß er Parteimann und Abgeordneter sei. Der Kanzler meinte, die Nationalliberalen würden durch Möllers Ernennung sich angenehm berührt fühlen. Ich bemerkte darauf, daß das Staatsministerium des preußischen Königs kein Parteiministerium sein solle und dürfe, sondern ganz unabhängig von den Parteien über denselben stehen müsse. Ich schätze Möller persönlich sehr, aber wenn dieser Minister werde, so würde bald jeder Parlamentarier die Ambition haben, ebenfalls Minister zu werden. Durch Möllers Ernennung werde also die Begehrlichkeit auch der anderen Parteien nach Ministersesseln geweckt und die Konsequenzen seien unabsehbar. Außerdem werde Möller im Parlament sehr fehlen, wo ich ihn gerade wegen seines Einflusses bei allen Parteien nicht missen wolle. Trotz dieser Einwürfe und meines Abratens bestand Bülow auf seinem Plan. Möller wurde Minister und stand als solcher in sehr guten Beziehungen mit mir. Verhältnismäßig bald trat aber ein, was ich vorausgesagt hatte: der Minister Möller wurde durch Umstände, die auch innerhalb seiner Partei eine Rolle spielten, zum Rücktritt genötigt.

Wissenschaft und Kunst



Das weite und vielseitige Gebiet, dessen Pflege dem Kultusministerium obliegt, Kunst, Wissenschaft, Forschung, Ärztewesen usw., habe ich stets mit lebhaftem Interesse beobachtet und zu fördern gesucht.

Besondere Freude hat mir die Förderung der Technischen Hochschulen bereitet. Die zunehmende Bedeutung der Technik zog immer größere Scharen der tüchtigsten Jugend nach diesen Bildungsstätten hin, und die Leistungen der dort tätigen Lehrer wie der aus jenen hervorgehenden jungen Ingenieure brachten dem deutschen Namen in der Welt immer neue Ehre.

Professor Dr. Slaby war unter den Lehrern in Charlottenburg einer der hervorragendsten Männer von Weltruf. Er hat bis zu seinem Tode im regsten Verkehr mit mir gestanden und mich durch fesselnde Vorträge über die neuesten Erfindungen auf dem Laufenden gehalten. Dies geschah nicht nur im Laboratorium, sondern auch im stillen Jagdhaus im märkischen Walde, wo ich mit der Kaiserin im kleinen Kreise den Worten Slaby's gespannt lauschen durfte. Auch als Mensch hat er mir nahe gestanden und mir durch seine schlichte klare Auffassung über alle möglichen Dinge dieser Welt, die er stets in anregender und fesselnder Weise wiederzugeben verstand, manch geistigen Genuß verschafft. Slaby ist mir viel gewesen, und ich habe dem klugen Manne immer dankbare Zuneigung bewahrt.

Unter dem Eindruck der Leistungen der Technischen Hochschulen und solcher Männer wie Slaby, Intze u. a. beschloß ich, den Hochschulen dieselbe Berechtigung der Vertretung im Herrenhause zu verleihen, wie die Universitäten sie besaßen. Allein die Universitäten erhoben beim Kultusminister energischen Einspruch dagegen; es folgte ein heftiger Kampf gegen den klassisch-wissenschaftlichen Gelehrtenstolz, bis ich durch einen Erlaß meinen Willen durchsetzte. Slaby erhielt die telegraphische Mitteilung von mir in seinem Laboratorium während seiner Vorlesung und verkündete sie den Studenten, die in Begeisterungsrufe ausbrachen. Die Technischen Hochschulen haben sich der Ehre würdig gezeigt.

Bei dem stets schärfer werdenden Kampf um den Weltmarkt und seine Absatzgebiete war es, um das Wissen der Koryphäen der deutschen Wissenschaft für jene Zwecke nutzbar zu machen, geboten, ihnen mehr Freiheit, Ruhe, Arbeitsmöglichkeit und Material zu verschaffen. Viele bedeutende Köpfe waren durch ihre Lehrtätigkeit in ihren Forschungen behindert, so daß ihnen für diese nur die Ferien zur Verfügung standen. Dieser Zustand ergab Überarbeitung und Überbürdung, die verhindert werden mußten. Zunächst sollte die Chemie Förderung erfahren. Minister v. Trott und Ministerialdirektor Althoff haben, mit klarem Verständnis die Situation erfassend, mir die Schaffung der „Kaiser Wilhelm-Gesellschaft" ermöglicht und ihre Statuten entworfen. Sie hat seit ihrem kurzen Bestehen Hervorragendes geleistet und mir Gelegenheit gegeben, bei den Generalversammlungen bedeutende Männer aller möglichen Disziplinen kennen zu lernen, mit denen ich dann in regelmäßigen Verkehr trat; ich besuchte auch ihre Laboratorien und konnte so den Fortgang ihrer Arbeiten verfolgen. Neue Laboratorien wurden gestiftet, andere aus den Beiträgen der Senatoren und Mitglieder unterstützt. Ich bin auf diese meine Schöpfung stolz gewesen, weil sie sich als nutzbringend für das Vaterland erwies und die Erfin-

dungen ihrer Forscher dem ganzen Volke zugute kamen. Es war ein Friedenswerk von großer, viel versprechender Zukunft, das bei Herrn v. Trott in vortrefflicher Hand lag. Leider hat der Krieg mir neben allen anderen auch diese Freude geraubt. Ich muß nun den Verkehr mit den Gelehrten meiner Gesellschaft missen und empfinde dies schwer. Möge diese Schöpfung zum Heil für die Forschung und zum Segen des Vaterlandes fortleben und fortarbeiten!

Einen schweren Kampf hatte ich zu bestehen, als ich die Berufung Professor Harnack's nach Berlin durchsetzte. Die rechtsstehenden Theologen und „Orthodoxen" erhoben scharfe Proteste. Nachdem ich mich bei Hinzpeter noch einmal eingehend erkundigt und dieser sein Urteil mit den Worten geschlossen hatte, daß es für Berlin und Preußen äußerst bedauerlich sein würde, falls ich nachgäbe, bestand ich auf der Berufung, und sie erfolgte. Jetzt kann man jenen Widerstand gar nicht mehr verstehen. Welch eine Persönlichkeit ist Harnack! Was für eine gebietende Stellung in der Geisteswelt hat er sich errungen! Welchen Nutzen und wieviel Wissen hat mir der rege und intime Verkehr mit diesem feurigen Geist gebracht! Was hat er als Leiter der Königlichen Bibliothek und als Dekan des Senats der Kaiser Wilhelm-Gesellschaft geleistet, in der er, der Theologe, die geistvollsten und inhaltreichsten Reden über die exakten Wissenschaften, über Forschungen und Erfindungen auf dem Gebiet der Chemie usw. hielt. An die Persönlichkeit Harnack's und sein Wirken werde ich immer gern zurückdenken.

Auch der Professor Erich Schmidt von der Universität Berlin hat mir nahe gestanden und oft bei mir verkehrt; ich verdanke den geistvollen Vorträgen dieses kerndeutschen Mannes manchen genußreichen Abend.

Mein besonderes Vertrauen gehörte dem Professor Schiemann. Ein aufrechter Balte, Vorkämpfer des Deutschtums gegen slawische Überhebung, scharfblickender Politiker und glänzender Historiker und

Schriftsteller, ist Schiemann von mir andauernd in rebus politicis und in bezug auf historische Fragen zu Rate gezogen worden. Ich verdanke ihm manche Orientierung, hauptsächlich über den Osten. Er hat viel in meinem Hause verkehrt, mich auch oft auf meinen Reisen begleitet – so z. B. nach Tanger – und auch wichtiges, vertrauliches Material in Gesprächen über noch unbekannte politische Vorgänge von mir mitgeteilt bekommen. Seine unerschütterliche Verschwiegenheit hat mein Vertrauen gerechtfertigt. Es war für mich eine Genugtuung, diesen bewährten Mann nach der Befreiung des Baltikums zum Kurator der Universität Dorpat machen zu können.

Die Übereinstimmung unserer politischen Anschauungen über Rußland wird durch einen Fall gut illustriert. Nach dem von mir im Verein mit Präsident Roosevelt 1905 vermittelten Frieden von Portsmouth zwischen Rußland und Japan wurde in Berlin amtlich (Auswärtiges Amt) und nichtamtlich viel kombiniert, welche politische Linie Rußland nun wohl einschlagen werde. Im allgemeinen waltete die Auffassung vor, daß Rußland sich aus Grimm über seine Niederlage dem Westen – also Deutschland – zuneigen werde, um hier neue Verbindung und Stärkung zu finden, mit Hilfe derer ein Revanchestreich gegen Japan behufs Wiedereroberung des verlorenen Gebiets und Prestiges geführt werden könnte. Ich vertrat eine ganz andere Ansicht, mit der ich jedoch in der amtlichen Welt nicht durchdrang. Ich betonte: die Russen seien Asiaten und Slawen. Als erstere hätten sie – trotz der Niederlage – Hinneigung zu Japan, als letztere verbänden sie sich gern mit dem, der ihnen seine Stärke gezeigt habe. Aus diesen Gründen schloß ich, daß Rußland in einiger Zeit – trotz dem Björkö-Abkommen – nicht mit Deutschland, sondern mit Japan zusammengehen und sich später auch gegen Deutschland wenden werde. Amtlich und nichtamtlich bin ich ob solcher Phantasien geradezu verhöhnt worden. Ich ließ Schiemann kommen und befragte ihn über dieses Thema, ohne meinen Standpunkt zu

erkennen zu geben. Ich war sehr befriedigt, als Schiemann mir als Antwort genau meine Ansichten auseinandersetzte. Lange Zeit haben Schiemann und ich in der Beurteilung dieser wichtigen Frage der äußeren Politik mit unserer Auffassung fast allein gestanden. Die Ereignisse haben uns recht gegeben. Die Berliner sogenannten Russenkenner und mit ihnen die amtliche Welt hatten sich geirrt. —

Gleich in meiner ersten Regierungszeit trat die Veranlassung zu mancherlei Bauten an mich heran.

Zunächst galt es, ein würdiges Grabmal für meine Großeltern zu schaffen. Da das alte Mausoleum in Charlottenburg nicht ausreichte, war ein Anbau notwendig. Leider waren die für solche „Extrabauten" von Kaiser Wilhelm dem Großen zurückgelegten Geldmittel — der sogenannte Extrabaufonds — während der 99 Tage anderweitig verwendet worden. So mußte ich die Krone mit Ausgaben für Bauten belasten, die nicht vorgesehen waren. Das Mausoleum meiner Eltern in Marly, zu dem ich gleichfalls Mittel bereitstellen mußte, wurde von der Kaiserin Friedrich nach eigenen Zeichnungen und Plänen errichtet.

Eine genaue Untersuchung der Königlichen Schlösser — auch der in den Provinzen — hatte, insbesondere bei dem Berliner Schlosse, eine solche Rückständigkeit in sanitärer, wohnlicher und sonstiger Beziehung ergeben, daß die Behebung der Schäden nicht weiter hinausgeschoben werden durfte. Ich habe nach sorgfältig aufgestellten, von mir selbst revidierten, korrigierten und kontrollierten Etats im Laufe meiner 30jährigen Regierung mit Hilfe von Architekten (Ihne), Künstlern usw. mit viel Mühe, Geduld, aber auch Freude, die alten Traditionen meiner Vorfahren achtend, die Schlösser wieder in Stand gesetzt. Für das Berliner Schloß hat Kaiserin Friedrich mit ihrem stilsicheren, scharfen Blick und Urteil viel mitgeholfen, die Schäden und Versäumnisse vergangener Zeiten zu beseitigen. Von allgemeinem Interesse dürfte die Auffassung meiner Mutter sein: „Ein jeder Stil

ist gut, solange er rein ist." — Den Eklektizismus der 90er Jahre bezeichnete Ihne als „à peu près-Stil". Das letzte Werk des leider zu früh verstorbenen Herrn v. Ihne, die Wiederherstellung der Bildergalerie, ist erst in der ersten Kriegshälfte vollendet worden. Das mühsam hergestellte Schloß meiner Väter, auf das ich stolz war, ist dann von revolutionären Haufen beschossen, gestürmt, geplündert und verwüstet worden.

Diese künstlerischen Bauten, wie auch die schon erwähnte Restauration des Weißen Saales, gehören zu den Pflichten der Repräsentation, die jeder Staat hat, gleichgültig ob er absolutistisch, konstitutionell oder demokratisch geleitet wird. Sie sind ein Maßstab für die Kultur des Landes und fördern die Künstler und dadurch die Entwicklung der Kunst. —

Ein Gebiet, das mich in den Stunden der Erholung beschäftigt hat, war die Archäologie und die Ausgrabungstätigkeit. Ich hatte dabei einen leitenden Grundgedanken: die Feststellung der Wurzeln, aus denen sich die hellenische antike Kunst entwickelt hat, und das Schlagen oder Finden einer Brücke, um den Einfluß des Ostens auf den Westen in kultureller Beziehung zu ergründen. Die Assyriologie erschien mir besonders wichtig, weil von ihr eine Beleuchtung und Belebung des Alten Testamentes, also der Heiligen Schrift, zu erwarten war. Mit Freuden nahm ich daher den mir angebotenen Vorsitz der Deutschen Orient-Gesellschaft an und vertiefte mich in ihre Arbeiten, die ich nach Kräften förderte, wie ich auch nie einen ihrer öffentlichen Vorträge über die Ergebnisse der Forschungen versäumt habe. Ich verkehrte viel mit dem Vorstand und ließ mir ständig über die Ausgrabungen von Ninive, Assur, Babylon, in Ägypten und Syrien berichten. Für ihren Schutz und ihre Erleichterung bin ich oft persönlich bei der Türkischen Regierung eingetreten.

Der der Gesellschaft angehörende Professor Delitzsch hielt seinen bekannten, viel angefochtenen Vortrag über Babel und Bibel, der

leider ein noch zu unkundiges und fast unvorbereitetes Publikum vorfand und zu allerhand Mißdeutungen und Angriffen, auch seitens kirchlicher Kreise, Veranlassung gegeben hat. Ich habe mich eifrig bemüht, für Aufklärung zu sorgen. Da ich erkannte, daß die Assyriologie, die so viele bedeutende Männer, auch Geistliche beider Konfessionen, beschäftigte, von der Allgemeinheit in ihrer Bedeutung noch nicht verstanden und gewürdigt wurde, ließ ich durch meinen bewährten Freund und glänzenden Theaterintendanten, den Grafen Hülsen-Haeseler, das Stück „Assurbanipal" in Szene setzen, das nach langer Vorbereitung unter Aufsicht der Deutschen Orient-Gesellschaft aufgeführt wurde. Zu der Generalprobe wurden Assyriologen aller Länder eingeladen. Man sah in den Logen in bunter Reihe Professoren, protestantische und katholische Geistliche, Juden und Christen beieinandersitzen. Von vielen hörte ich Dank dafür, daß ich durch diese Aufführung einmal gezeigt habe, wie weit die Forschungsarbeit schon gediehen war, und gleichzeitig dem großen Publikum die Bedeutung der Assyriologie näher gebracht hätte.

Auch der Aufenthalt auf Korfu gewährte mir die Freude, der Archäologie zu dienen und mich persönlich mit Ausgrabungen zu beschäftigen. Der zufällige Fund des Reliefhauptes einer Gorgo in der Nähe der Stadt Korfu veranlaßte mich, die Arbeiten selbst in die Hand zu nehmen. Ich berief zu meiner Unterstützung den bewährten Ausgraber und Kenner griechischer Altertümer Professor Dörpfeld, der die Leitung der Ausgrabungen übernahm. Der ebenso wie ich für das Hellenentum der Antike begeisterte Gelehrte ist im Laufe der Jahre für mich zu einem treuen Freunde und unschätzbaren Quell für Belehrung über die Baukunst, Stilfragen usw. bei den alten Griechen und Achäern geworden.

Es war ein Genuß, wenn Dörpfeld die alten Homerischen Lieder vortrug und auslegte und auf der Landkarte, nach den Angaben und Beschreibungen des Dichters, die alten achäischen — durch die do-

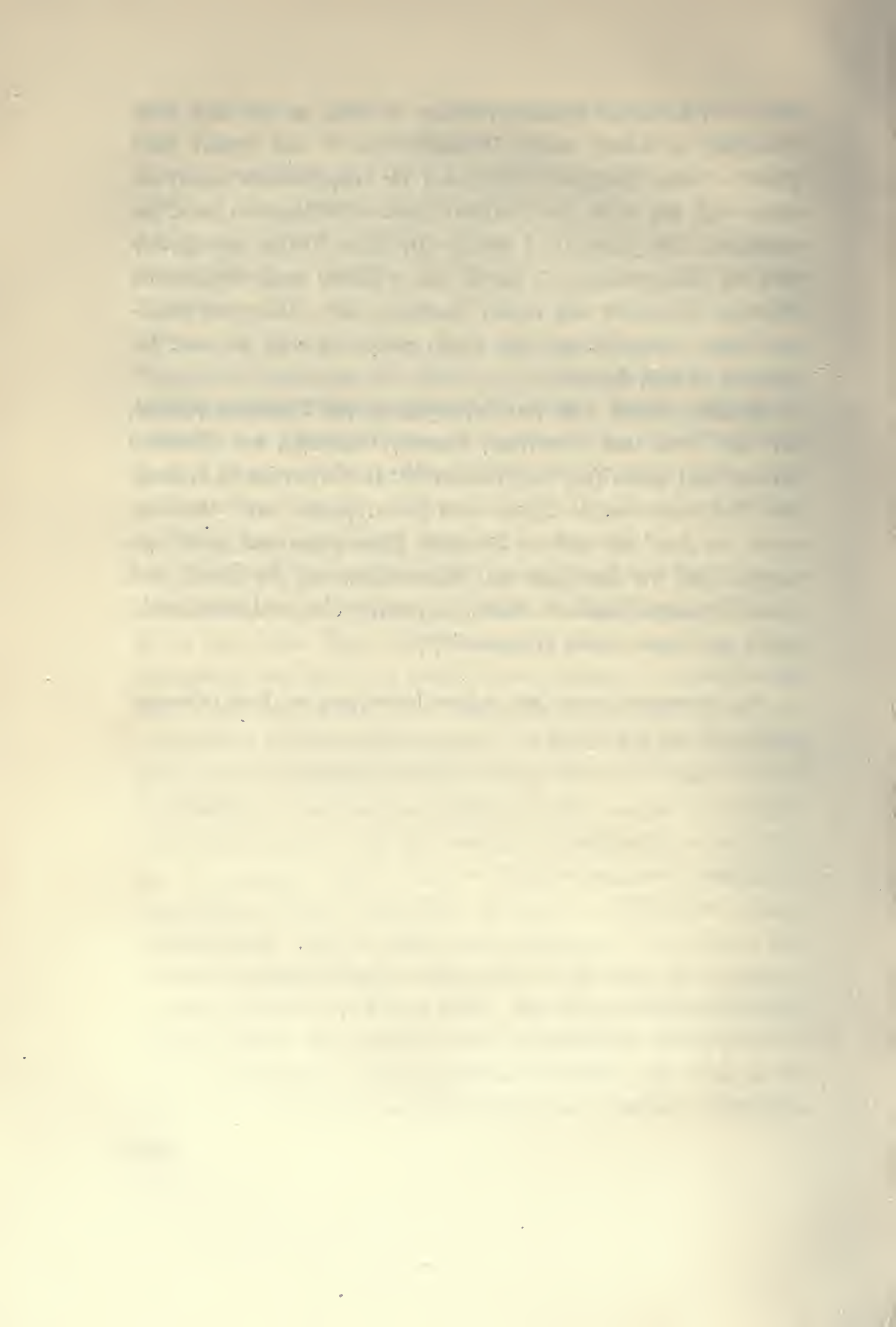
rische Wanderung zerstörten — Ansiedelungen wieder feststellen konnte. Die Namen der alten Ortschaften scheinen von den entwurzelten Einwohnern häufig auf ihre neuen Siedlungen übertragen worden zu sein. Das erschwert die Feststellung der Lage der alten Orte. Gleichwohl hatte Dörpfeld eine Reihe von ihnen, mit dem Homer als „Bädeker" in der Hand auf Grund der genauen geographischen Beschreibungen Homers die Gegend erkennend, wiedergefunden. Das fesselte mich dergestalt, daß ich gemeinsam mit der Kaiserin in Dörpfelds Begleitung eine Fahrt zu Wasser unternahm, um selbst die Probe aufs Exempel zu machen. Wir fuhren nach Leukas (Ithaka) und besuchten dort nacheinander die aus der Odyssee bekannten Orte, wobei Dörpfeld den betreffenden beschreibenden Text aus dem Homer vorlas. Überrascht mußte ich zugeben, daß Gegend und Beschreibung einander vollkommen entsprachen.

Die von mir unter Dörpfelds Leitung begonnenen Ausgrabungen auf Korfu haben wichtige Ergebnisse für die Archäologie gezeitigt, da sie ein sehr hohes Alter frühester dorischer Kunst nachwiesen. Das Gorgorelief hat bereits zu vielen Kombinationen — wahrscheinlichen und unwahrscheinlichen, leider auch mit überflüssiger Polemik ver-verbundenen — Veranlassung gben. Es scheint sich hier ein Pfeiler zu der von mir gesuchten Brücke zwischen Asien und Europa herauszukristallisieren. Ich habe regelmäßig Berichte an die Archäologische Gesellschaft gesandt, auch den bewährten Professor Caro aus Athen mit herangezogen und war mit der Vorbereitung von Vorträgen für den Winter 1914/15 beschäftigt, die vor der Gesellschaft gehalten werden sollten. An sie wollte man weitgehende Diskussionen über die vielen strittigen Fragen anschließen, die ich einer Lösung sine ira et studio zuführen zu können hoffte. Ich hatte die Freude, fast regelmäßig in Korfu von englischen und amerikanischen Archäologen besucht zu werden, die, frühere Schüler Dörpfelds, sich eifrig an der Beleuchtung der oft auftauchenden schwierigen Probleme beteiligten.

Da sie in Kleinasien beschäftigt waren, so war es für mich hochinteressant, zu hören, welche Wichtigkeit sie — auf Grund ihrer Funde — dem asiatischen Einfluß auf die frühhellenische Kunst beimaßen und wie sie in den Korfioter Funden Anklänge an den Osten erkannten. Im Jahre 1914 besuchte Professor Duhn aus Heidelberg die Ausgrabungen in Korfu und pflichtete nach eingehendem Studium Dörpfelds und meiner Auffassung bei. Über das Ergebnis meiner Ausgrabungen auf Korfu werde ich mich in einer besonderen Schrift äußern.

Solcher Gestalt war die Beschäftigung des Deutschen Kaisers, der, auf Raub und Eroberung sinnend, blutdürstig den Weltkrieg herbeigeführt haben soll, im Frühjahr 1914! Derweilen ich in Korfu über Gorgonen, dorische Säulen und Homer forschte und diskutierte, wurde im Kaukasus und in Rußland schon gegen uns mobil gemacht! Und der Zar hatte zu Jahresbeginn auf die Frage nach seinen Reisedispositionen erwidert: „Je resterai chez moi cette année, parce que nous aurons la guerre!"*)

*) „Ich werde in diesem Jahr zu Haus bleiben, weil wir Krieg bekommen."



Mein
Verhältnis zur Kirche

Über mein Verhältnis zur Kirche ist viel geschrieben und geredet worden. – Ich hatte schon als Prinz, während ich in Bonn studierte, den nachteiligen Einfluß des Kulturkampfes in seinem letzten Stadium zu beobachten Gelegenheit gehabt. Die konfessionelle Kluft wirkte so trennend, daß ich z. B. vom rheinisch-westfälischen ultramontanen Hochadel auf einer Jagd direkt boykottiert wurde. Im nationalen Interesse nahm ich mir schon damals vor, dahin zu wirken, daß ein modus vivendi, der ein friedliches Nebeneinanderleben der beiden Konfessionen ermöglichen sollte, herbeigeführt würde. Der Kulturkampf als solcher ist ja schon vor meinem Regierungsantritt beigelegt worden.

Ich habe mit Geduld und Sorge stets ein gutes Verhältnis zum Episkopat zu erhalten getrachtet und mit einzelnen Kirchenfürsten in recht guten Beziehungen gestanden. So besonders mit Kardinal Kopp, Erzbischof Simar, Dr. Schulte, Fürstbischof Bertram, Bischof Thiel und last not least mit Erzbischof Faulhaber und Kardinal v. Hartmann. Sie alle sind Männer weit über dem Durchschnitt und eine Zierde des deutschen Episkopats, dessen Patriotismus für Kaiser und Reich im Kriege zum Ausdruck kam. Darin liegt ein Beweis, daß es mir gelungen war, die Nebel des Kulturkampfes wieder zu zerstreuen und auch den katholischen Untertanen die Freude am Reich zu ermöglichen, nach dem Grundsatze: suum cuique.

Besonders eng war ich zeitlebens mit dem Fürstbischof von Breslau Kardinal Kopp verbunden. Er hat mir immer loyal gedient; mein Verhältnis zu ihm war durchaus vertrauensvoll. Wertvoll für mich war seine Vermittlung mit dem Vatikan, bei dem er großes Ansehen genoß, obgleich er durchaus den deutschen Standpunkt wahrte.

Wenig bekannt in der Öffentlichkeit dürfte das freundschaftliche Vertrauensverhältnis sein, das zwischen dem Papst Leo XIII. und mir bestanden hat. Ein dem Papst nahestehender Prälat hat mir später erzählt, daß ich mir bei meinem ersten Besuch das Vertrauen des Papstes erworben habe durch die absolute Offenheit, mit der ich ihm entgegengetreten bin und mit der ich ihm auch Dinge gesagt habe, die man ihm sonst gern vorenthielt.

Die Empfänge beim Papst spielten sich unter ungeheurer Prachtentfaltung ab. Schweizer- und Nobelgarden in glänzenden Uniformen, Diener, Kammerherren und geistliche Würdenträger in großer Zahl: ein kleines äußeres Bild der Macht der römisch-katholischen Kirche.

Nachdem ich durch die Höfe, Hallen und Säle geschritten war, in denen alle diese Menschen Aufstellung genommen hatten, saß ich dann in seinem kleinen einfenstrigen Arbeitszimmer dem Papste selbst gegenüber. Der würdige Herr mit dem feinen edelgeformten Greisenkopf, dessen große kluge Augen den Besucher durchdringend anblickten, hat einen bedeutenden Eindruck auf mich gemacht. Wir haben viele schwebende Fragen erörtert. Ich freute mich herzlich darüber, daß der Papst mit Anerkennung und Dank die Stellung hervorhob, die die katholische Religion und ihre Anhänger in Deutschland einnehmen, und daran die Versicherung schloß, er werde an seiner Stelle dazu beitragen, daß die deutschen Katholiken keinem anderen Deutschen an Vaterlandsliebe und Treue nachstehen sollten.

Wo er konnte, hat Papst Leo XIII. mir Freundlichkeiten erzeigt. So hat er bei einem meiner Besuche in Rom mein Gefolge und meine Dienerschaft durch eine besondere Audienz ausgezeichnet. Er

hat zur Einweihung des von mir gestifteten Portals der Metzer Kathedrale als päpstlichen Legaten den Fürstbischof Kopp entsandt und mir die Aufmerksamkeit erwiesen, die zur Feier dieses Tages vollzogene Ernennung des Erzbischofs Fischer (Cöln) zum Kardinal mir zur Bekanntgabe mitzuteilen u. dgl.

Zu seinem 25jährigen Papstjubiläum (1903) ließ ich Leo XIII. meine Glückwünsche aussprechen durch eine besondere Mission, die der dem Papst seit langen Jahren nahestehende Generaladjutant Freiherr von Loë führte.

Nicht lange nachher – wenige Monate vor seinem Tode – konnte ich dem Papst meinen dritten und letzten Besuch abstatten. Trotz seiner großen Schwäche kam der Dreiundneunzigjährige mir entgegen und streckte mir beide Hände hin. Ich habe über diesen Besuch, der sich durch große Herzlichkeit von beiden Seiten auszeichnete, damals sogleich Aufzeichnungen gemacht, die mir unlängst wieder in die Hand kamen.

Der Papst sagte unter anderem, er könne die Grundsätze, nach denen ich regiere, nur mit voller Anerkennung billigen. Er habe meine Regierungsart mit Interesse verfolgt und mit Freude erkannt, daß ich meine Herrschaft auf der Grundlage des festen Christentums aufgebaut habe. Sie werde von so hohen religiösen Grundsätzen geleitet, daß er nicht anders könne, als den Segen des Himmels für mich, die Dynastie und das Deutsche Reich zu erflehen und seinen apostolischen Segen zu erteilen.

Interessant war mir, daß der Papst mir bei dieser Gelegenheit sagte, Deutschland müsse das Schwert der katholischen Kirche werden. Ich wendete ein, daß das alte römische Reich deutscher Nation doch nicht mehr bestehe, daß die Voraussetzungen andere geworden wären. Aber er blieb dabei.

Dann fuhr der Papst fort, er müsse mir wiederum warmen Dank dafür sagen, daß ich unablässig um das Wohl auch meiner katho-

lischen Untertanen bemüht sei. Er habe das von so vielen Seiten gehört, daß er Wert darauf lege, mir persönlich zu sagen, wie dankbar sowohl er wie die deutschen Katholiken für diese Fürsorge seien. Er könne mir versichern, daß meine katholischen Untertanen in guten und in bösen Tagen in absoluter Treue zu mir stehen würden. „Ils resteront absolument et infailliblement fidèles."*)

Ich habe mich dieser Anerkennung aus so hohem berufenen Munde herzlich gefreut und geantwortet, ich betrachte es als Pflicht eines christlichen Souveräns, ohne Unterschied der Konfession für seine Untertanen nach besten Kräften zu sorgen. Ich könne versichern, daß unter meiner Regierung jedermann ungehindert seine Religion ausüben und seinen Pflichten gegen sein kirchliches Oberhaupt obliegen könne. Das sei ein Lebensgrundsatz von mir, von dem ich nie abweichen werde. –

Dadurch, daß ich von vornherein meinen katholischen Landsleuten zeigte, daß ich ihnen in der Ausübung ihrer Religion jede Freiheit lassen wollte, wurde bald eine ruhigere Stimmung im Lande erzeugt, und die Nachwehen des Kulturkampfes verschwanden mehr und mehr. Allein ich verhehlte mir nicht, daß trotz aller Höflichkeit und allem Zuvorkommen die Kirchenfürsten – mit alleiniger Ausnahme von Kardinal Kopp – in mir doch den Ketzer sahen, und ich mußte damit rechnen, daß im katholischen Süden und Westen des Reiches dieser Gedanke nie ganz verschwinden würde. Es ist mir wiederholt dankbar bestätigt worden, daß die Katholiken es unter meiner Regierung so gut hätten, wie sie es nur wünschen könnten. Aber das immer intransigenter werdende Verhalten der Kirche auf dem Gebiete der Mischehen sowie des Zentrums in der Politik waren doch ein Fingerzeig dafür, daß unter der ruhigen Oberfläche die antiketzerische Tendenz fortwirkte. –

---

*) „Sie werden sich in jeder Lage als unbedingt treu erweisen."

Um so intensiver beschäftigte mich der Gedanke an den festen Zusammenschluß der protestantischen Kirchen, zunächst Preußens, dann Deutschlands, schließlich Europas. Mein Verkehr mit dem Oberkirchenrat, den Generalsuperintendenten usw. war sehr lebhaft, um den Weg zu diesem Zusammenschluß zu finden. Die Eisenacher Konferenz habe ich mit Interesse begrüßt und verfolgt. Zur Kirchenweihe in Jerusalem habe ich alle Generalsuperintendenten versammelt und auch Deputationen aus Schweden, Norwegen usw. begrüßen können. Ebenso bei der Domweihe in Berlin, wo unter vielen anderen Deputationen auch die englische Kirche durch den als Schriftsteller wie Prediger gleich bedeutenden Bischof von Ripon, W. Boyd Carpenter, den Seelsorger der Königin Victoria von England, vertreten war. Bei jeder Gelegenheit suchte ich Ausgleich, Annäherung und Zusammenschluß herbeizuführen. Allein es kam zu keinem positiven Ergebnis. Trotzdem die Union in Preußen sich gut bewährt hatte, standen sich in anderen Teilen des Vaterlandes Lutheraner und Reformierte fremd gegenüber. Manche Landesherren wachten eifrig über ihr Recht ihren Kirchen gegenüber und waren darum einem engeren Zusammenschluß der Landeskirchen abhold. So hat trotz meinen Bemühungen die deutsche protestantische Kirche sich lange nicht zum Zusammenschluß und zu gemeinsamem Widerstand gegen die ihr feindlichen Kräfte zu entwickeln vermocht. Erst die Not, in die die Kirche durch den politischen Umsturz geraten ist, hat das zustande gebracht. Am Himmelfahrtstage 1922 ist zu meiner großen Freude die Gründung des „Deutschen Evangelischen Kirchenbundes" in der Schloßkirche zu Wittenberg feierlich vollzogen worden.

In der Zeit meiner ersten militärischen Dienstjahre in Potsdam hatte ich die Unzulänglichkeit der Predigten, die häufig nur trockene Dogmatik behandelten, hingegen die Person Christi allzu sehr zurücktreten ließen, stark empfunden. In Bonn lernte ich dann D. Dryander kennen, der auf mich für mein ganzes Leben einen tiefen

Eindruck gemacht hat. Die Predigt war bei ihm von der Dogmatik befreit, die Person Christi wurde in den Mittelpunkt gestellt und das „praktische Christentum" in den Vordergrund gerückt. Ich zog ihn später nach Berlin und bald an den Dom und mein Schloß. So hat Dryander mich, mir geistig nahestehend, mit geistlichem Zuspruch jahraus, jahrein treu begleitet bis über den 9. November hinaus. Die kirchlichen Angelegenheiten sind häufig zwischen uns beiden besprochen, die Aufgaben und die Zukunft der protestantischen Kirche eingehend behandelt worden. Die milde, doch kraftvolle, klare und von echt evangelischer Stärke getragene Auffassung Dryanders machte ihn zu einer Säule und Zierde seiner Kirche und zu einem treuen, mit seinem Kaiser innig verbundenen Mitarbeiter an ihr und ihrer Fortentwicklung. Seit dem 9. November ist auch Exzellenz Dryander Verfolgungen ausgesetzt gewesen; er hat ruhig standgehalten. Seines Königs Hoffen, Glauben und Vertrauen geht mit ihm und der evangelischen Kirche. Die Kirche muß das niedergebrochene Volk innerlich wieder aufrichten mit dem Glaubenssatz: Ein' feste Burg ist unser Gott!

Nicht unerwähnt lassen möchte ich den Einfluß der auf meine Veranlassung übersetzten Schrift des englischen Missionars Bernard Lucas „Conversations with Christ" sowie die Jesuspredigten von Pastor Schneller (Jerusalem) und die Andachtsammlungen „Der alte Gott lebt noch" und „Aus tiefer Not" des Oberkonsistorialrats Conrad. Diese Schriften haben der Kaiserin und mir durch ihre lebendige Art, den Hörer und Leser zu packen und zu fesseln, manche Anregung und Trost gegeben.

Daß ich die religiösen und kirchlichen Fragen mit voller Objektivität sine ira et studio behandeln konnte, verdanke ich meinem vortrefflichen Erzieher Professor Dr. Hinzpeter, einem westfälischen Calvinisten. Er hat seinen Zögling mit der Bibel aufwachsen und leben lassen unter Beiseitestellung aller dogmatisch-polemischen Fragen,

sodaß Polemik in der Religion mir fremd geblieben ist und ein Begriff wie das selbstherrliche „orthodox" mich abstößt. Meinen eigenen religiösen Standpunkt habe ich seinerzeit in dem schon damals der Öffentlichkeit bekannt gewordenen, am Schlusse dieses Kapitels teilweise abgedruckten Briefe an meinen Freund Hollmann dargelegt. —

Das Herz meiner katholischen Untertanen vermochte ich zu erfreuen, als ich 1898 das von mir vom Sultan erworbene Grundstück der „Dormition" aus Anlaß meines Aufenthaltes in Jerusalem den dortigen deutschen Katholiken zum Geschenk machte. Der würdige treue Pater Schmidt, der Vertreter des katholischen Vereins in Jerusalem, stattete mir an Ort und Stelle bei der Übernahmefeier in herzlichen Worten den Dank der deutschen Katholiken ab. Als ich die zukünftige Bebauung und Besetzung der Niederlassung mit ihm besprach, riet der erfahrene alte Jerusalemkenner, keinen der dortigen Mönchsorden zu wählen, da sie alle mehr oder minder in die Intrigen und Kämpfe um die „loci sacri" verwickelt seien. Nach meiner Heimkehr erschien eine Abordnung der deutschen Malteserritter unter Graf Praschma, um auch ihrerseits Dank darzubringen. Der von einem sehr begabten Cölner Baumeister entworfene Plan der Kirche, dem Stil des Landes geschickt angepaßt, wurde mir zur Ansicht vorgelegt. Nach ihrer Vollendung bestimmte ich, daß die Beuroner Benediktiner die Dormition übernehmen sollten; 1906 bezogen sie das neben der neuen Marienkirche erbaute Kloster.

Zu den Benediktinern der Beuroner Kongregation, deren Erzabt Wolter ich in Sigmaringen kennen gelernt hatte, pflegte ich durch viele Jahre nähere Beziehungen. Der Orden hat im Mittelalter stets in gutem Verhältnis zu den deutschen Kaisern gestanden, von denen fast keiner unterlassen hat, bei den Romreisen auch das herrlich gelegene Monte Cassino zu besuchen. Als die Benediktiner um eine Niederlassung am Rhein baten, sorgte ich dafür, daß dem Orden

die prächtige – damals unbenutzte – romanische Abtei Maria Laach übergeben wurde. Der Orden, der feine Künstler – darunter den Pater Desiderius – unter seinen Mitgliedern besitzt, hat die Abtei aus Vernachlässigung und Verfall durch herrliche Innendekoration zu neuer Blüte emporgebracht. Oft habe ich Maria Laach besucht und mich an dem Fortschreiten der Ausgestaltung erfreut, wie auch an dem Verkehr mit den klugen Äbten und dem herzlich schlichten Empfang seitens der treuen Brüder.

In dem Erzabt Msgr. Krug lernte ich bei meinem Besuch des Klosters Monte Cassino einen Mann von ungewöhnlichen geistigen Gaben und umfassender Bildung kennen, der viel in der Welt herumgekommen war; er konnte sich ebenso fließend auf Italienisch, Englisch, Französisch ausdrücken wie in seiner deutschen Muttersprache. In seiner Ansprache an König Victor Emanuel von Italien und mich erwähnte er, daß fast alle deutschen Kaiser und vor ihnen die Langobardenkönige Monte Cassino besucht haben. Er übergab mir eine prachtvolle Sammlung von Kopien von Urkunden Kaiser Friedrichs II. aus der Bibliothek des Ordens; ich habe diese Gabe mit dem Geschenk der Werke Friedrichs des Großen erwidert. In der Umgebung der Klöster des Ordens floriert der Feldbau, der mit allen Neuerungen auf diesem Gebiet dem langsamen Landvolk von den Laienbrüdern beigebracht wird. In den Land- und Stadtgemeinden werden Kirchengesang und Orgelspiel, in denen die Ordensbrüder es zu einer hohen Kunst gebracht haben, liebevoll gepflegt. Auch die Goldschmiedekunst floriert im Orden, ebenso wie die Kunststickerei bei den Benediktinerinnen. Das nach den Forschungen von Msgr. Wilpert gezeichnete Labarum (die Standarte) Kaiser Konstantins des Großen ließ ich in natürlicher Größe anfertigen. Ein Exemplar schenkte ich dem Papste, ein anderes meiner Schloßkapelle in Berlin. Letzteres ist in den Revolutionstagen durch den Pöbel aus der Kapelle gestohlen worden! Die Metallarbeiten waren sämtlich von Brüdern,

die Stickereien von Schwestern des Ordens vorzüglich gearbeitet. Im Jahre 1917 habe ich die Schwestern in ihrem Kloster St. Hildegardis oberhalb Rüdesheim besucht.

Mein Brief an Admiral Hollmann war veranlaßt durch die Erregung, die ein von Prof. Delitzsch in der Deutschen Orient-Gesellschaft — deren Vorstandsmitglied Admiral Hollmann war — gehaltener Vortrag über „Babel und Bibel" hervorgerufen hatte. Der erste Teil des Briefes, der sich des näheren mit Prof. Delitzsch's Ausführungen beschäftigt, ist bei dem folgenden Abdruck weggelassen worden.

15. Februar 1903.

Mein lieber Hollmann!

. . . .

. . . .

Ich möchte nun noch einmal auf meinen persönlichen Standpunkt bezüglich der Offenbarungslehre oder -anschauung zurückkommen, wie ich ihn Ihnen, mein lieber Hollmann, und anderen Herren auch des öfteren schon auseinandergesetzt habe. Ich unterscheide zwei verschiedene Arten der Offenbarung: eine fortlaufende, gewissermaßen historische, und eine rein religiöse, auf die spätere Erscheinung des Messias vorbereitende Offenbarung.

Zur ersten ist zu sagen: Es ist für mich keinem, auch nicht dem leisesten Zweifel unterworfen, daß Gott sich immerdar in Seinem von Ihm geschaffenen Menschengeschlecht andauernd offenbart. Er hat dem Menschen „Seinen Odem eingeblasen", d. h. ein Stück von sich selbst, eine Seele gegeben. Mit Vaterliebe und -interesse verfolgt Er die Entwicklung des Menschengeschlechts; um es weiter zu führen und zu fördern, „offenbart" Er sich bald in diesem oder jenem großen Weisen oder Priester oder König, sei

es bei den Heiden, Juden oder Christen. Hammurabi war einer, Moses, Abraham, Homer, Karl der Große, Luther, Shakespeare, Goethe, Kant, Kaiser Wilhelm der Große. Die hat Er ausgesucht und Seiner Gnade gewürdigt, für ihre Völker auf dem geistigen wie physischen Gebiet nach Seinem Willen Herrliches, Unvergängliches zu leisten. Wie oft hat mein Großvater dieses nicht ausdrücklich betont, er sei ein Instrument nur in des Herrn Hand. Die Werke der großen Geister sind von Gott den Völkern geschenkt, damit sie an ihnen sich fortbilden, weiterfühlen können durch das Verworrene des noch Unerforschten hienieden. Gewiß hat Gott der Stellung und Kulturstufe der Völker entsprechend den Verschiedenen sich verschieden „geoffenbart", und tut das auch noch heute. Denn so wie wir am meisten durch die Größe und Gewalt der herrlichen Natur der Schöpfung überwältigt werden, wenn wir sie betrachten, und über die in ihr offenbarte Größe Gottes bei ihrer Betrachtung staunen, ebenso sicherlich können wir bei jedem wahrhaft Großen und Herrlichen, was ein Mensch oder ein Volk tut, die Herrlichkeit der Offenbarung Gottes darinnen mit Dank bewundernd erkennen. Er wirkt unmittelbar auf und unter uns ein!

Die zweite Art der Offenbarung, die mehr religiöse, ist die, welche zur Erscheinung des Herrn führt. Von Abraham an wird sie eingeleitet, langsam aber vorausschauend, allweise und allwissend, denn die Menschheit war sonst verloren. Und nun beginnt das staunenswerteste Wirken, Gottes Offenbarung. Der Stamm Abrahams und das sich daraus entwickelnde Volk betrachten als Heiligstes mit eiserner Konsequenz den Glauben an einen Gott. Sie müssen ihn hegen und pflegen. In der ägyptischen Gefangenschaft zersplittert, werden die zerteilten Stücke von Moses zum zweiten Male zusammengeschweißt, immer noch bestrebt, ihren „Monotheismus" festzuhalten. Es ist das direkte

Eingreifen Gottes, das dieses Volk wiederstehеren läßt. Und so geht es weiter durch die Jahrhunderte, bis der Messias, der durch die Propheten und Psalmisten verkündet und angezeigt wird, endlich erscheint. Die größte Offenbarung Gottes in der Welt! Denn Er erschien im Sohne selbst; Christus ist Gott; Gott in menschlicher Gestalt. Er erlöste uns, Er feuert uns an, es lockt uns Ihm zu folgen, wir fühlen Sein Feuer in uns brennen, Sein Mitleid uns stärken, Seine Unzufriedenheit uns vernichten, aber auch Seine Fürsprache uns retten. Siegesgewiß, allein auf Sein Wort bauend, gehen wir durch Arbeit, Hohn, Jammer, Elend und Tod, denn wir haben in Ihm Gottes offenbartes Wort und Er lügt niemals.

Das ist meine Ansicht über diese Frage. Das Wort ist insbesondere für uns Evangelische Alles durch Luther geworden, und als guter Theologe mußte doch Delitzsch nicht vergessen, daß unser großer Luther uns singen und glauben gelehrt: „Das Wort sie sollen lassen stahn!" Es versteht sich für mich von selbst, daß das Alte Testament eine große Anzahl von Abschnitten enthält, welche rein menschlich historischer Natur sind und nicht „Gottes geoffenbartes Wort". Es sind rein historische Schilderungen von Vorgängen aller Art, welche sich in dem Leben des Volkes Israel auf politischem, religiösem, sittlichem und geistigem Gebiet des Volkes vollziehen. Wie z. B. der Akt der Gesetzgebung am Sinai nur symbolisch als von Gott inspiriert angesehen werden kann, als Moses zu einer Auffrischung vielleicht altbekannter Gesetzesparagraphen (möglicherweise dem Kodex Hammurabi's entstammend) greifen mußte, um das in seiner Zusammensetzung lockere und wenig widerstandsfähige Gefüge seines Volkes zusammenzufassen und zu binden. Hier kann der Historiker aus Sinn oder Wortlaut vielleicht einen Zusammenhang mit den Gesetzen Hammurabi's, des Freundes Abrahams, konstruieren, der logisch vielleicht richtig

wäre; das würde aber niemals der Tatsache Eintrag tun, daß Gott Moses dazu angeregt und insofern sich dem Volke Israel geoffenbart hat.

Daher ist meine Auffassung, daß unser guter Professor hinfürder lieber die Religion als solche bei seinen Vorträgen in unserer Gesellschaft anzuführen und zu behandeln vermeidet, dagegen, was die Religion, Sitten etc. der Babylonier etc. in Beziehung zum Alten Testament bringt, ruhig schildern möge. –

Für mich ergibt sich daraus die nachstehende Schlußfolgerung:

a) Ich glaube an Einen, Einigen Gott.

b) Wir Menschen brauchen, um ihn zu lehren, eine Form, zumal für unsere Kinder.

c) Diese Form ist bisher das Alte Testament in seiner jetzigen Überlieferung gewesen. Diese Form wird unter der Forschung und den Inschriften und Grabungen sich entschieden wesentlich ändern; das schadet nichts, auch daß dadurch viel vom Nimbus des auserwählten Volks verloren geht, schadet nichts. Der Kern und Inhalt bleibt immer derselbe, Gott und Sein Wirken!

Nie war Religion ein Ergebnis der Wissenschaft, sondern ein Ausfluß des Herzens und Seins des Menschen aus seinem Verkehr mit Gott.

Mit herzlichstem Dank und vielen Grüßen

stets Ihr treuer Freund
gez.: Wilhelm I. R.

Heer und Flotte



Meine engen Beziehungen zur Armee sind bekannt. Ich folgte auf diesem Gebiet der Überlieferung meines Hauses. Preußens Könige sind nicht kosmopolitischen Phantasien nachgejagt, sondern sie haben erkannt, daß der Wohlstand eines Landes nur gedeihen kann, wenn eine reale Macht Gewerbefleiß und Handel schützt. Wenn ich in manchen Kundgebungen die Mahnung aussprach, „das Pulver trocken", „das Schwert scharf" zu halten, so war das gleicherweise an die Adresse von Feind und Freund gerichtet. Der Feind sollte es sich dreimal überlegen, bevor er mit uns anzubinden wagte. Im deutschen Volke wollte ich männlichen Geist pflegen. Die Stunde, in der wir die Früchte unseres Fleißes gegen feindliche Eroberungslust zu verteidigen haben würden, sollte ein starkes Geschlecht finden.

Daneben habe ich die erzieherische Aufgabe des Heeres hoch gewertet. Die allgemeine Wehrpflicht wirkt in einem Maße, wie nichts anderes, sozial. Sie bringt Reiche und Arme, Söhne von Land und Stadt zusammen. Sie ließ die jungen Leute, deren Lebenswege sonst weit auseinander gehen, sich gegenseitig kennen und verstehen lernen. Das Gefühl, einem Gedanken zu dienen, einte sie. Und was haben wir aus unserer männlichen Jugend gemacht! Aus blassen Stadtjungens wurden stramme, gesunde, sportgestählte Männer; durch schwere Arbeit steif gewordene Glieder wurden gewandt und elastisch.

Ich bin — um das bekannte Wort des Königs Friedrich Wilhelm III. zu gebrauchen — vom Brigadekommandeur gleich König geworden. Bis dahin habe ich die Stufenleiter der Offizierlaufbahn durchgemacht. Gern denke ich heute noch daran zurück, mit welchem Stolze ich am 2. Mai 1869 bei der Frühjahrsparade vor meinem Großvater zum ersten Male in Reih und Glied stand. Die Beziehungen zum einzelnen Manne sind mir immer wertvoll gewesen. Deshalb schätzte ich die Dienststellungen, in denen ich diese Beziehungen pflegen konnte, besonders hoch. Meine Tätigkeit als Kompagnie-, Eskadron- und Batterie-Chef sowie als Regimentskommandeur ist mir unvergeßlich.

Bei meinen Soldaten habe ich mich heimisch gefühlt. Mein uneingeschränktes Vertrauen gehörte ihnen. Die schmerzlichen Erfahrungen des Herbstes 1918 haben dieses Vertrauen nicht geschmälert. Ich vergesse nicht, daß ein Teil des deutschen Volkes nach den 4 Jahren unerhörter Leistungen und Entbehrungen zu krank geworden war, um den Verführungen der äußeren und inneren Feinde widerstehen zu können. Die Besten deckte zudem der grüne Rasen. Der Rest war durch die unerhörten, nie für möglich gehaltenen Vorgänge der Revolution so konsterniert, daß er sich zur Tat nicht aufraffen konnte.

Die allgemeine Wehrpflicht war die beste Schule für die körperliche und sittliche Ertüchtigung unseres Volkes. Sie schuf uns freie, ihres Wertes bewußte Männer. Aus diesen Männern ergänzte sich ein vortreffliches Unteroffizierkorps, und dieses wieder lieferte uns eine Beamtenschaft, wie sie in ihrer Tüchtigkeit, Unbestechlichkeit und Pflichttreue kein anderes Volk der Erde aufzuweisen hatte. Auch gerade aus diesen Kreisen bekomme ich jetzt Zeichen der Treue, die mir immer wieder wohltun. Meine alte 2. Kompagnie des Ersten Garderegiments zu Fuß hat in guten und bösen Tagen an dem Ergehen ihres alten Hauptmanns teilgenommen. Zuletzt sah ich sie

geschlossen – noch 125 Mann – unter dem braven Feldwebel Hartmann bei meinem 25jährigen Regierungsjubiläum 1913.

Das Offizierkorps nahm, entsprechend seiner hohen Aufgabe als Erzieher und Führer des Volkes in Waffen, eine besondere Stellung im Staate ein. Die Selbstergänzung, die mit der Einrichtung der Offizierswahl in die Hände der einzelnen Offizierkorps gelegt war, verbürgte die notwendige Homogenität. Schädliche Auswüchse von Kastengeist waren vereinzelt. Wo sie sich fühlbar machten, wurden sie sogleich abgestellt. Ich habe viel und gern in den Offizierkorps verkehrt und mich in ihnen als Kamerad gefühlt. – Gewiß war der materialistische Zug unserer Zeit auch am Offizierkorps nicht spurlos vorübergegangen. Aber im ganzen muß man sagen, daß in keinem anderen Stande Selbstzucht, Pflichttreue und Einfachheit so gepflegt wurden wie in den Offizierkorps.

Eine Prüfung, wie sie in keinem anderen Beruf erfolgt, ließ nur die Tüchtigsten und Besten in maßgebende Stellungen gelangen. Die kommandierenden Generale waren Männer von hohem Wissen und Können und – was mehr sagen will – Charaktere. Es ist schwer, aus ihrer Zahl einzelne herauszugreifen.

Hat meinem Herzen der Frontsoldat auch immer besonders nahe gestanden, so muß ich doch die Schule hervorheben, die der Generalstab für das Offizierkorps bedeutete. Ich erwähnte bereits, daß der Generalfeldmarschall Graf Moltke es verstanden hatte, sich durch sorgfältige Schulung Männer heranzubilden, die nicht nur technisch auf der Höhe standen, sondern auch zu verantwortungsfreudiger, selbständiger, weitblickender Tätigkeit befähigt waren. „Mehr sein als scheinen!" steht im Vorwort des „Taschenbuches für den Generalstabsoffizier". Zu dieser Ausbildung hat der Feldmarschall Graf Moltke den Grund gelegt. Seine Nachfolger, Graf Waldersee, der geniale große Graf Schlieffen und der General v. Moltke haben auf dieser Grundlage weiter gebaut. Das Ergebnis war der Generalstab, der

im Kriege unerreichte Leistungen vollbracht hat, auf die die Welt mit Bewunderung blickt.

Früh erkannte ich, daß die denkbar größte Ausgestaltung unserer hochentwickelten Technik ein unentbehrliches Hilfsmittel war und kostbares Blut sparen würde. Wo immer ich konnte, habe ich an der Vervollkommnung unserer Bewaffnung gearbeitet und die Maschine in den Dienst der Truppe gestellt.

Von Neuschöpfungen steht in vorderster Linie die schwere Artillerie des Feldheeres, bei deren Schaffung ich seinerzeit große Widerstände — und merkwürdigerweise besonders in den Reihen der Artillerie — zu überwinden hatte. Es ist mir eine große Genugtuung, sie durchgesetzt zu haben. Sie hat für die Führung der Operationen im großen Stil die Grundlage geschaffen. Es währte lange, bis unsere Gegner den Vorsprung, den wir auf diesem Gebiet hatten, einholen konnten.

Zu nennen ist weiter das Maschinengewehr, das sich aus bescheidenen Anfängen zum Rückgrat der infanteristischen Kampfkraft entwickelt hat. Der Ersatz des Einzelgewehrs durch die Maschine vervielfachte die Feuerkraft unter gleichzeitiger Verminderung der Verluste.

Nicht unerwähnt lassen will ich auch die Einführung der fahrbaren Feldküche, die ich zuerst gelegentlich eines Manövers in der russischen Armee gesehen hatte. Sie war für die Erhaltung der Schlagfähigkeit des Heeres von größter Bedeutung, da die Möglichkeit ausreichender Ernährung unsere Mannschaft frisch und gesund erhielt.

Alles Menschenwerk bleibt Stückwerk. Aber man kann ohne Übertreibung sagen, daß die deutsche Armee, die 1914 ins Feld zog, ein Instrument darstellte, das seinesgleichen nicht gehabt hat.

Fand ich bei meinem Regierungsantritt die Armee in einer Verfassung, bei der auf der vorhandenen Grundlage nur weitergebaut

zu werden brauchte, so war damals noch die Marine in der ersten Entwicklung begriffen.

Nachdem alle erdenklichen Versuche des Staatssekretärs Admiral Hollmann, den widerspenstigen Reichstag zu einer langsam sich entwickelnden, systematischen Verstärkung der deutschen Seemacht zu bewegen, gescheitert waren, vornehmlich an den billigen Schlagworten des Abgeordneten Richter und an der Verständnislosigkeit der durch sie betörten Linksliberalen, bat er mich um seine Entlassung. Ich gewährte sie ihm mit Bewegung, da mir der schlichte, treue Mann, der Sohn einer echten, guten Berliner Bürgerfamilie, mit seinem aufrichtigen Charakter, seinem Pflichtbewußtsein und seiner Anhänglichkeit wert geworden war. Mein auf dieser Wertschätzung beruhendes Verhältnis zu ihm hat bis zu des Admirals plötzlichem Tode noch viele Jahre hindurch weiter bestanden und mich oft veranlaßt, den treuen Mann mit dem prächtigen Berliner Witz sowohl in seinem Hause aufzusuchen und dort mit den Herren des Vorstands der Deutschen Orient-Gesellschaft zu verkehren, wie auch ihn im kleinen Kreise bei mir zu sehen oder als geschätzten Reisebegleiter mitzunehmen. Er ist einer der treuesten meiner Getreuen gewesen, sich stets gleichbleibend in seiner Selbstlosigkeit, niemals etwas für sich verlangend. Glücklich die Stadt, die solche Bürger hervorbringen kann! Ich bewahre diesem bewährten Vertrauten ein dankbares Andenken.

Admiral Tirpitz wurde Hollmanns Nachfolger. Er war bei seinen ersten Vorträgen, die den Grund zum ersten Flottengesetz legten, mit mir vollkommen darüber im reinen, daß der Flottenbau auf die bisherige Art und Weise im Reichstage nicht zur Annahme zu bringen sei. Wie schon hervorgehoben, war die Opposition unüberzeugbar. Der Ton, in dem die von Richter geführten Debatten sich abspielten, war des Ernstes des Gegenstandes unwürdig. Es sei daran erinnert, daß die durch die Polen unter Herrn v. Koscielski durchgebrachte Korvette im Hause spottweise „Koscielska" getauft

wurde. Man entblödete sich nicht, mit Spott zu operieren, während es sich um die Zukunft des Vaterlandes handelte. Das mußte anders werden. Der Vertreter der Marine mußte sowohl am Regierungstisch wie im Hause eine geschlossene Phalanx hinter sich haben, die sich aus Überzeugung energisch für ihn und die Sache einsetzte. Deshalb war es nötig, daß die in rebus navalibus noch ziemlich unkundigen Reichsboten erst einmal mit den Einzelheiten der großen Aufgabe vertraut gemacht wurden. Ferner galt es, eine allgemeine Bewegung im Volke auszulösen, das noch gleichgültige „große Publikum" für die Marine zu interessieren und zu erwärmen, damit aus dem Volke selbst heraus ein Druck auf die Abgeordneten erfolgte. Dazu war eine energische Propaganda durch eine gut organisierte und geleitete Presse sowie durch bedeutende Männer der Wissenschaft von den Universitäten und Technischen Hochschulen erforderlich.

Die ganze Behandlung der Materie im Reichstage mußte von Grund aus geändert werden. Die Zänkereien über einzelne Schiffe und Docks mußten wegfallen. Beim Militäretat wurde ja auch nicht über den Bestand der Armee verhandelt, wenn nicht Neuformationen in Frage standen. Daher mußte auch der Bestand der Flotte, wie der der Armee, ein für allemal gesetzlich fixiert und dadurch ihre Daseinsberechtigung anerkannt und geschützt werden; ihre Einheiten mußten ein für allemal der Debatte entzogen sein. Ferner mußten sowohl das Offizier- wie das Unteroffizierkorps verstärkt und ausgebildet werden, um für den Dienst auf den neuen Schiffen bereit zu sein. Im Anfang meiner Regierung traten jährlich höchstens 60—80 Kadetten ein; in den letzten Jahren vor dem Kriege meldeten sich mehrere Hundert zum Eintritt. Zwölf kostbare Jahre waren durch das Versagen des Reichstags verloren. Sie waren nicht wieder einzubringen, da eine Flotte noch viel weniger als eine Armee im Handumdrehen geschaffen werden kann.

Das Ziel, dessen Erreichung erstrebt werden sollte, war in dem Passus des Gesetzes enthalten, der den „Risikogedanken" zum Ausdruck brachte. Auch die stärkste gegnerische Flotte sollte es sich ernstlich überlegen, ehe sie sich mit der deutschen einließ, aus Rücksicht auf die durch den Kampf zu befürchtenden schweren Verluste, die den Gegner in die Gefahr brachten, für andere Aufgaben zu schwach zu werden. Beim Skagerrak hat der „Risikogedanke" sich glänzend bewährt. Der Feind hat trotz seiner ungeheuren Überlegenheit keine zweite Schlacht mehr gewagt. Trafalgar war schon verblaßt, seine Lorbeeren durften nicht ganz zerzaust werden.

Als Grundlage für das Flottengesetz wurde die Zahl der vorhandenen Einheiten (Schiffe) – es handelte sich vornehmlich um Linienschiffe – genommen, obwohl diese mit Ausnahme der vier Schiffe der Brandenburg-Klasse nicht viel mehr als altes Eisen wert waren.

Das Flottengesetz ist von vielen Laien als eine Flottenvermehrung – den Zahlen nach – angesehen worden. In Wirklichkeit war das ein Trugschluß. Denn die sogenannte bestehende Flotte war überhaupt gar keine Flotte mehr, sie starb – wie Hollmann bei seinem Abgange sagte – langsam an Altersschwäche dahin; sie wies fast die ältesten Schiffe auf, die sich in ganz Europa noch im aktiven Dienste befanden.

Als nun das Flottengesetz allmählich wirksam wurde, eine rege Bautätigkeit einsetzte und Stapelläufe registriert wurden, da freuten sich die Leute, die von der „rage du nombre" beherrscht waren, über die wachsende Zahl der Schiffe. Als ihnen aber dann klar gemacht werden mußte, daß, wenn die neuen Schiffe erst fertig seien, die alten sofort ausfallen müßten, so daß de facto die Zahl der Schiffe mit Kampfwert sich zunächst nicht vermehrte, waren sie enttäuscht. Wären in den verlorenen 12 Jahren rechtzeitig die notwendigen Schiffbauten ausgeführt worden, so hätte das Flotten-

gesetz eine ganz andere, brauchbare Basis vorgefunden. Wie die Dinge jetzt lagen, handelte es sich tatsächlich um einen völligen Neubau der ganzen deutschen Flotte überhaupt; die hohe Zahl der Schiffe, bei der die notwendig auszurangierenden mitgezählt wurden, war bloß Schein. Darum errechneten sich die Engländer, die nur zählten — weil das für die Propaganda gegen Deutschland paßte —, nicht aber Alter oder Typ der Schiffe berücksichtigten, eine viel zu hohe Schiffszahl und nährten durch solche irreführende Angaben künstlich die sogenannte Sorge vor dem Wachsen der deutschen Flotte.

Admiral Tirpitz ging nun nach dem von mir genehmigten Programm ans Werk. Mit eiserner Energie und rücksichtslosem Einsatz seiner Kräfte und Gesundheit wußte er bald Fluß und Schwung in die Flottenfrage zu bringen. Auf meinen Befehl begab er sich auch mit dem Entwurf zum Flottengesetz nach Friedrichsruh zum Fürsten Bismarck, um diesen von der Notwendigkeit einer deutschen Seemacht zu überzeugen.

Die Presse wirkte zur Vorbereitung der Einbringung des Flottengesetzes eifrig mit, und Nationalökonomen, Handelspolitiker usw. stellten ihre Federn in den Dienst der großen vaterländischen Sache, deren Notwendigkeit nun doch allmählich in weiten Kreisen erkannt wurde.

Inzwischen halfen auch die Engländer — wenn auch gänzlich unbeabsichtigt — mit, die Chancen für die Annahme des Flottengesetzes zu vergrößern. Der Burenkrieg war ausgebrochen und hatte im deutschen Volke große Sympathien für den kleinen Staat und Entrüstung über seine Vergewaltigung ausgelöst. Da kam die Nachricht von der gänzlich unberechtigten Aufbringung zweier deutscher Dampfer an der ostafrikanischen Küste durch englische Kriegsschiffe. Die Empörung war allgemein. Die Nachricht vom Aufbringen des zweiten Dampfers erhielt der Staatssekretär Graf Bülow gerade als Tirpitz und ich zufällig bei ihm waren. Sobald Bülow die

Depesche vorgelesen hatte, zitierte ich das alte englische Sprichwort: »It's an ill wind that blows nobody good«*), und Tirpitz rief aus: „Jetzt haben wir den Wind, den wir brauchen, um unser Schiff in den Hafen zu bringen; das Flottengesetz geht durch. Euere Majestät müßten dem englischen Kommandanten noch einen Orden verleihen, zum Dank für die Durchbringung des Flottengesetzes." Der Reichskanzler bestellte Sekt, und so tranken wir drei mit Dank an die englische Marine, die sich so hilfreich erwiesen, in hellem Vergnügen auf das Gesetz, seine Annahme und die zukünftige deutsche Flotte.

Viele Jahre später speiste ich auf der Rückreise von Lowther Castle, wo ich beim Lord Lonsdale zur Jagd gewesen war, auf Einladung von Lord Rosebery — dem großen liberalen Politiker und früheren auswärtigen Minister, auch bekannten Napoleonforscher —, in dessen schönem, nicht weit von der gewaltigen Forthbrücke am Meer gelegenen Landhaus Dalmeny Castle. Unter den Gästen befand sich u. a. der aus dem Burenkrieg bekannte General Sir Jan Hamilton (ein Schotte), den ich im Kaisermanöver als Gast kennen gelernt hatte, der Lord Provost (Bürgermeister) von Edinburg und ein Kapitän der englischen Flotte, der Kommandant der dortigen Naval Station war.

Letzterer saß neben Admiral Freiherrn v. Senden mir schräg gegenüber und fiel mir durch sein merkwürdig verlegenes Wesen auf, das er während seiner halblaut mit dem Admiral geführten Konversation an den Tag legte. Nach Tisch stellte Freiherr v. Senden mir den Kapitän vor, wobei dieser vor Verlegenheit sich noch linkischer benahm und durch den unruhigen Ausdruck seiner Augen in seinem blassen Gesicht meine Aufmerksamkeit erweckte. Nachdem die Unterhaltung über verschiedene maritime Dinge beendet war, fragte

*) „Kein Wind ist so schlecht, daß er nicht irgend jemand etwas Gutes brächte."

ich den Freiherrn v. Senden, was eigentlich mit dem Manne los sei. Der Admiral lachte und sagte, er habe bei Tisch aus seinem Nachbarn herausgebracht, daß er der Kommandant gewesen sei, der die beiden deutschen Dampfer im Burenkrieg gekapert habe; nun habe er Angst, daß ich das erfahren könne. Senden habe ihm aber gesagt: da irre er sich total; wenn Seine Majestät erfahren würde, wer er sei, dann könne er sicher darauf rechnen, daß er sehr gut behandelt und noch Dank ernten werde. „Dank? Wofür?" lautete des Briten Frage. „Dafür, daß Sie dem Kaiser das Zustandekommen des Flottengesetzes so sehr erleichtert haben!" —

Eine Hauptsache für die Durchführung des Flottengesetzes — wie auch bei allen späteren Novellen und für die ganze Bauentwicklung überhaupt — war die Frage, ob die deutsche Schiffbauindustrie in der Lage sein werde, mit dem Programm Schritt zu halten und es überhaupt durchzuführen. Auch hier setzte Admiral v. Tirpitz mit rastloser Energie ein. Die deutschen Werften gingen, von ihm ermuntert und angefeuert, mit deutschem Wagemut getrost an die große Aufgabe heran. Sie haben diese geradezu glänzend gelöst und dabei ihre ausländischen Konkurrenten weit überholt. Das vorzügliche technische Können der deutschen Ingenieure sowie die bessere Bildung des deutschen Arbeiterstandes kamen hierbei zur vollen Geltung.

Beratungen, Konferenzen, Vorträge bei mir, Dienstreisen nach allen Werften waren für Tirpitz, den unermüdlichen, das tägliche Brot. Aber die gewaltige Mühe und Arbeit wurde reich belohnt. Das Volk wachte auf, fing an, über den Wert der Kolonien (eigene Rohstoffversorgung ohne Vermittlung des Auslandes!) und Handelsbeziehungen nachzudenken und sich für Handel, Schiffahrt und Reederei usw. zu erwärmen. Die spottlüsterne Opposition unterließ schließlich ihre Witze. Tirpitz führte schlagfertig eine scharfe Klinge im Gefechte, spaßte nicht und ließ nicht mit sich spaßen, so daß den

Gegnern das Lachen verging. Besonders dem Abgeordneten Richter erging es übel, als Tirpitz ihn mit einem patriotischen Wort aus den 40er Jahren vom alten Harkort — dessen Wahlkreis Richter vertrat — über die Notwendigkeit einer deutschen Flotte glänzend abführte und auf den Sand setzte. Da lachte die andere Seite des Hauses.

So kam der große Tag. Das Gesetz ward nach Kampf und Reden mit großer Majorität angenommen. Der Bestand der deutschen Flotte war gesichert, der Flottenbau war unter Dach.

Durch Bau und erhöhte Indiensthaltung kam nun bald ein Geschwader zustande. Um dasselbe zu manövrieren, zu führen und auszubilden bedurfte es eines neuen Reglements und Signalbuches; bei meinem Regierungsantritt war es nur für eine Division — vier Schiffe — ausgearbeitet, weil damals mehr Einheiten in der deutschen Flotte nicht zusammenfuhren, d. h. in Dienst gehalten wurden. Und selbst diese stellten im Herbst außer Dienst, so daß die deutsche Flotte im Winter (abgesehen von den Auslandskreuzern) eigentlich überhaupt nicht existierte. Alle Mühe, die im Sommerhalbjahr auf die Ausbildung der Mannschaften, Offiziere, Unteroffiziere, des Maschinen- und Heizerpersonals wie auf Takelage und Haltung der Schiffe verwendet wurde, ging mit der Außerdienststellung im Herbst wieder verloren. Im Frühjahr bei der Indienststellung mußte wieder ganz von vorn angefangen werden. Die Folge davon war, daß eine Kontinuität in der Ausbildung, ein engerer Zusammenhang der Besatzung untereinander sowie zum Schiff — mit einem Wort der „Schiffsgeist" — überhaupt nicht aufrecht zu erhalten war. Nur bei den Auslandskreuzern, die auf Station waren, war das der Fall. So befahl ich nach Einbau der nötigen Heizungen u. dgl. die Indiensthaltung auch für den Winter, was eine wahre Wohltat für die Entwicklung der Flotte war.

Um die nötige Zahl an Einheiten zusammen zu bekommen, die für die Neubearbeitung des Reglements nötig waren, hatte Admiral

Tirpitz schon früher alle vorhandenen Schifftypen — inklusive Kanonenboote und Avisos — in Ermangelung von Linienschiffen zu „markierten" Divisionen zusammenziehen und mit ihnen evolutionieren lassen, so daß, als der Nachschub von Linienschiffen in Erscheinung trat, der Grund zum Reglement bereits gelegt war. Dieses wurde nun mit größtem Eifer durch Mitwirkung aller beteiligten Instanzen ständig weiter ausgebaut und hielt mit dem Wachstum der Flotte Schritt.

An der Ausgestaltung der wichtigen Torpedowaffe wurde mit Eifer gearbeitet. Es erfüllte uns seinerzeit mit freudigem Stolz, daß eine deutsche Torpedoboots-Division der erste geschlossene Torpedoboots-Verband war, der die Nordsee durchquerte: Sie fuhr unter dem Kommando meines Bruders, des Prinzen Heinrich, zu den Festlichkeiten anläßlich des 50jährigen Regierungsjubiläums der Königin Victoria (1887).

Auch der Ausbau Helgolands und seiner Befestigungen zu einem Stützpunkt für kleine Kreuzer und Torpedoboote, sowie später für U-Boote, wurde in die Hand genommen, nachdem die nötigen Schutzbauten zur Erhaltung der Insel von Staatswegen geleistet worden waren; wobei das Reich und Preußen sich gründlich zankten.

Durch das Wachstum der Flotte wurde die Verbreiterung des Kaiser Wilhelm-Kanals erforderlich. Nach energischen Kämpfen setzten wir für die neuen Schleusen die größtmöglichen Abmessungen durch, die der Entwicklung des „Dreadnoughts" auf lange Zeit Rechnung trugen. Hierbei hat die weise Voraussicht des Admirals sich glänzend bewährt. Das fand eine unerwartete Bestätigung durch einen Fremden. Der Oberst Goethals, Erbauer des Panamakanals, erbat durch die amerikanische Regierung die Erlaubnis, den Kaiser Wilhelm-Kanal und seine neuen Schleusen besichtigen zu dürfen. Sie wurde ihm bereitwilligst erteilt. Nach einem Essen bei mir mit Admiral v. Tirpitz fragte der Admiral den von unseren Bauten

sehr begeisterten amerikanischen Ingenieur nach den Abmessungen der Panamaschleusen. Es ergab sich, daß die Schleusen des Panamakanals bedeutend geringere Abmessungen hatten als die des Kaiser Wilhelm-Kanals. Auf meine erstaunte Frage, wie das möglich sei, erwiderte Goethals, das Naval-Department habe auf seine Anfrage die Maße für die Linienschiffe so angegeben. Admiral v. Tirpitz bemerkte darauf, daß diese Maße für die Zukunft bei weitem nicht ausreichend seien und die neueren „Dreadnoughts" und „Superdreadnoughts" die Schleusen nicht würden passieren können; mithin werde der Kanal bald für amerikanische und andere Großkampfschiffe unbenützbar sein. Der Oberst gab zu, daß dieser Fall bei den neuesten auf Stapel gesetzten Typen bereits eingetreten sei und gratulierte Seiner Exzellenz, daß er den Mut gehabt hatte, die großen Schleusen beim Kaiser Wilhelm-Kanal anzufordern und durchzusetzen, die er mit Bewunderung und Neid gesehen habe.

Ebenso wurden die sehr zurückgebliebenen und veralteten Kaiserlichen Werften (die alten „Klempnerwerkstätten", wie Tirpitz sie nannte) zu modernen Musterbetrieben um- und ausgebaut und auch ihre sozialen Einrichtungen für das Wohl der Arbeiter mustergültig entwickelt. Nur wer, wie ich, die Entstehung und Entwicklung aller dieser Faktoren, die zum Aufbau — eigentlich Neuschöpfung — der Flotte notwendig waren, von den ersten Anfängen an verfolgt und miterlebt hat, kann sich ein einigermaßen zutreffendes Bild von der enormen Arbeitsleistung des Admirals v. Tirpitz wie seiner gesamten Behörde machen.

Auch die Behörde Reichsmarineamt war eine Neuschöpfung. Seit der Aufhebung des alten „Oberkommandos" standen die beiden Hauptzweige der Marineleitung: Admiralstab und Reichsmarineamt, selbständig nebeneinander und (wie bei der Armee) unmittelbar unter dem Obersten Kriegsherrn, sodaß sich keine Zwischeninstanz mehr zwischen dem Kaiser und seiner Marine befand.

Als Admiral Fisher für die englische Flotte, überfallartig die Welt überraschend, mit der „Dreadnought" einen völlig neuen Typ erdacht hatte und damit für England endgültig eine unerreichbare Übermacht geschaffen zu haben glaubte, der die übrigen Mächte ähnliches entgegen zu setzen nie imstande sein würden, waren naturgemäß alle Marinegemüter in großer Bewegung. Allerdings war der Gedanke nicht von Fisher ausgeheckt, sondern stammte — mehr in Form einer Anregung an die Konstrukteure der Welt — von dem berühmten italienischen Ingenieur Cuniberti, der eine Entwurfsskizze im Illustrierten Flottenatlas von Fred Jane veröffentlicht hatte. Ich war bei der ersten Besprechung über die Einführung des „Dreadnought"-Typs (Großkampfschiff) seitens Englands sofort mit Admiral v. Tirpitz darin einig, daß durch ihn sämtliche „Prä-Dreadnoughts" entwertet und außer Kurs gesetzt wären, insbesondere die deutschen Schiffe, die der Abmessungen unserer alten Schleusen halber stets wesentlich kleiner hatten gehalten werden müssen, als die der anderen Flotten, besonders der englischen. Admiral v. Tirpitz machte darauf aufmerksam, daß jener Gesichtspunkt natürlich auch für die englische Flotte selbst gelte, sobald die anderen Staaten Fisher's Beispiel folgen würden. Damit habe England selbst das ungeheure Prä-Dreadnought-Material, auf dem seine gewaltige Überlegenheit beruhte, entwertet und müsse nun von vorn anfangen, eine ganze neue Flotte von Großkampfschiffen zu bauen, im Konkurrenzkampf gegen die ganze Welt, die dasselbe tun werde. Das werde enorm teuer werden. Und in Großkampfschiffen den berüchtigten „Zwei Mächte-Standard" aufrecht zu erhalten, werde England solche Ausgaben verursachen, daß es noch mehr wie bisher neidisch auf die Neubauten anderer, denen es mißgünstig gesinnt sei, sehen und sich agitatorisch gegen sie wenden werde. Das gelte besonders von uns. Das helfe aber nichts. Mit den jetzigen Typen unserer Flotte seien Großkampfschiffe nicht mehr zu be-

kämpfen; wir seien gezwungen, nolens volens auf diesem Gebiete zu folgen. Der Krieg hat Admiral v. Tirpitz durchaus Recht gegeben. Sämtliche Nichtgroßkampfschiffe mußten außer Dienst gestellt werden.

Als das erste deutsche Großkampfschiff in Dienst gestellt wurde, erhob sich großer Lärm im Britenland. Es wurde allmählich bekannt, daß Fisher und seine Konstrukteure fest darauf gerechnet hatten, Deutschland könne keine Großkampfschiffe bauen. Um so größer war nun die Enttäuschung. Jene Annahme ist unverständlich. Denn schon damals hatte der deutsche Schiffbau die großen Schnelldampfer – an Tonnengehalt unseren Linienschiffen weit überlegen – gebaut, die den englischen Linien eine schmerzlich fühlbare Konkurrenz machten. Unsere Großkampfschiffe haben sich beim Skagerrak den englischen Gegnern nicht nur gleichwertig, sondern überlegen gezeigt sowohl an Schwimmfähigkeit wie im Vertragen von Treffern.

Der U-Bootbau konnte vor dem Kriege leider nicht so gefördert werden, wie es meinem Wunsche entsprochen hätte. Einerseits sollte der Marineetat während der Ausführung des Flottengesetzes nicht allzu sehr belastet, vor allem aber sollten erst noch mehr Erfahrungen gesammelt werden. Tirpitz war der Ansicht, daß die Typen, mit denen andere Staaten ihre Versuche machten, zu klein, nur zur Küstenverteidigung geeignet seien. Deutschland müsse „seegehende", das freie Meer halten könnende Boote bauen. Dazu sei ein großer Typ nötig, der müsse aber erst systematisch entwickelt werden. Das nahm lange Zeit in Anspruch und verlangte viele eingehende Versuche mit Modellen. So kam es, daß 1914 zunächst nur eine geringe Zahl von seefertigen Booten vorhanden war. Immerhin hätte man auch mit den vorhandenen Kräften noch mehr auf England drücken können, wenn der Kanzler nicht so besorgt gewesen wäre, England dadurch zu reizen. Die Zahl und Leistungsfähigkeit der Boote ist

dann während des Krieges rasch gewachsen. Bei der Wertung der Zahlen muß man aber immer beachten, daß im Kriege zu rechnen ist: 1/3 in Aktion, 1/3 auf Hin- und Rückfahrt, 1/3 in Reparatur. Die Leistungen der U-Boote haben sich die Bewunderung der ganzen Welt und den heißen Dank des Vaterlandes erworben.

Unvergessen muß dem Admiral v. Tirpitz die großartig gelungene Schöpfung der Handelskolonie Tsingtau bleiben. Hier bewährte sich sein glänzendes Talent für Administration und Organisation auf allen Gebieten. Sie haben aus dem Ort, der vorher fast unbekannt und ganz bedeutungslos war, einen Handelsplatz geschaffen, der in wenigen Jahren einen Handelsumsatz von 50 bis 60 Millionen bewältigte.

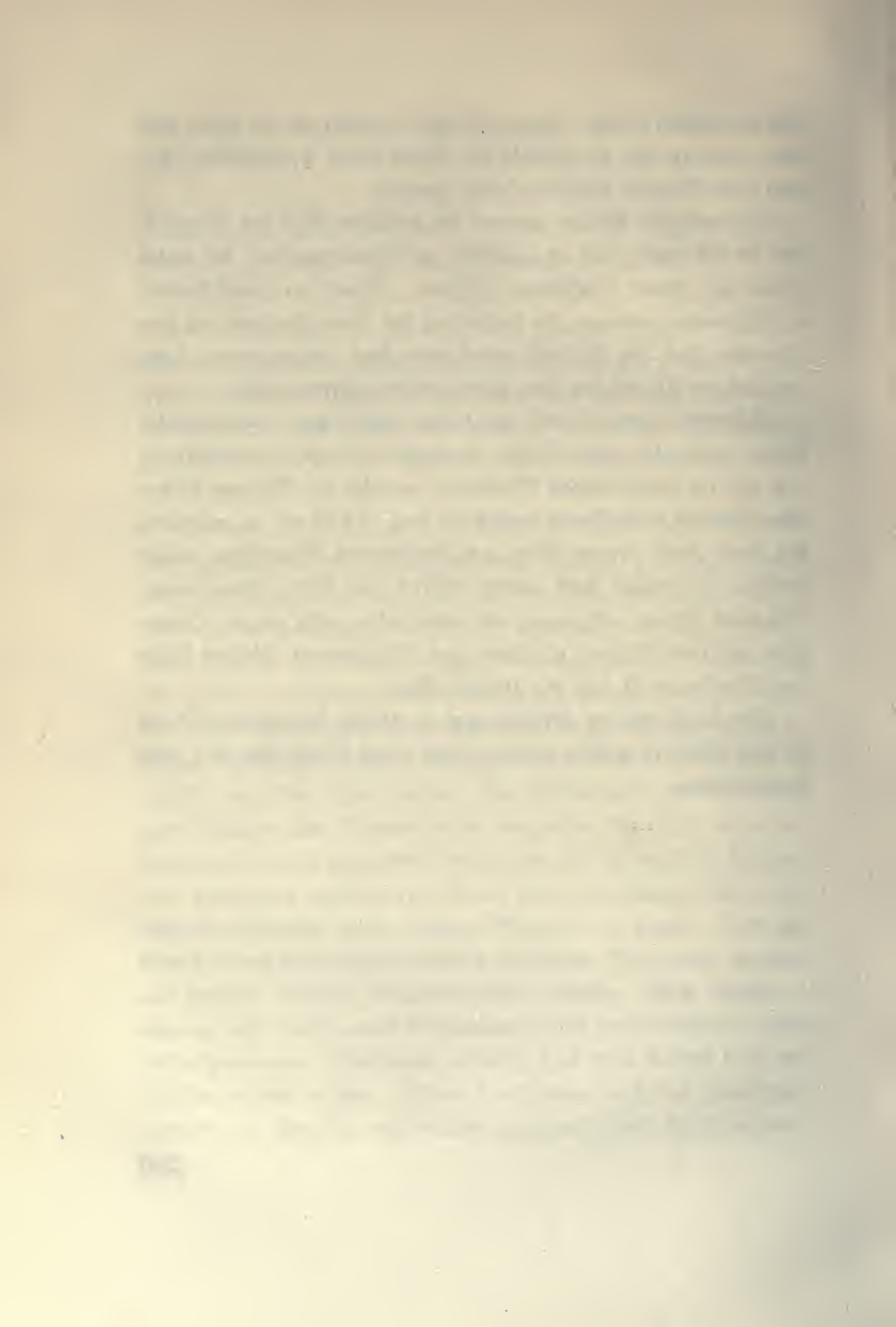
Der aus seiner amtlichen Stellung sich ergebende Verkehr mit Parlamentariern, der Presse und den Kreisen der Großindustrie und des Welthandels erhöhte mit der Zeit das Interesse des Admirals an politischen Vorgängen, insbesondere an den auswärtigen Fragen. Bei solchen mußte ja immer mit der Verwendung von Schiffen gerechnet werden. Der klare Weitblick des das Ausland von seinen Reisen kennenden Seemanns befähigte Tirpitz zu raschen Entschlüssen, die sein feuriges Temperament gern schnell in die Tat umgesetzt sehen wollte. Der Widerstand und das langsame Arbeiten der Beamtengeister vermochten ihn stark zu reizen. Eine gewisse, durch mancherlei Erfahrungen vielleicht bestärkte, Neigung zum Mißtrauen verführte ihn öfters dazu, berechtigten oder unberechtigten Verdacht gegen einzelne Menschen zu hegen. Das gab Tirpitz etwas stark Zurückhaltendes in seinem Wesen und „hemmte des Herzens freudige Bewegung" bei anderen. Auch konnte er, wenn er auf Grund neuer Überlegungen oder neuer Tatsachen seinen bisher vertretenen Standpunkt änderte, seine neue Ansicht recht entschlossen geltend machen. Daraus resultierte, daß das Zusammenarbeiten mit ihm sich nicht immer ganz amön und leicht gestaltete.

Die gewaltigen Erfolge seiner Leistungen, auf die er mit Recht stolz war, verliehen ihm ein Gefühl der Macht seiner Persönlichkeit, das auch seine Freunde zuweilen spüren mußten.

Während des Krieges gewann die politische Ader bei Tirpitz so sehr die Oberhand, daß es schließlich zu Differenzen kam, die letzten Endes zu seinem Ausscheiden führten. Denn der Reichskanzler v. Bethmann verlangte die Entlassung des Großadmirals mit dem Hinweise, daß die Reichsstaatssekretäre seine Untergebenen seien, und daß die Politik von ihm allein geführt werden müsse.

Schweren Herzens ließ ich diesen tatkräftigen, willensstarken Mann gehen, der meine Pläne in genialer Weise durchgeführt hat und mir ein unermüdlicher Mitarbeiter gewesen ist. Meines Kaiserlichen Dankes wird Tirpitz stets sicher sein. Es ist nur zu wünschen, daß diese Kraft dem in Not und Bedrängnis befindlichen armen deutschen Vaterland bald wieder helfend zur Seite stehen möge. Sie wird können und wagen, was viele andere nicht wagen. Jedenfalls gilt vom Admiral v. Tirpitz das Dichterwort: Höchstes Glück der Erdenkinder ist doch die Persönlichkeit!

Die Kritik, die der Großadmiral in seinem lesenswerten Buche an mir üben zu müssen glaubt, kann mein Urteil über ihn nicht beeinträchtigen.



Kriegsausbruch



Nach dem Eintreffen der Nachricht von der Ermordung meines Freundes, des Erzherzogs Franz Ferdinand, gab ich die Kieler Woche auf und reiste nach Hause, weil ich beabsichtigte, mich zu der Beisetzung nach Wien zu begeben. Von dort wurde ich aber gebeten, von diesem Vorhaben abzustehen. Nachträglich hörte ich, daß hierfür u. a. auch die Rücksicht auf meine persönliche Sicherheit mitgesprochen habe, die ich natürlich zurückgewiesen haben würde. In tiefer Sorge über die Wendung, die die Dinge nehmen konnten, beschloß ich nun, meine geplante Nordlandreise aufzugeben und zu Haus zu bleiben. Der Reichskanzler und das Auswärtige Amt waren der entgegengesetzten Auffassung und wünschten gerade, ich solle die Reise ausführen, weil das auf ganz Europa eine beruhigende Wirkung ausüben werde. Ich habe mich lange dagegen gesträubt, angesichts der unsicheren Zukunft mein Land zu verlassen. Aber der Reichskanzler v. Bethmann erklärte mir kurz und bündig, wenn ich den nun einmal schon bekannten Reiseplan jetzt noch aufgeben würde, so werde das dazu führen, die Lage ernster erscheinen zu lassen, als sie bisher sei, und möglicherweise zum Ausbruch des Krieges beitragen, für den ich dann verantwortlich gemacht werden könne. Alle Welt warte nur auf die erlösende Nachricht, daß ich trotz der Lage ruhig auf Reisen gegangen sei. Ich konferierte mit dem Chef des Generalstabes darüber; als auch dieser eine ruhige Auffassung der Lage zeigte und selbst um Sommerurlaub nach Karlsbad bat, entschloß ich mich schweren Herzens abzufahren.

Der vielbesprochene sogenannte Potsdamer Kronrat vom 5. Juli hat in Wirklichkeit niemals stattgefunden. Er ist eine Erfindung

Böswilliger. Ich habe selbstverständlich vor meiner Abreise, wie das immer zu geschehen pflegte, einzelne Minister empfangen, um mir über den Stand ihrer Ressort-Angelegenheiten Bericht erstatten zu lassen. Auch ein Ministerrat hat nicht getagt, und von Kriegsvorbereitungen ist bei keiner einzigen Besprechung die Rede gewesen.

Meine Flotte lag, wie auf der Erholungs-Sommerreise üblich, in den norwegischen Fjorden. Ich wurde während des Aufenthaltes in Balholm vom Auswärtigen Amt nur spärlich mit Nachrichten versehen und war hauptsächlich auf die norwegische Presse angewiesen, aus der ich zu erkennen glaubte, daß die Lage ernster wurde. Ich telegraphierte wiederholt an Kanzler und Auswärtiges Amt, daß ich es für ratsam hielte, nach Hause zurückzukehren, wurde aber jedesmal gebeten, meine Reise nicht abzubrechen. Als ich erfuhr, daß die englische Flotte nach der Revue von Spithead nicht auseinandergegangen, sondern konzentriert geblieben war, telegraphierte ich nochmals nach Berlin, daß ich meine Rückkehr als nötig ansehe. Meine Auffassung wurde dort nicht geteilt. Als mir dann aber aus der norwegischen Presse — nicht etwa von Berlin aus — zunächst das österreichische Ultimatum an Serbien und gleich darauf die serbische Note an Österreich bekannt wurde, trat ich ohne weiteres die Heimreise an und befahl der Flotte, nach Wilhelmshaven zu gehen. Bei der Abfahrt erfuhr ich aus norwegischer Quelle, daß ein Teil der englischen Flotte heimlich nach Norwegen ausgelaufen sein sollte, um mich (noch im Frieden!) abzufangen.

Es ist bezeichnend, daß dem englischen Botschafter Sir Edward Goschen am 26. Juli im Auswärtigen Amt erklärt wurde, die von mir aus eigenem Antriebe angetretene Rückreise sei bedauerlich, da dadurch aufregende Gerüchte entstehen könnten.

In Potsdam eingetroffen, fand ich den Kanzler und das Auswärtige Amt im Konflikt mit dem Chef des Generalstabes, weil General v. Moltke die Ansicht vertrat, der Krieg werde unbedingt

ausbrechen, während die beiden ersteren fest auf ihrer Auffassung bestanden, es werde nicht dazu kommen, der Krieg würde sich vermeiden lassen, wenn ich nur nicht mobil machen ließe. Dieser Streit dauerte die ganze Zeit über an. Erst als General v. Moltke meldete, daß die Russen bereits ihre Grenz-Kordon-Häuser angesteckt, die Grenzbahngeleise aufgerissen und rote Mobilmachungszettel angeschlagen hätten, ging auch den Diplomaten in der Wilhelmstraße ein Licht auf. Ihre Widerstandskraft und sie selbst brachen zusammen. Sie hatten an den Krieg nicht glauben *wollen*.

Hieraus geht deutlich hervor, wie wenig wir im Juli 1914 auf den Krieg gefaßt waren, geschweige denn, daß wir ihn vorbereitet hätten. Als im Frühjahr 1914 Zar Nikolaus II. von seinem Hofmarschall über sein Frühjahrs- und Sommer-Programm befragt wurde, antwortete er: „Je resterai chez moi cette année, parce que nous aurons la guerre.“ *) (Diese Tatsache soll dem Reichskanzler v. Bethmann gemeldet worden sein, ich habe damals nichts davon gehört und sie erst im November 1918 erfahren.) Das ist derselbe Zar, der mir zu zwei verschiedenen Malen, in Björkö und in Baltisch-Port, ganz unaufgefordert und für mich überraschend sein feierliches Ehrenwort (word of honour of a sovereign), durch Handschlag und Umarmung bekräftigt, gegeben hat: er werde aus Dankbarkeit für die treue und freundnachbarliche Haltung des Deutschen Kaisers im russisch-japanischen Kriege, den England allein Rußland eingebrockt habe, niemals gegen ihn das Schwert ziehen, wenn etwa ein Krieg in Europa ausbrechen sollte, am allerwenigsten als Bundesgenosse von England. Dieses Land hasse er, denn es habe ihm und Rußland zu schweres Unrecht angetan, indem es ihm Japan auf den Hals gehetzt habe.

Zu derselben Zeit, als der Zar sein Sommerkriegsprogramm aussprach, beschäftigte ich mich in Korfu mit Ausgrabungen von Alter-

*) „Ich werde in diesem Jahre zu Haus bleiben, weil wir Krieg bekommen.“

tümern, dann reiste ich nach Wiesbaden und schließlich nach Norwegen. Ein Herrscher, der Krieg will und ihn vorbereitet, um seine Nachbarn zu überfallen, wozu es langer heimlicher Mobilmachungsvorbereitungen und Konzentrationen bedarf, der befindet sich nicht monatelang außer Landes und läßt nicht seinen Generalstabschef auf Sommerurlaub nach Karlsbad gehen. Die Feinde haben unterdessen planmäßig Vorbereitungen zum Überfall getroffen.

Die ganze diplomatische Maschine bei uns hat versagt. Man sah den heraufziehenden Krieg nicht, weil das Auswärtige Amt mit seinem Standpunkt des „surtout pas d'histoires!" von dem Gedanken des Friedens à tout prix dergestalt hypnotisiert war, daß es den Krieg als mögliches Mittel der Entente-Staatskunst aus seinen Berechnungen gänzlich ausgeschaltet hatte und deshalb die Kriegsanzeichen in ihrer Bedeutung nicht richtig einschätzte. Auch hierin liegt übrigens ein Beweis für die Friedfertigkeit Deutschlands. Jener Standpunkt des Auswärtigen Amtes brachte es in einen gewissen Gegensatz zum Generalstab und Admiralstab, die pflichtmäßig warnten und zur Abwehr vorbereiten wollten. Dieser Gegensatz hat noch lange nachgewirkt. Die Armee konnte dem Auswärtigen Amt nicht vergessen, daß sie durch seine Schuld überrascht worden war. Und die Diplomaten waren pikiert, daß es trotz ihrer Kunst zum Kriege gekommen war.

Unzählig sind die Zeugnisse dafür, daß schon im Frühjahr und Sommer 1914, als bei uns noch niemand an den Angriff der Entente dachte, der Krieg in Rußland, Frankreich, Belgien und England vorbereitet worden ist. Die wesentlichsten der mir bekannt gewordenen Beweise hierfür habe ich in die von mir zusammengestellten „Vergleichenden Geschichtstabellen" aufgenommen. Aus ihrer großen Zahl möchte ich hier nur einige anführen. Wenn ich dabei nicht alle Namen nenne, so geschieht das aus begreiflichen Gründen. Dieses ganze Material ist mir natürlich erst nachträglich, z. T. während des Krieges, größtenteils erst nach dem Kriege, bekannt geworden.

1. Schon im April 1914 begann die Ansammlung von Goldreserven in den englischen Banken. Deutschland dagegen führt noch im Juli Gold und Getreide aus, auch nach den Entente-Ländern.

2. Im April 1914 berichtet der deutsche Marineattaché in Tokio Korvettenkapitän v. Knorr: „Er sei geradezu betroffen über die Gewißheit, mit der dort alles den Krieg der Tripelallianz gegen Deutschland in naher Zeit für sicher halte ... Es liege etwas in der Luft wie eine Art Beileid über ein noch nicht ausgesprochenes Todesurteil."

3. Ende März 1914 hält der General Schtscherbatschew, Direktor der Kriegsakademie in Petersburg, an seine Offiziere eine Ansprache, in der es u. a. hieß: „Der Krieg mit den Dreibundmächten sei infolge der gegen Rußlands Interessen gerichteten österreichischen Balkanpolitik unvermeidlich geworden ... Höchstwahrscheinlich werde er noch in diesem Sommer zum Ausbruch kommen. Rußland sei die Ehre geworden, sofort die Offensive zu ergreifen."

4. Im Bericht des belgischen Gesandten in Berlin über eine aus Petersburg eingetroffene japanische Militärmission — April 1914 — heißt es u. a.: „In den Regimentsmessen hatten die japanischen Offiziere ganz offen von einem nahe bevorstehenden Kriege gegen Österreich-Ungarn und Deutschland reden hören. Man sagte dabei, daß die Armee bereit sei, ins Feld zu rücken, und der Augenblick sei ebenso günstig für die Russen, wie für ihre Verbündeten, die Franzosen."

5. Nach den in der Revue des Deux Mondes 1921 veröffentlichten Denkwürdigkeiten des damaligen französischen Botschafters in St. Petersburg, Herrn Paléologue, haben am 22. Juli 1914 in Tsarskoje Selo die Großfürstinnen Anastasia und Militza zu ihm geäußert: „Ihr Vater, der König von Montenegro, hätte ihnen in einem Chiffretelegramm mitgeteilt, »daß wir vor Monatsende (russischen Stils, also vor dem 13. August neuen Stils) Krieg haben werden ... Von Österreich wird nichts übrig bleiben ... Ihr wer-

det Elsaß-Lothringen wiedernehmen ... Unsere Heere werden sich in Berlin treffen ... Deutschland wird vernichtet werden«."

6. Der frühere serbische Geschäftsträger in Berlin Boghitschewitsch berichtet in seinem 1919 erschienenen Buche „Kriegsursachen" eine Äußerung, die der damalige französische Botschafter in Berlin Cambon am 26. oder 27. Juli 1914 zu ihm getan habe: „Wenn Deutschland es auf einen Krieg ankommen lassen will, so wird es auch England gegen sich haben. Die englische Flotte wird Hamburg forcieren. Wir werden die Deutschen glatt schlagen." Boghitschewitsch sagt, er habe von dieser Unterredung die „Gewißheit" mitgenommen, daß der Krieg, falls nicht schon früher, so doch gewiß bei der Begegnung Poincaré's mit dem russischen Kaiser in Petersburg beschlossen worden war.

7. Ein hochgestellter Russe, Mitglied der Duma und guter Bekannter von Sasonow, erzählte mir später von dem geheimen Kronrat unter Vorsitz des Zaren im Februar 1914, was mir auch durch andere russische, in meinen „Geschichtstabellen" aufgeführte Quellen bestätigt worden ist: In diesem Kronrat hielt Sasonow einen Vortrag, in welchem er dem Zaren vorschlug, Konstantinopel zu nehmen. Da der Dreibund das nicht zugeben würde, werde daraus ein Krieg gegen Deutschland und Österreich folgen. Italien werde von diesen abfallen; auf Frankreich könne man unbedingt rechnen, auf England wahrscheinlich. Der Zar habe zugestimmt und den Befehl gegeben, die nötigen Vorarbeiten zu beginnen. Der russische Finanzminister Graf Kokowzow hat dagegen eine Denkschrift an den Zaren gerichtet — diese ist mir nach dem Brester Frieden durch Graf Mirbach mitgeteilt worden —, in der er dem Zaren ein festes Zusammengehen mit Deutschland empfahl und vor dem Kriege warnte, der unglücklich verlaufen und zur Revolution und zum Sturze der Dynastie führen werde. Der Zar ist diesem Rate nicht gefolgt, hat vielmehr den Krieg betrieben.

8. Derselbe Herr erzählte mir folgendes: Zwei Tage nach Kriegsausbruch sei er zu Sasonow zum Frühstück geladen gewesen. Dieser sei ihm freudestrahlend entgegengekommen und habe ihn, sich die Hände reibend, gefragt: „Nun, lieber Baron, sie müssen doch zugeben, daß ich mir den Moment des Krieges vortrefflich gewählt habe?" Als der Baron ihn etwas besorgt fragte, wie denn England sich dazu stellen werde, schlug der Minister lachend auf seine Tasche und flüsterte dem Baron mit listigem Augenzwinkern zu: „Ich habe etwas in meiner Tasche, was in den nächsten Tagen ganz Rußland erfreuen und die Welt in Erstaunen setzen wird: ich habe die englische Zusage erhalten, daß England mit Rußland gegen Deutschland gehen wird!"

9. Russische Gefangene der sibirischen Korps, die in Ostpreußen gefangen genommen wurden, sagten aus: Sie seien im Sommer 1913 mit der Bahn in die Umgegend von Moskau transportiert worden, weil dort ein Manöver vor dem Zaren stattfinden solle. Das Manöver fand nicht statt. Die Truppen wurden aber nicht zurückbefördert, sondern für den Winter in der Umgegend von Moskau disloziert. Im Sommer 1914 wurden sie in die Gegend von Wilna vorgefahren, weil dort ein großes Manöver vor dem Zaren stattfinden solle. In und bei Wilna seien sie aufmarschiert und dann seien plötzlich die scharfen Patronen (Kriegsmunition) ausgegeben und ihnen mitgeteilt worden, nun sei Krieg gegen Deutschland. Warum und weshalb, das wußten sie nicht zu sagen.

10. In einem im Winter 1914/15 in der Presse veröffentlichten Bericht eines Amerikaners über seine Reise im Kaukasus im Frühjahr 1914 wird erzählt: Als er zu Anfang Mai 1914 im Kaukasus eingetroffen sei, seien ihm auf seiner Fahrt nach Tiflis lange Kolonnen von Truppen aller Waffengattungen in Kriegsausrüstung begegnet. Er habe befürchtet, es sei im Kaukasus ein Aufstand ausgebrochen. Als er bei der Paßrevision in Tiflis sich bei den Behörden

danach erkundigte, erhielt er den beruhigenden Bescheid, der Kaukasus sei ganz ruhig, er könne reisen, wohin er wolle, es handle sich nur um Übungsmärsche und Manöver. Nach Abschluß seiner Reise Ende Mai 1914 habe er sich in einem kaukasischen Hafen einschiffen wollen, aber alle Schiffe seien derart mit Truppen besetzt gewesen, daß er nur mit Mühe noch eine Kajüte für sich und seine Frau erhalten konnte. Die russischen Offiziere erzählten ihm, sie würden in Odessa landen und von da in die Ukraine marschieren zu einem großen Manöver.

11. Der Fürst Tundutow, Ataman der Kalmückenkosaken, zwischen Zaryzin und Astrachan residierend, vor und während des Krieges persönlicher Adjutant des Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch, kam im Sommer 1918 in das Hauptquartier in Bosmont, um Verbindung mit Deutschland zu suchen, da die Kosaken keine Slawen und durchaus Feinde der Bolschewiken seien. Er erzählte, er sei von Nikolai Nikolajewitsch vor Kriegsausbruch zum Generalstab entsandt gewesen, um den Großfürsten über die dortigen Vorgänge auf dem laufenden zu halten. Auf diese Weise sei er Zeuge des berüchtigten Telephongespräches zwischen dem Zaren und dem Chef des Generalstabes General Januschkewitsch gewesen. Der Zar habe unter dem tiefen Eindruck des ernsten Telegrammes des Deutschen Kaisers beschlossen, die Mobilmachung zu inhibieren. Er habe Januschkewitsch telephonisch befohlen, die Mobilmachung nicht auszuführen bzw. rückgängig zu machen. Dieser habe diesen klaren Befehl nicht ausgeführt, sondern bei dem Minister des Auswärtigen Amtes Sasonow, mit dem er seit Wochen in Verbindung gestanden, intrigiert und zum Kriege gehetzt habe, telephonisch angefragt, was er nun tun solle. Sasonow habe darauf geantwortet: Der Befehl des Zaren sei Unsinn, der General solle die Mobilmachung nur ausführen, er (Sasonow) werde den Zaren morgen schon wieder herumkriegen und ihm das dumme Telegramm des Deutschen Kaisers ausreden. Daraufhin meldete Januschkewitsch dem Zaren, die Mobilmachung

sei schon im Gange und nicht mehr rückgängig zu machen. Nun fügte Fürst Tundutow hinzu: Das war eine Lüge, denn ich habe selbst neben Januschkewitsch den Mobilmachungsbefehl auf seinem Schreibtisch liegen sehen, er war also noch gar nicht abgesandt.

Bei diesem Vorgange ist psychologisch interessant, daß Zar Nikolaus, der den Weltkrieg vorbereiten half und die Mobilmachung schon befohlen hatte, im letzten Moment noch umschwenken wollte. Es scheint, daß mein ernstes warnendes Telegramm ihn zum ersten Male die ungeheure Verantwortung deutlich erkennen ließ, die er mit seinen kriegerischen Maßnahmen auf sich lud. Deshalb wollte er die völkermordende Kriegsmaschine, die er soeben in Bewegung gesetzt hatte, stoppen. Das wäre noch möglich, der Friede noch zu retten gewesen, wenn nicht Sasonow die Ausführung vereitelt hätte.

Auf meine Frage, ob der Großfürst, der als Deutschenhasser bekannt war, sehr zum Kriege gehetzt habe, erwiderte der Fürst: Der Großfürst habe allerdings eifrig für den Krieg gewirkt, aber ein Hetzen sei überhaupt überflüssig gewesen, weil sowieso eine starke Kriegsstimmung gegen Deutschland im ganzen russischen Offizierkorps geherrscht habe. Dieser Geist sei hauptsächlich aus der französischen Armee auf die russischen Offiziere übertragen worden. Man habe den Krieg eigentlich schon im Jahr 1908/09 (Bosnische Frage) machen wollen, aber Frankreich sei damals noch nicht fertig gewesen. Auch 1914 sei Rußland eigentlich noch nicht ganz fertig gewesen; Januschkewitsch und Suchomlinow hätten den Krieg erst für 1917 geplant. Aber Sasonow und Iswolski sowie die Franzosen waren nicht mehr zu halten. Jene fürchteten die Revolution in Rußland und den Einfluß des Deutschen Kaisers auf den Zaren, durch den der Zar vielleicht vom Kriegsgedanken abgebracht werden könnte. Die Franzosen aber, die für den Augenblick der englischen Hilfe sicher waren, befürchteten, England könnte sich später auf ihre Kosten mit Deutschland verständigen. Auf meine Frage, ob denn der Zar die Kriegs-

stimmung gekannt und geduldet habe, antwortete der Fürst: Es sei bezeichnend, daß der Zar aus Gründen der Vorsicht ein für allemal verboten habe, deutsche Diplomaten oder Militärattachés zum Mittag- oder Abendessen im Offizierkorps einzuladen, an denen er persönlich teilnahm.

12. Beim Vormarsch im Jahre 1914 fanden unsere Truppen in Nordfrankreich und an der belgischen Grenze große Depots (stores) von englischen Soldatenmänteln vor. Nach Aussage der Einwohner sind diese Mäntel schon in den letzten Jahren im Frieden an Ort und Stelle niedergelegt worden. Die englischen Infanteristen, die im Sommer 1914 von uns zu Gefangenen gemacht wurden, hatten meist keine Mäntel und gaben auf die Frage: warum? ganz naiv an: „We are to find our great coats in the stores at Maubeuge, Le Quesnoy etc. in the north of France and in Belgium."*) Ebenso stand es mit den Karten. Es wurden in Maubeuge von unseren Leuten große Mengen englischer Militärkarten von Nordfrankreich und Belgien gefunden; Exemplare sind mir vorgelegt worden. Die Ortsnamen waren auf französisch und englisch gedruckt und am Rande alle Bezeichnungen für den Gebrauch der Soldaten übersetzt, z. B. moulin = mill, pont = bridge, maison = house, ville = town, bois = wood usw. Diese Karten stammten aus dem Jahre 1911 und waren in Southampton gestochen. Die Depots waren seitens Englands mit der Erlaubnis der französischen und belgischen Regierungen schon vor dem Kriege mitten im Frieden angelegt worden. Was wäre wohl in Belgien, dem „neutralen Lande", für ein Sturm der Entrüstung losgebrochen, und welchen Lärm hätten England und Frankreich darüber geschlagen, wenn wir in Spa, Lüttich, Namur im Frieden Depots von deutschen Soldatenmänteln und Karten hätten anlegen wollen! —

Unter den Staatsmännern, die neben Poincaré besonders zur Entfesselung des Weltkrieges beigetragen haben, dürfte die Gruppe

*) „Wir sollten unsere Mäntel in den Depots zu Maubeuge, Le Quesnoy usw. in Nordfrankreich und Belgien vorfinden."

Sasonow—Iswolski an erster Stelle stehen. Iswolski hat, wie man sagt, in Paris stolz an seine Brust pochend erklärt: Den Krieg habe ich gemacht, „Je suis le père de cette guerre."*) Delcassé hat großen Anteil an der Schuld für den Weltkrieg, noch größeren Grey als der geistige Leiter der „Einkreisung", die er als „Vermächtnis" seines verstorbenen Königs getreulich fort- und durchführte. —

Es ist mir mitgeteilt worden, daß eine wesentliche Rolle bei der Vorbereitung des gegen die monarchischen Mittelmächte gerichteten Weltkrieges die langjährige, zielbewußte Politik der internationalen „Großorientloge" gespielt hätte. Die deutschen Großlogen aber hätten mit zwei Ausnahmen, in denen die nichtdeutsche Finanz herrscht und die im geheimen mit dem „Großorient" in Paris in Verbindung stehen, mit dem „Großorient" keinen Zusammenhang. Sie seien, wie mir der angesehene deutsche Freimaurer, der mir diesen ganzen, mir bis dahin unbekannten Zusammenhang meldete, versichert hat, durchaus loyal und treu gewesen. Im Laufe des Jahres 1917 habe in Paris eine internationale Tagung der Logen des „Großorient" stattgefunden, der später noch eine Besprechung in der Schweiz gefolgt sei. Auf dieser Tagung sei nachstehendes Programm festgesetzt worden: Zerstückelung von Österreich-Ungarn, Demokratisierung Deutschlands, Beseitigung des Hauses Habsburg, Abdankung des Deutschen Kaisers, Rückgabe Elsaß-Lothringens an Frankreich, Vereinigung Galiziens mit Polen, Beseitigung des Papstes und der katholischen Kirche wie überhaupt jeder Staatskirche in Europa.

Ich bin von hier aus nicht in der Lage, die sehr gravierenden Mitteilungen über die Organisation und das Wirken der Großorientlogen, die mir nach bestem Wissen und Gewissen gemacht wurden, nachzuprüfen. Geheime und öffentliche politische Organisationen haben im Leben der Völker und der Staaten wichtige Rollen gespielt, solange es Geschichte gibt. Manche haben segensreich gewirkt,

*) „Ich bin der Vater dieses Krieges."

die meisten destruktiv, wenn sie geheime Parolen führen müssen, die das Tageslicht zu fürchten haben. Die gefährlichsten derartiger Bünde umgeben sich mit dem Vorwande irgendwelcher idealen Bestrebungen, wie der Pflege der werktätigen Nächstenliebe, Hilfsbereitschaft für die Schwachen und Armen u. a. m., um unter solchem Deckmantel ihren eigentlichen verborgenen Zielen zuzustreben. Es ist jedenfalls erforderlich, dem Wirken der Großorientlogen nachzugehen, denn man kann zu dieser Weltorganisation endgültig erst Stellung nehmen, wenn sie gründlich erforscht ist. –

Auf die kriegerischen Operationen will ich in dieser Schrift nicht eingehen. Diese Arbeit will ich um so mehr meinen Offizieren und den Historikern überlassen, als ich, da ich ohne jede Akten schreibe, die Darlegung hier nur in ganz großen Umrissen ausführen könnte.

Wenn ich an die schweren vier Kriegsjahre zurückdenke, mit ihrem Hoffen und Zagen, mit ihren glänzenden Siegen und ihren Verlusten an kostbarem Blute, so steht bei mir im Vordergrunde das Gefühl heißen Dankes und unvergänglicher Bewunderung für die unvergleichlichen Leistungen des deutschen Volkes in Waffen. Dieser Dank gilt in erster Linie den genialen Führern in dem furchtbaren Ringen, vor allem dem Generalfeldmarschall v. Hindenburg, dem getreuen Eckart des deutschen Volkes, und seinem von ihm unzertrennlichen starken Berater, dem General Ludendorff. Mein Dank für jeden einzelnen meiner wackeren Soldaten ist aber nicht minder warm. Besonders gebührt er denen, die ihre Treue für Kaiser und Reich mit ihrem Blute besiegelt haben.

Wie der Heimat kein Opfer des Ausharrens und der Entbehrung zu groß war, so hat das Heer in Abwehr des uns freventlich aufgezwungenen Krieges nicht nur die erdrückende Übermacht von 28 Feindstaaten abgewehrt. Es hat zu Lande, zu Wasser und in der Luft Siege errungen, deren Glanz im Nebel der heutigen Zeit vielleicht etwas verblaßt erscheint, im Lichte der Geschichte aber dereinst

um so heller strahlen wird. Und damit nicht genug. Wo immer bei unseren Bundesgenossen Not eintrat — deutsches Eingreifen, oft mit schwachen Truppen, stellte stets die Lage wieder her und brachte oft namhafte Erfolge. Deutsche fochten auf allen Kampfplätzen des ausgedehnten Weltkrieges.

Fürwahr, die heldenmütige Tapferkeit des deutschen Volkes hätte ein besseres Los verdient, als daß sie dem tückischen Dolchstoße von hinten zum Opfer fiel. Es scheint deutsches Schicksal zu sein, daß Deutsche immer durch Deutsche besiegt werden. Jüngst las ich das leider nicht unberechtigte Wort: In Deutschland hat jeder Siegfried seinen Hödur hinter sich. —

Schließlich noch ein Wort über die deutschen „Kriegsgreuel" und zwei Beispiele dazu!

Nach dem Einrücken in Nordfrankreich habe ich sofort den Schutz der Kunstdenkmäler befohlen. Jeder Armee wurden Kunsthistoriker und Professoren zugeteilt, die umherreisten und die Kirchen, Schlösser, Burgen usw. besichtigten, aufnahmen und beschrieben. Unter anderen hat sich besonders der Konservator der Rheinprovinz, Professor Clemen hervorgetan, der mir im Felde Vortrag über den Schutz der Kunstdenkmäler zu halten hatte. Alle Sammlungen in Städten, Museen und Schlössern wurden katalogisiert und numeriert. Wo sie durch den Kampf bedroht schienen, wurden sie abtransportiert und in Valenciennes und Maubeuge in zwei prachtvollen großen Museen zusammengestellt und sorgsam behütet; bei jedem Stück war der Name des Besitzers vermerkt. Die alten Fenster der Kathedrale von St. Quentin wurden von deutschen Soldaten mit Lebensgefahr unter englischem Granatfeuer herausgeholt. Die Geschichte der Zerstörung der Kirche durch die Engländer ist durch einen deutschen katholischen Priester beschrieben, mit Photographien versehen veröffentlicht und auf meinen Befehl an den Papst gesandt worden.

In dem Schlosse von Pinon, das der Prinzessin de Poix ge-

hört, die bei der Kaiserin und mir in Berlin zu Gast gewesen war, lag das Generalkommando III. Armeekorps. Ich besuchte das Schloß und wohnte dort. Vorher waren Engländer einquartiert gewesen. Sie hatten greulich gehaust. Der kommandierende General v. Lochow mit seinem Stabe hatte große Mühe, das Schloß nach der englischen Verwüstung einigermaßen wieder in Ordnung zu bringen. Ich besuchte mit dem General die Privatgemächer der Prinzessin, die bis dahin von unseren Soldaten nicht betreten werden durften. Ich fand die ganze Garderobe der Prinzessin von den englischen Soldaten aus den Schränken gerissen und samt den Hüten auf dem Boden verstreut. Ich ließ alle Garderobestücke sorgsam säubern, in die Schränke hängen und verschließen. Ebenso war der Schreibtisch erbrochen und die Privatkorrespondenz der Prinzessin lag umher. Auf meinen Befehl wurden alle Briefe gesammelt, eingepackt, versiegelt in den Schreibtisch gelegt und eingeschlossen. Späterhin fand man das ganze Tafelsilber im Park vergraben. Wie die Dorfbewohner gestanden, war das schon Anfang Juli angeordnet worden. Also hatte die Prinzessin schon lange vor dem Kriege Kenntnis von dessen bevorstehendem Ausbruch! Ich befahl sofort die Katalogisierung des Silbers und dessen Aufbewahrung auf der Aachener Bank und Zurückgabe an die Prinzessin nach dem Kriege. Durch den Oberhofmarschall Freiherrn v. Reischach ließ ich der Prinzessin über die Schweiz Nachricht über Pinon, ihr Silber und meine Fürsorge für ihr Eigentum zukommen. Antwort ist nicht erfolgt. Dagegen hat die Prinzessin in der französischen Presse einen Brief veröffentlicht des Inhalts: Der General v. Kluck habe all ihr Silberzeug gestohlen.

Durch meine Fürsorge und die aufopfernde Arbeit der deutschen Kunstgelehrten und Soldaten — teilweise unter Gefahr für ihr Leben — sind den französischen Besitzern und den französischen Städten Kunstschätze im Werte von Milliarden erhalten worden. Das taten die Hunnen, die Boches!

Der Papst und der Frieden



Im Sommer 1917 empfing ich in Kreuznach den Besuch des päpstlichen Nuntius Pacelli, der von einem Kaplan begleitet war. Pacelli ist eine vornehme, sympathische Erscheinung, von hoher Intelligenz und vollendeten Umgangsformen, das Bild eines katholischen Kirchenfürsten. Er versteht so weit deutsch, daß er deutscher Konversation gut folgen kann, beherrscht die Sprache aber nicht so, daß er sie geläufig spricht. Die Konversation war französisch, doch bediente der Nuntius sich zuweilen einzelner deutscher Ausdrücke. Der Kaplan sprach fließend deutsch und beteiligte sich — auch unaufgefordert — an dem Gespräch, sobald er befürchtete, daß der Nuntius zu sehr von meinen Ausführungen beeinflußt werde.

Sehr bald drehte sich das Gespräch um die Frage der Friedensvermittlung und -herbeiführung, wobei allerhand Projekte und Möglichkeiten gestreift, erörtert und fallen gelassen wurden. Schließlich schlug ich vor, der Papst möge doch seinerseits einen Versuch machen, nachdem mein Friedensangebot vom 12. Dezember 1916 in so unerhörter Weise zurückgewiesen worden sei. Der Nuntius meinte, das werde seine großen Schwierigkeiten haben, der Papst habe sich ja bereits bei einigen Anregungen einen Refus geholt. Andererseits sei der Papst ganz verzweifelt über die Schlächterei und denke unablässig darüber nach, wie er dazu helfen könne, die europäische Kulturwelt von der Geißel des Krieges zu befreien. Jede Anregung in dieser Hinsicht würde dem Vatikan von hohem Wert sein.

Ich führte aus, daß der Papst als oberster Priester aller römisch-katholischen Christen und Kirchen zunächst versuchen sollte, seine Priester in allen Ländern dazu anzuhalten, erst einmal den Haß aus den Gemütern zu bannen, der das größte Hindernis für die Anbahnung des Friedens sei. Leider gehöre gerade die Geistlichkeit auf seiten der Entente in ganz erschreckender Weise zu den Trägern und Schürern des Hasses und Kampfes. Ich führte die vielen Meldungen der Truppen aus dem Anfang des Krieges an, wo Abbés und Curés mit der Waffe in der Hand gefangen wurden. Ich wies hin auf die Machinationen des Kardinals Mercier und des belgischen Klerus, dessen Mitglieder häufig die Spionage leiteten, auf die Predigt des protestantischen Bischofs von London, der von der Kanzel herab die Baralong-Mörder verherrlichte, u. dgl. Es sei daher ein großes Werk, wenn es dem Papst gelänge, in allen am Kriege beteiligten Ländern die römische Geistlichkeit einheitlich zur Verurteilung des Hasses und zur Empfehlung des Friedens — sei es von der Kanzel, sei es durch Hirtenbriefe — zu veranlassen, wie das seitens des deutschen Klerus bereits geschehe. Pacelli fand diesen Gedanken durchaus glücklich und beachtenswert, nur meinte er, es werde schwer sein, die verschiedenen Episkopate dazu zu bekommen. Ich erwiderte, ich könne mir bei der strammen Disziplin der Hierarchie der römischen Kirche nicht vorstellen, daß, wenn der Papst die Kirchenfürsten feierlich öffentlich auffordern würde, Versöhnlichkeit und Achtung des Gegners zu verkünden, der Episkopat irgendeines Landes das verweigern würde. Der Episkopat sei doch durch seine Stellung über den Parteien und weil Versöhnlichkeit und Nächstenliebe Grundvorschriften der christlichen Religion seien, geradezu verpflichtet, auf deren Befolgung einzuwirken.

Pacelli gab dies zu und versprach, den Gedanken in ernstliche Erwägung zu ziehen und an den Vatikan zu berichten. Im weiteren Verlauf des Gespräches kam der Nuntius auf die Frage, wie man

sich nun, außer dem von mir angeregten rein kirchlichen Schritt, die Einwirkung des Papstes auf die Herbeiführung von Friedensmöglichkeiten denken könnte. Ich wies darauf hin, daß Italien und Österreich zwei römisch-katholische Staaten seien, auf die der Papst leicht und nachdrücklich einwirken könne. Der eine Staat sei sein Vaterland und Wohnort, wo er vom Volk verehrt werde und direkten Einfluß auf die eigenen Landsleute habe. Österreich werde von einem Herrscher regiert, der sogar den Titel „apostolisch" führe, der selbst wie sein ganzes Haus unmittelbare Verbindungen mit dem Vatikan habe und zu den treuesten Söhnen der römischen Kirche gehöre. So meine ich, es müsse dem Papst nicht schwer fallen können, wenigstens zu versuchen, bei diesen beiden Ländern den Anfang machen, sie zum Friedensgespräch zu bringen. Das diplomatische Geschick und der weite Blick des Vatikans seien ja weltbekannt. Sei auf diese Weise erst einmal der Anfang gemacht, der doch gute Chancen böte, so würden die anderen Mächte sich der Einladung des Vatikans zu zunächst unverbindlichem Meinungsaustausch wohl kaum entziehen können. Der Nuntius meinte, es werde für den Vatikan schwer halten, die italienische Regierung dazu zu bekommen, da er ja keine direkte Beziehung zu ihr und keine Einwirkung auf ihre Mitglieder besäße. Vollends eine Einladung zu Besprechungen werde die italienische Regierung sich nie gefallen lassen.

Hier mischte sich der Kaplan in das Gespräch und erklärte einen solchen Schritt des Papstes für völlig ausgeschlossen, da daraus Folgen entstehen würden, die für den Vatikan geradezu gefährlich werden könnten. Die Regierung würde sofort die „Piazza" *) gegen den Vatikan mobil machen; dem dürfe der Vatikan sich nicht aussetzen. Als ich diesem Einwurf keinen Glauben schenken wollte, ereiferte der Kaplan sich immer mehr. Ich kennte, meinte er, die Römer nicht, die seien, wenn sie aufgehetzt wären, ganz schrecklich;

*) d. h. „die Straße" (eigentlich „den Platz").

sowie die „Piazza" in Bewegung käme, werde die Lage unangenehm. Dann könne man sich sogar auf einen Sturm auf den Vatikan gefaßt machen, durch den der Papst selbst in Lebensgefahr kommen könnte. Ich erwiderte, ich kenne den Vatikan doch auch genau; den könnte keine Volksmenge oder „Piazza" stürmen; außerdem habe der Papst eine starke Partei in Gesellschaft und Volk, die sofort zu seiner Verteidigung bereit stehen werde. Dem stimmte der Nuntius zu. Der Kaplan fuhr jedoch unbeirrt fort, die Schrecken der „Piazza" auszumalen und die Gefahren für den Papst auf das schwärzeste zu schildern. Darauf sagte ich: Wenn jemand den Vatikan einnehmen wolle, dann müsse er sich erst eine Batterie schwerer Mörser und Haubitzen, sowie Pioniere und Sturmtruppen zu regelrechter Belagerung kommen lassen; alles dies habe aber die „Piazza" nicht zur Verfügung. Daher sei es höchst unwahrscheinlich, daß sie etwas unternehmen werde. Außerdem erwähnte ich, daß ich gehört hätte, im Vatikan sei für solche Fälle bereits Vorsorge getroffen. Darauf schwieg der Priester.

Der Nuntius wendete hier ein, daß es für den Papst schwer sei, etwas greifbar Praktisches für den Frieden zu tun, ohne im weltlichen Italien Anstoß zu erregen und Widerstand zu finden, der ihn gefährde. Er sei eben leider nicht frei. Wenn der Papst eigenes Land oder wenigstens einen eigenen Bezirk besitzen würde, wo er autonom regieren und frei schalten und walten könnte, dann läge die Situation ganz anders; so aber sei er zu sehr vom weltlichen Rom abhängig und könne nicht so, wie er wolle. Ich bemerkte: Das Ziel, der Welt den Frieden zu bringen, sei so heilig und groß, daß der Papst unmöglich aus rein weltlichen Gründen sich davon abschrecken lassen dürfe, diese für ihn wie geschaffene Aufgabe zu lösen. Gelänge sie ihm, so werde die dankbare Welt gewiß nach dem Frieden seine Wünsche nach Unabhängigkeit bei der italienischen Regierung gern unterstützen. Das machte Eindruck auf den Nuntius,

und er meinte, ich hätte doch recht, der Papst müsse in der Frage etwas tun.

Ich machte hierauf den Nuntius auf folgenden Punkt aufmerksam: Der Nuntius werde beobachtet haben, wie die Sozialisten aller Länder sich mit Eifer auf alle mögliche Weise bemühten, die Friedensbestrebungen zu fördern. Wir hätten den deutschen Sozialisten stets die Erlaubnis gewährt, ins neutrale Ausland zu reisen, um auf Kongressen die Friedensfrage zu erörtern, da ich der Meinung sei, daß sie die Wünsche und Ansichten kennten, die in den unteren Volksschichten verbreitet seien. Keinem, der ehrlich und ohne Hintergedanken den Frieden zu fördern beabsichtige, werde bei uns ein Hindernis in den Weg gelegt. Die gleichen Friedenswünsche seien auch bei den Völkern der Entente und unter ihren Sozialisten verbreitet. Letztere würden jedoch durch Paßverweigerung daran gehindert, zu den Kongressen im neutralen Ausland zu gehen. Der Wunsch nach Frieden nehme in der Welt zu. Die Völker würden immer mehr von ihm durchdrungen, und wenn niemand unter den Regierenden sich fände, seine Hand dazu zu bieten – mein Versuch sei ja leider gescheitert –, dann würden die Völker schließlich die Sache selbst in die Hand nehmen. Das werde, wie die Geschichte beweise, nicht ohne bedenkliche Erschütterungen und Umwälzungen vor sich gehen, von denen die römische Kirche und der Papst nicht unberührt bleiben würden. Was solle ein katholischer Soldat sich denken, wenn er immer nur von den Bemühungen sozialistischer Männer um den Frieden höre, nie aber von einem Versuch des Papstes, ihn aus der Kriegsnot zu befreien? Tue der Papst nichts, dann bestehe die Gefahr, daß der Friede durch die Sozialisten erzwungen werde, und dann sei es mit der Machtstellung des Papstes und der römischen Kirche auch bei den Katholiken vorbei!

Dieses Argument schlug beim Nuntius durch. Er erklärte, daß er diese Auffassung sofort an den Vatikan berichten und sich dafür

einsetzen werde, daß der Papst handeln müsse. Höchst besorgt fuhr der Kaplan wieder dazwischen: Der Papst bringe sich dadurch in Gefahr, „la Piazza" werde ihm zu Leibe gehen! Ich erwiderte darauf: Ich sei ein Protestant, daher in des Kaplans Augen ein Ketzer; trotzdem müsse ich hier folgendes konstatieren: Der Papst werde von der katholischen Kirche und Welt als „Statthalter Christi auf Erden" bezeichnet. Ich hätte bei meinem Studium der Heiligen Schrift mich ernst und eingehend mit der Person des Heilandes befaßt und mich in sie zu vertiefen gesucht. Nun, der Herr habe jedenfalls niemals Angst vor der „Piazza" gehabt, obgleich ihm kein festungsartiger Bau mit Garden und Waffen zu Gebote gestanden habe; der Herr sei immer mitten in die „Piazza" hineingegangen und habe zu ihr gesprochen und schließlich sei er für diese feindliche „Piazza" in den Kreuzestod gegangen. Und nun solle ich glauben, daß sein „Statthalter auf Erden" Angst haben sollte, eventuell ein Märtyrer nach seines Herrn Vorbild zu werden, um der blutenden Welt den Frieden zu bringen, nur wegen der lumpigen römischen „Piazza"? Dazu dächte ich, der Protestant, viel zu hoch von einem römischen Priester, zumal vom Papst. Es könne für ihn nichts Herrlicheres geben, als mit seiner ganzen Person sich für die große Sache des Friedens rücksichtslos einzusetzen, selbst auf die in weiter Ferne stehende Gefahr hin, dafür ein Märtyrer zu werden!

Mit leuchtenden Augen ergriff der Nuntius meine Hand und sagte tiefbewegt: „Vous avez parfaitement raison! C'est le devoir du Pape, il faut qu'il agisse, c'est par lui que le monde doit être regagné à la paix. Je transmetterai vos paroles à Sa Sainteté."*) Der Kaplan wandte sich kopfschüttelnd ab und murmelte vor sich hin: „Ah, la Piazza, la Piazza!"

---

*) „Sie haben durchaus recht. Das ist die Pflicht des Papstes, er muß handeln, durch ihn muß die Welt den Frieden wieder erhalten. Ich werde Ihre Anregung Seiner Heiligkeit wörtlich übermitteln."

Kriegsende und Abdankung



Wenige Tage nach dem 8. August 1918 berief ich einen Kronrat, um Klarheit über die Lage zu gewinnen und die daraus zu ziehenden Schlüsse für die vom Grafen Hertling zu befolgende Politik ziehen zu können. Die Oberste Heeresleitung billigte den Gedanken, daß der Reichskanzler die Möglichkeit einer Annäherungsaktion an den Feind ins Auge fassen solle, betonte aber die Notwendigkeit, zuvor die Siegfriedstellung zu beziehen und den Feind dort gründlich abzuschlagen; dann erst könne man mit dem Verhandeln beginnen. Daraufhin wurde von mir befohlen, daß der Kanzler sich mit einer neutralen Macht — den Niederlanden — in Verbindung setzen solle, um zu erkunden, ob sie bereit sei, einen solchen Vermittlungsschritt zu tun.

Sehr erschwerend für den über Holland beabsichtigten Schritt war es, daß Österreich zu keinem klaren Einverständnis zu bringen war, sondern seine erbetene Erklärung endlos hinschleppte. Sogar eine mündliche Verabredung des Kaisers Karl mit mir wurde bald nachher unter Burians Einfluß von ihm wieder umgestoßen. Die niederländische Regierung war von mir schon benachrichtigt und hatte ihre Bereitschaft erklärt. Inzwischen hatte Österreich ohne unser Wissen das erste Sonderfriedensangebot gemacht und brachte dadurch den Stein ins Rollen. Kaiser Karl war wohl unter der Hand schon von sich aus mit der Entente in Fühlung getreten und längst

entschlossen, uns allein zu lassen. Er handelte nach dem von ihm zu seiner Umgebung geäußerten Plan: „Wenn ich zu den Deutschen gehe, dann stimme ich ihnen in allem zu, und wenn ich nach Hause komme, dann tue ich, was ich will." So kam es, daß meine Regierung und ich von Wien aus fortgesetzt getäuscht wurden, ohne daß wir etwas dagegen tun konnten, da man von dort immer durchfühlen ließ: Macht ihr Schwierigkeiten, dann lassen wir euch im Stich, d. h. unser Heer ficht nicht mehr an eurer Seite. Das aber mußte in der Lage, in der wir uns befanden, aus militärischen wie politischen Gründen wenn irgend möglich vermieden werden.

Der Abfall Ungarns und Österreichs hat die Krisis für uns gebracht. Hätte Kaiser Karl nur drei Wochen länger die Nerven behalten, dann wäre vieles anders gekommen. Andrassy hatte aber — nach seinem eigenen Eingeständnis — schon längst hinter unserem Rücken in der Schweiz mit der Entente verhandelt. Somit glaubte sich Kaiser Karl guter Behandlung seitens der Entente sicher.

Nach unserem Mißerfolge am 8. August hatte General Ludendorff erklärt, daß er einen militärischen Sieg nicht mehr verbürgen könne. Die Anbahnung von Friedensverhandlungen sei daher notwendig. Da es der Diplomatie nicht gelungen war, aussichtsreiche Verhandlungen anzuknüpfen, die militärische Lage dagegen sich infolge der revolutionären Wühlarbeit noch verschlechtert hatte, forderte Ludendorff nunmehr am 29. September an Stelle der Friedensverhandlungen die Anbahnung eines Waffenstillstandes.

In dieser kritischen Zeit setzte in der Heimat eine starke Bewegung dafür ein, für den nunmehr notwendigen Abschluß des Krieges eine neue Regierung zu bilden. Ich konnte mich dieser Bewegung deshalb nicht verschließen, weil es der alten Regierung in den 7 Wochen vom 8. August bis Ende September nicht gelungen war, Friedensverhandlungen mit Aussicht auf Erfolg anzubahnen.

Inzwischen waren die von der Front befohlenen Generale v. Gallwitz und v. Mudra bei mir erschienen. Sie entwarfen ein Bild der inneren Lage des Heeres, wobei auch die große Zahl der Drückeberger hinter der Front, die Fälle von Insubordination, das Erscheinen der roten Flagge in den Urlauberzügen, die aus der Heimat kamen, u. dgl. erwähnt wurden. Die Generale erblickten die Hauptursache der vorhandenen Übelstände in der ungünstigen Wirkung der in der Heimat herrschenden Stimmung auf die Truppen. Der allgemeine Wunsch nach Beendigung des Kampfes und nach Frieden habe von der Heimat auf die Etappe übergegriffen und mache sich auch bereits bei einzelnen Fronttruppenteilen bemerkbar. Die Generale vertraten die Ansicht, daß die Armee deshalb sofort hinter die Antwerpen-Maas-Linie zurückgenommen werden müßte.

Noch am selben Tage sandte ich telephonisch an den Feldmarschall v. Hindenburg den Befehl, sobald als möglich den Rückzug in die Antwerpen-Maas-Linie zu bewirken. Das Zurückgehen des ermüdeten, aber an keiner Stelle entscheidend geschlagenen Heeres in diese Stellung bedeutete nur die Einnahme einer wesentlich kürzeren und vom Gelände vielfach begünstigten Stellung, die freilich nicht ausgebaut war. Aber auch an der Somme hatten wir uns in Trichterstellungen geschlagen. Das Ziel mußte sein, die Operationsfreiheit wieder zu gewinnen, was meines Erachtens keineswegs aussichtslos war. Hatten wir doch im Laufe des Krieges mehrfach Rückzüge ausgeführt, um uns in militärisch günstigere Lagen zu versetzen.

Gewiß war das Heer nicht mehr das alte. Namentlich der Ersatz des Jahres 1918 war vielfach von revolutionärer Propaganda verseucht und benutzte oft das Dunkel der Nacht, um sich dem Feuer zu entziehen und in der Etappe zu verschwinden. Aber die Mehrzahl meiner Divisionen hat sich bis zuletzt tadellos geschlagen, Disziplin und militärischen Geist bewahrt. Sie waren dem Feinde an innerem Gehalt noch immer gewachsen. Denn trotz seiner Übermacht

an Zahl, Geschützen, Munition, Tanks und Flugzeugen blieben die feindlichen Truppen sofort liegen, wenn sie auf ernsthaften Widerstand stießen. So sind die Verbände unserer alten Frontsoldaten im Recht, wenn sie stolz das Motto „Im Felde und zur See unbesiegt!" auf ihr Panier geschrieben haben.

Was der deutsche Frontkämpfer und damit das deutsche Volk in Waffen in 4¼ Kriegsjahren geleistet hat, ist über alles Lob erhaben. Man weiß nicht, was man mehr bewundern soll, die Begeisterung, mit der die herrliche Jugend von 1914, ohne die Wirkung unseres Artilleriefeuers abzuwarten, freudig auf den Feind stürmte, oder die entsagungsvolle Pflichttreue und Beharrlichkeit, mit der unsere Feldgrauen, knapp ernährt und selten abgelöst, Jahr aus, Jahr ein, in der Nacht schippend, am Tage in Unterständen, Erdhöhlen hausend oder im Granattrichter liegend, dem Stahlgewitter der feindlichen Artillerie, Flieger und Tanks getrotzt haben. Und dieses Heer, das man für abgekämpft hätte halten sollen, war nach fast 4 Kriegsjahren noch zu Angriffserfolgen fähig gewesen, deren unsere Feinde trotz ihrer Riesenübermacht sich nirgends rühmen konnten. Trotzdem durfte man ihm nicht Übermenschliches zumuten. Wir mußten zurückgehen, um Atem schöpfen zu können.

Der Feldmarschall sträubte sich gegen den Rückzugsbefehl: aus politischen Gründen (Friedensverhandlungen usw.) solle man noch stehen bleiben; der Rücktransport von Material usw. müsse erst bewerkstelligt werden usw. –

Ich entschloß mich nunmehr, dem mir ausgesprochenen Wunsche des Heeres entsprechend, mich an die Front zu begeben, um mit meinen im schweren Kampfe stehenden Truppen zusammen sein und mich persönlich von ihrem Geist und Zustand überzeugen zu können.

Ich konnte diesen Entschluß um so eher ausführen, als ich, seitdem die neue Regierung eingesetzt war, von dieser wie vom Reichs-

kanzler in keiner Weise mehr in Anspruch genommen wurde, mein Aufenthalt zu Hause also zwecklos erschien. Die Noten an Wilson wurden von Solf, dem Kriegskabinett und Reichstag in stundenlangen Sitzungen beraten und abgefaßt, ohne daß ich darüber orientiert worden wäre, so daß ich schließlich bei der letzten Note an Wilson Solf durch meinen Kabinettschef in sehr deutlicher Weise zu verstehen gab, daß ich verlange, von der Note vor ihrem Abgange Kenntnis zu erhalten. Solf erschien und trug sie vor, stolz auf seine Antithese zwischen Waffenstreckung, die Wilson's Verlangen war, und Waffenstillstand, der beantragt wurde. Als ich dann auf die Abdankungsgerüchte aufmerksam machte und verlangte, das Auswärtige Amt müsse in der Presse gegen das Unwürdige der Zeitungspolemik Stellung nehmen, erwiderte Solf: Davon sprächen ja doch schon alle Leute an allen Straßenecken, auch in den besten Kreisen erörtere man diese Frage ganz ungeniert. Als ich meiner Empörung darüber Ausdruck verlieh, bemerkte Solf zu meinem Trost: Wenn Seine Majestät ginge, ginge er auch, er könne unter solchen Verhältnissen nicht weiterdienen. Ich ging oder vielmehr ich wurde von meiner eigenen Regierung gestürzt, und — Herr Solf blieb.

Als der Reichskanzler Prinz Max von meinem Entschluß zur Abreise nach der Front erfuhr, versuchte er, sie auf alle Weise zu verhindern. Er fragte, warum ich reisen wollte, und erhielt zur Antwort, daß ich die Rückkehr ins Feld für meine Pflicht als Oberster Kriegsherr hielte, nachdem ich fast einen Monat von der schwerringenden Armee getrennt gewesen sei. Auf den Einwurf des Kanzlers, ich sei zu Hause unentbehrlich, entgegnete ich, wir befänden uns im Kriege, und der Kaiser gehöre zu seinen Soldaten. Schließlich erklärte ich endgültig, ich würde reisen. Wenn die Waffenstillstandsnote Wilson's eintreffe, dann müsse sie ja doch im Hauptquartier bei der Armee besprochen werden und der Kanzler zu den Beratungen nach Spa kommen.

Ich begab mich zu der Armee in Flandern, nachdem ich in Spa dem Generalstab nochmals den bestimmten Befehl gegeben hatte, schleunigst in die Antwerpen-Maas-Stellung zurückzugehen, damit die Truppen endlich aus dem Kampfe heraus zur Ruhe kämen. Trotz der Einwendungen, das brauche Zeit, die Stellung sei noch nicht fertig, das Material müsse erst zurück usw., erhielt ich den Befehl aufrecht. Der Rückzug wurde eingeleitet.

In Flandern sah ich Abordnungen der verschiedenen Divisionen, sprach mit den Leuten, verteilte Dekorationen und wurde überall von Offizieren wie Mannschaften freudig begrüßt. Besonders begeistert waren die Soldaten eines Kgl. Sächsischen Rekrutendepots, die mir auf dem Bahnhofe, auf dem ich meinen Zug wieder bestieg, stürmische Huldigungen darbrachten. Während ich an Angehörige der Garde-Ersatz-Division Dekorationen austeilte, flog, von Abwehrgeschützen und Maschinengewehren heftig beschossen, ein feindliches Bombengeschwader direkt über uns weg und warf in der Nähe des Sonderzuges Bomben ab. Die höheren Führer meldeten übereinstimmend: Der Geist der Truppe vorn sei gut und zuverlässig; weiter rückwärts bei den Kolonnen sei das nicht in gleichem Maße der Fall. Das Schlimmste seien die Urlauber, die zu Hause offenbar bearbeitet und verseucht worden seien und von dort einen schlechten Geist mitbrächten. Die jungen Rekruten in den Depots seien gut.

In Spa, wohin ich mich nun begab, trafen andauernd Nachrichten aus der Heimat von der immer heftiger werdenden Agitation und Stimmung gegen den Kaiser ein und von der zunehmenden Schlaffheit und Hilflosigkeit der Regierung, die ohne Initiative und Kraft sich nur noch willenlos treiben ließ. In der Presse wurde sie spottend „Debattierklub" genannt; in führenden Blättern bezeichnete man den Prinzen Max als „Revolutionskanzler". Er lag, wie ich später erfuhr, über zehn Tage an Grippe zu Bett, unfähig, die Geschäfte wirklich zu führen. Exzellenz v. Payer und Solf re-

gierten mit dem andauernd tagenden sogenannten Kriegskabinett das Deutsche Reich. In solch kritischen Zeiten durfte meines Erachtens das gefährdete Staatsschiff nicht von Vertretern des Reichskanzlers gesteuert werden. Vertreter können eben nicht die Autorität haben, wie der verantwortliche Regierungschef. Autorität aber war gerade damals vonnöten. Es waren, soweit es mir bekannt ist, nicht einmal starke Vollmachten an den Vizekanzler gegeben worden. Die richtige, d. h. die pflichtmäßige Lösung wäre die wirkliche Ersetzung des Prinzen Max als Reichskanzler und die Berufung einer starken Persönlichkeit an seine Stelle gewesen. Da wir das parlamentarische Regierungssystem hatten, mußten die Parteien den Wechsel im Kanzleramte veranlassen und mir einen Nachfolger des Prinzen Max präsentieren. Das ist nicht geschehen.

Nun setzten Versuche der Regierung und des Reichskanzlers ein, um mich zur Abdankung zu bewegen. Der Minister des Innern, Drews, erschien im Auftrage des Kanzlers, um mich über die Stimmung zu orientieren. Er schilderte die bekannten Vorgänge in Presse, Hochfinanz und Publikum, und betonte, daß der Reichskanzler zur Abdankungsfrage selbst keine Stellung genommen, ihn jedoch zu mir gesandt habe. Er sollte mir also quasi suggerieren, selbst zu dem Schlusse zu kommen, daß ich abdanken müsse, damit es nicht so aussehe, als ob die Regierung einen Druck auf mich ausgeübt hätte. Ich legte dem Minister die verhängnisvollen Folgen der Abdankung dar und fragte ihn, wie er als preußischer Beamter eine solche Zumutung mit seinem Beamteneid seinem Könige gegenüber glaube vereinigen zu können. Drews wurde verlegen und entschuldigte sich mit dem Befehl des Reichskanzlers, der keinen anderen Mann habe finden können. Später teilte man mir mit, daß Drews einer der ersten Beamten gewesen ist, der von der Abdankung seines Herrn und Königs gesprochen hat.

Ich lehnte es ab abzudanken und erklärte, ich werde Truppen sammeln und mit ihnen zurückkehren, um der Regierung zu helfen,

die Ordnung im Lande aufrecht zu erhalten. Danach wurde Drews in meiner Gegenwart vom Feldmarschall v. Hindenburg und General Gröner empfangen, trug ihnen seinen Auftrag vom Reichskanzler vor und wurde von beiden Herren im Namen der Armee sehr scharf abgewiesen. Zumal Gröners Kennzeichnung des Prinzen Max war von einer solchen Deutlichkeit, daß ich Drews noch beschwichtigen und trösten mußte. Der Feldmarschall machte den Minister noch darauf aufmerksam, daß die Armee im Falle meiner Abdankung nicht mehr weiterkämpfen, sondern sich auflösen würde, zumal die Mehrzahl der Offiziere voraussichtlich den Abschied nehmen und das Heer dann ohne Führer sein würde.

Bald darauf erfuhr ich durch einen meiner Söhne, daß der Reichskanzler ihn zu bereden versucht habe, den Auftrag, den dann Drews übernahm, seinerseits auszuführen. Mein Sohn hat es mit Entrüstung abgelehnt, seinem Vater die Abdankung vorzuschlagen.

Inzwischen hatte ich den Zivilkabinettschef v. Delbrück nach Berlin gesandt, um dem Kanzler eine allgemeine, auch zur Veröffentlichung bestimmte Ordre vorzulegen, die meine vom Kanzler nicht publizierte Ansprache an das Ministerium ersetzen, breiter behandeln und meine Stellung zur Regierung und zur Neuorientierung vor der Öffentlichkeit klarlegen sollte. Der Kanzler unterließ zunächst auch die Veröffentlichung dieser Ordre. Erst mehrere Tage später hat er sich veranlaßt gesehen, sie zuzulassen, infolge eines Briefes, den, wie ich nachher erfuhr, die Kaiserin ihm geschrieben hatte. Herr v. Delbrück meldete mir dann, daß die Ordre in Berlin und in der Presse einen guten Eindruck gemacht, die Lage entspannt und Beruhigung gebracht habe, so daß die Abdankungsidee zu schwinden beginne und sogar die Rechtssozialisten die Verhandlung darüber zu vertagen beschlossen hätten.

In den folgenden Tagen mehrten sich die Nachrichten, daß in Berlin von den Sozialisten Unruhen geplant seien; der Kanzler

werde immer nervöser. Der Bericht, den Drews der Regierung nach seiner Rückkehr von Spa erstattet hat, war nicht ohne Eindruck geblieben. Die Herren wollten mich wohl los werden, aber vor den Folgen schreckten sie zunächst zurück. Ihr Standpunkt war ebenso unklar wie ihr Verhalten. Sie taten so, als ob sie keine Republik wollten, merkten aber gar nicht, daß ihr Handeln geradewegs zur Republik führen mußte. Ihr Verhalten ist auch vielfach dahin ausgelegt worden, daß sie dieses Ziel direkt im Auge gehabt hätten. Es gibt viele, die aus dem rätselhaften Benehmen des Kanzlers mir gegenüber schlossen, daß er auf meine Beseitigung hinarbeite, um selbst Präsident der Deutschen Republik zu werden, mit dem Zwischenstadium eines Reichsverwesers. Mit dieser Unterstellung tut man dem Prinzen Max zweifellos Unrecht. Derartige Gedankengänge sind bei einem Angehörigen eines alten deutschen Fürstengeschlechts ausgeschlossen.

General Gröner, der zur Orientierung nach Berlin gefahren war, meldete nach seiner Rückkehr, daß er von der Regierung und von der Stimmung im Lande recht üble Eindrücke erhalten habe. Es gehe der Revolution entgegen; die Regierung reiße bloß ein, schaffe nichts Positives; das Volk wolle unter allen Umständen endlich Frieden, ganz gleich, wie er aussähe; die Autorität der Regierung sei gleich Null, die Hetze gegen den Kaiser sei im vollen Gange, die Abdankung sei kaum mehr zu vermeiden. Die Truppen zu Hause seien unzuverlässig, bei Aufständen könne man unliebsame Überraschungen erleben. Durch die von der Kriminalpolizei beschlagnahmten Kurierkisten des russischen Bolschewiki-Botschafters sei sehr belastendes Material darüber zutage gefördert, daß von der russischen Botschaft aus im Verein mit der Spartakusgruppe schon seit langem die Bolschewiki-Revolution nach russischem Muster in aller Ruhe gründlich organisiert worden sei. (Das geschah mit Wissen des ständig gewarnten Auswärtigen Amtes, das aber alle War-

nungen verlachte oder mit dem Bemerken: man dürfe die Bolschewiki nicht reizen, abwies, sowie unter den Augen der Polizei, der das Auswärtige Amt andauernd in den Arm fiel.) Durch die verseuchten Urlauber sei das Gift bereits in die Armee getragen. Sie sei teilweise angefressen und werde sich, sobald sie durch Waffenruhe frei geworden sei, bei Rückkehr in die Heimat weigern, gegen die Aufständischen zu kämpfen. Daher müsse jeder Waffenstillstand, so schwer seine Bedingungen auch sein möchten, unbedingt und sofort angenommen werden; das Heer sei nicht mehr zuverlässig und die Heimat stehe vor der Revolution.

Am Morgen des 9. November*) ließ mir der Reichskanzler Prinz Max von Baden nochmals, wie schon am 7., mitteilen, die Sozialdemokraten, auch die sozialdemokratischen Staatssekretäre, verlangten meine Abdankung. Derselben Ansicht seien nun auch die übrigen Mitglieder der Regierung geworden, die bisher noch dagegen gewesen seien. Ebenso stehe es bei den Mehrheitsparteien im Reichstage. Er bitte mich daher, sofort abzudanken, da sonst in Berlin umfangreiche Straßenkämpfe mit Blutvergießen zu erwarten seien; im kleinen hätten solche schon begonnen.

Ich berief sofort den Feldmarschall v. Hindenburg und den Generalquartiermeister General Gröner. Dieser meldete wiederum, die Armee könne nicht mehr kämpfen und wolle vor allem Ruhe, daher müsse unbedingt jeder Waffenstillstand angenommen werden. Dieser müsse sobald als möglich abgeschlossen werden, da die Armee nur noch für 6–8 Tage Verpflegung habe und durch die Aufrührer, die alle Verpflegungsmagazine und Rheinbrücken besetzt hätten, von jedem Nachschub abgeschnitten sei. Unbegreiflicherweise

*) Über die Zuspitzung der Ereignisse bis zu dem verhängnisvollen 9. November und über diesen Tag selbst finden sich authentische Angaben eines Augenzeugen in dem lesenswerten Buche des von der Obersten Heeresleitung zu mir kommandierten Majors Niemann „Kaiser und Revolution“ (Berlin 1922).

habe die aus Berlin nach Frankreich entsandte Waffenstillstands-kommission — Erzberger, Gesandter Graf Oberndorff, General v. Winterfeldt —, die vorgestern abend die französischen Linien passierte, bisher keine Mitteilung über den Inhalt der Bedingungen in das Hauptquartier gelangen lassen.

Auch der Kronprinz mit seinem Chef Graf Schulenburg traf ein und nahm an der Beratung teil. Während unserer Besprechungen kamen mehrere telephonische Anfragen des Reichskanzlers, die stark drängten unter der Mitteilung, daß die Sozialdemokraten aus der Regierung ausgeschieden wären und daß Gefahr im Verzuge sei. Der Kriegsminister meldete: Unsicherheit bei Teilen der Truppen in Berlin; die 4. Jäger, 2. Kompagnie des Alexanderregiments, 2. Batterie Jüterbog seien zu den Aufständischen übergegangen; kein Straßenkampf.

Den Bürgerkrieg wollte ich meinem Volke ersparen. Falls meine Abdankung tatsächlich das einzige Mittel war, um Blutvergießen zu verhindern, so wollte ich der Kaiserwürde entsagen, nicht aber als König von Preußen abdanken, sondern als solcher bei meinen Truppen bleiben. Denn die militärischen Führer hatten erklärt, die Offiziere würden im Falle meiner völligen Abdankung in Massen abgehen und das Heer werde dann führerlos auf das Vaterland zurückströmen und es schädigen und gefährden.

Dem Reichskanzler war erwidert worden, mein Entschluß müsse erst reiflich erwogen und formuliert werden. Alsdann werde er dem Kanzler übermittelt werden. Als einige Zeit später diese Übermittelung stattgefunden hatte, kam die überraschende Antwort: ... mein Entschluß komme zu spät! Der Reichskanzler hatte von sich aus meine — noch gar nicht erfolgte — Abdankung sowie den Thronverzicht des überhaupt nicht befragten Kronprinzen kurzweg verkündet. Er hatte die Regierung an die Sozialdemokraten abgegeben und Herrn Ebert als Reichskanzler berufen. — Das alles

war gleichzeitig auch durch Funkspruch verbreitet worden. Die ganze Armee las es mit. So wurde mir die Entscheidung über mein Bleiben oder Gehen, über das Niederlegen der Kaiserwürde und die Beibehaltung der preußischen Königskrone kurzweg aus der Hand genommen. Die Armee wurde durch den fälschlichen Glauben, daß ihr König sie im kritischen Zeitpunkte verlassen hätte, aufs schwerste erschüttert.

Betrachtet man das Verhalten des Reichskanzlers Prinz Max von Baden im ganzen, so sieht man: Erst feierliche Erklärung, sich mit der neuen Regierung zum Schutze vor den Kaiserthron zu stellen; dann Unterdrückung der Ansprache, die in der Öffentlichkeit günstig hätte wirken können; Ausschaltung des Kaisers von jeder Mitarbeit; Preisgabe der Person des Kaisers durch Aufhebung der Zensur; kein Eintreten für die Monarchie in der Abdankungsfrage; dann Versuche, den Kaiser zur freiwilligen Abdankung zu bewegen, und schließlich Verkündigung der Abdankung durch Funkspruch über meinen Kopf hinweg. Diese ganze Entwicklung zeigt das staatsgefährliche Spiel, das Scheidemann, der den Kanzler ganz in der Hand hatte, getrieben hat. Er hat seine Ministerkollegen über seine wahren Absichten im unklaren gelassen, den Prinzen von einer Stufe zur andern getrieben unter schließlicher Berufung darauf, daß die Führer die Massen nicht mehr in der Hand hätten. So hat er den Prinzen dazu gebracht, den Kaiser, die Fürsten und das Reich preiszugeben, und ihn dadurch zum Zerstörer des Reiches gemacht. Dann stürzte Scheidemann den schwachen prinzlichen „Staatsmann".

Die Lage nach Eintreffen des Funkspruches war schwer. Zwar waren Truppen im Antransport nach Spa begriffen, um die ungestörte Weiterführung der Arbeit im Großen Hauptquartier zu gewährleisten. Aber die Oberste Heeresleitung war nunmehr der Auffassung, daß man nicht mehr unbedingt auf ihre Zuverlässigkeit rechnen könne, falls von Aachen und Cöln her aufrührerische Soldaten heran-

rücken sollten und unsere Leute dadurch vor die Frage gestellt würden, gegen eigene Kameraden kämpfen zu müssen. Daher empfahlen mir meine sämtlichen Berater, das Heer zu verlassen und einen neutralen Staat aufzusuchen, um einen solchen „Bürgerkrieg" zu vermeiden.

Ich habe einen furchtbaren inneren Kampf durchgekämpft. Auf der einen Seite bäumte sich in mir als Soldaten alles dagegen auf, meine treugebliebenen tapferen Truppen zu verlassen. Auf der anderen Seite stand sowohl die Erklärung der Feinde, mit mir keinen für Deutschland erträglichen Frieden schließen zu wollen, wie die Behauptung meiner eigenen Regierung, daß nur durch mein Fortgehen ins Ausland der Bürgerkrieg zu vermeiden sei.

In diesem Kampfe stellte ich alles Persönliche zurück. Ich brachte bewußt meine Person und meinen Thron zum Opfer in der Meinung, dadurch den Interessen meines geliebten Vaterlandes am besten zu dienen. Das Opfer ist umsonst gewesen. Mein Fortgehen hat uns weder günstigere Waffenstillstands- und Friedensbedingungen gebracht, noch den Bürgerkrieg abzuwenden vermocht, dagegen die Zersetzung in Heer und Heimat in verderblichster Weise beschleunigt und vertieft.

Dreißig Jahre ist die Armee mein Stolz gewesen. Ich habe für sie gelebt und an ihr gearbeitet. Und nun nach über vier glänzenden Kriegsjahren mit unerhörten Siegen mußte sie unter dem von hinten gegen sie geführten Dolchstoß der Revolutionäre zusammenbrechen, gerade in dem Augenblick, als der Friede in Greifnähe stand! Und daß in meiner stolzen Flotte, meiner Schöpfung, die Empörung zuerst offen zutage getreten ist, hat mich am tiefsten ins Herz getroffen.

Es ist viel darüber geredet worden, daß ich die Armee verlassen habe und in das neutrale Ausland gegangen bin.

Die Einen sagen: Der Kaiser hätte sich zu einem Truppenteil der Kampffront begeben, mit ihm auf den Feind stürzen und in einem letzten Angriff den Tod suchen sollen. — Dadurch wäre aber nicht

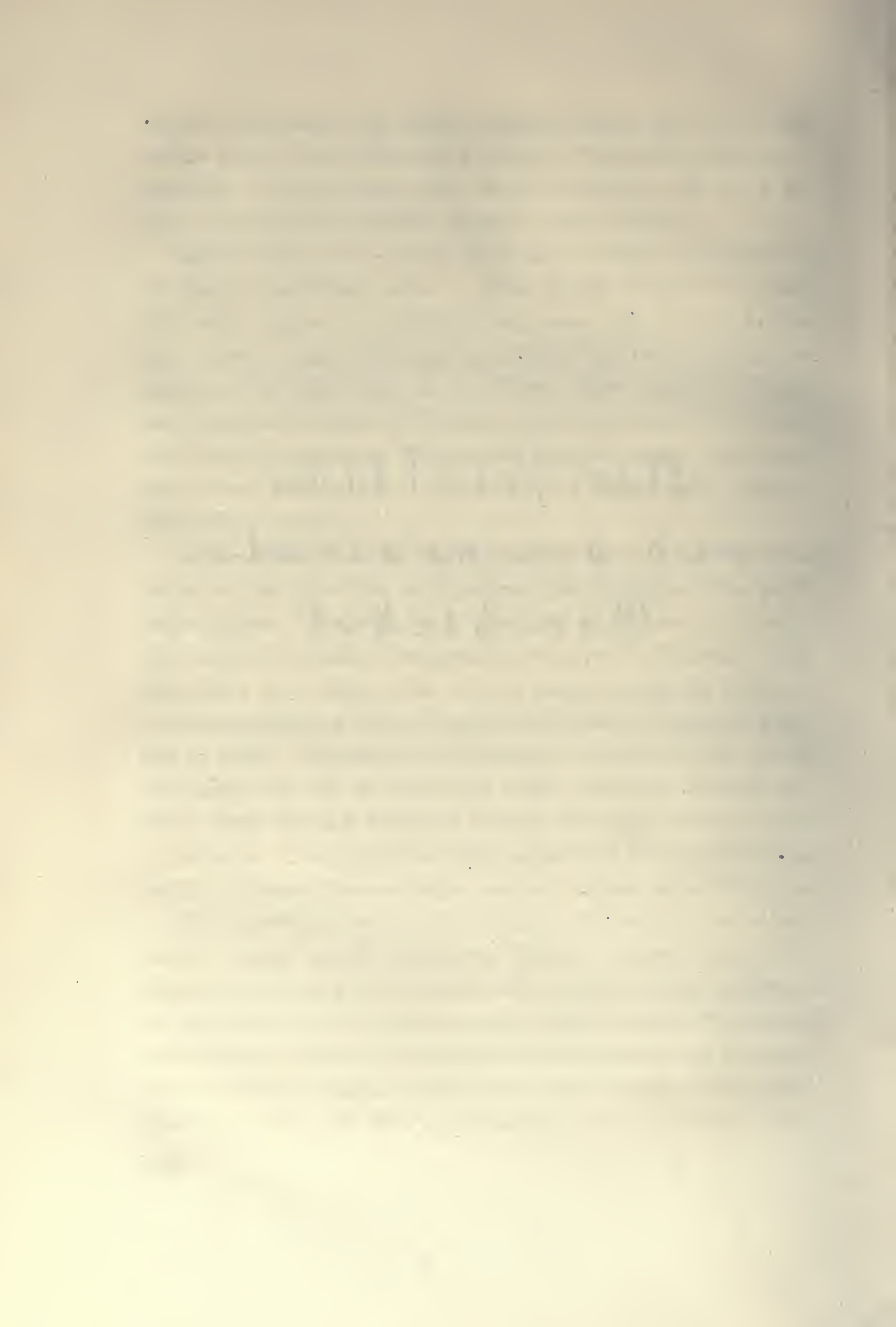
nur der vom Volke heiß ersehnte Waffenstillstand, über den bereits die von Berlin zum General Foch entsandte Kommission verhandelte, unmöglich gemacht, sondern auch das Leben vieler, und gerade der besten und treuesten Soldaten, nutzlos geopfert worden.

Andere meinen: Der Kaiser hätte an der Spitze des Heeres in die Heimat zurückkehren sollen. – Eine friedliche Rückkehr war aber nicht mehr möglich; die Aufständischen hatten sich der Rheinbrücken und anderer wichtiger Anlagen im Rücken des Heeres bereits bemächtigt. Ich hätte zwar an der Spitze treuer, aus der Kampffront gezogener Truppen die Rückkehr erzwingen können. Aber damit wäre der Zusammenbruch Deutschlands besiegelt gewesen. Denn zum Kampfe mit dem zweifellos nachdrängenden Feinde wäre noch der Bürgerkrieg getreten.

Wieder Andere meinen: Der Kaiser hätte sich selbst den Tod geben sollen. – Das war schon durch meinen festen christlichen Standpunkt ausgeschlossen. Und würde man dann nicht gesagt haben: Wie feige! Jetzt entzieht er sich aller Verantwortung durch den Selbstmord. Dieser Weg schied auch deshalb aus, weil ich darauf bedacht sein mußte, in der vorauszusehenden schweren Zeit meinem Volke und Lande zu helfen und zu nützen. Gerade in der Aufhellung der Schuldfrage, die sich mehr und mehr als der Kernpunkt unseres künftigen Geschicks enthüllte, wußte ich mich besonders berufen, die Sache meines Volkes zu vertreten. Denn mehr wie jeder andere kann ich Zeugnis ablegen von Deutschlands Friedenswillen und von unserem reinen Gewissen.

Nach unendlich schweren Seelenkämpfen habe ich auf dringendstes Anraten meiner zurzeit anwesenden höchsten verantwortlichen Ratgeber den Entschluß gefaßt, außer Landes zu gehen, weil ich auf Grund der mir gemachten Meldungen glauben mußte, dadurch Deutschland am treuesten zu dienen, ihm günstigere Waffenstillstands- und Friedensbedingungen zu ermöglichen und ihm weitere Menschenverluste, den Bürgerkrieg, Not und Elend zu ersparen.

Der feindliche und der neutrale Gerichtshof



Als die Forderung der Entente, daß ich und die deutschen Heerführer ihr zur Aburteilung vor ihren Gerichten ausgeliefert würden, bekannt geworden war, habe ich sofort erwogen, ob ich, ehe das deutsche Volk und die deutsche Regierung sich zu diesem Ansinnen geäußert hätten, durch eine Selbststellung meinem Vaterlande nutzen könnte. Es war mir klar, daß nach der Absicht der Entente die Auslieferung das staatliche und völkische Ansehen Deutschlands für alle Zeiten so schwer erschüttern sollte, daß wir niemals wieder gleichberechtigt, gleich würdig, gleich bündnisfähig in die uns gebührende erste Reihe der Völker einrücken könnten. Ich kannte meine Pflicht, die Ehre und Würde Deutschlands nicht preiszugeben. Es kam darauf an, zu entscheiden, ob es möglich war, Voraussetzungen für eine Selbststellung zu schaffen, die einen Nutzen für das deutsche Volk brachten und jene Nachteile ausschalteten. In diesem Falle wäre ich ohne Zaudern bereit gewesen, den schon gebrachten Opfern ein weiteres hinzuzufügen.

Der Vorschlag der Selbststellung ist, wie ich weiß, auch in wohlmeinenden deutschen Kreisen ernsthaft erwogen worden. Wo es sich dabei um Auswirkungen psychologischer Depression oder um die Verkennung des Eindrucks handelte, den Selbstkasteiung, Selbsterniedrigung, unfruchtbares Martyrium der Entente gegenüber hervorrufen mußten, brauchte man nur den oben kurz gestreiften real-

politischen Ursprung der Ententeforderung heranzuziehen, um zu klarer Entscheidung, nämlich zu strikter Ablehnung zu gelangen.

Anders lag es bei den Erwägungen, die von der Annahme ausgingen, ich könne, indem ich die Verantwortung für alle großen Entscheidungen und Handlungen meiner Regierung, die im Zusammenhange mit dem Kriege stehen, vor aller Welt übernahm, das Schicksal des deutschen Volkes erleichtern helfen. Nicht an einen Akt unpolitischer Sentimentalität war gedacht, sondern im Gegenteil an eine Tat, die für mich viel Bestechendes hatte. Die formale Rücksicht, daß nach der damaligen Reichsverfassung nicht ich, sondern bekanntlich allein der Reichskanzler die Verantwortung trug, hätte mich dabei nicht gestört.

Wenn auch nur die geringste Aussicht bestanden hätte, durch einen solchen Schritt eine Verbesserung der Lage Deutschlands herbeizuführen, so wäre für mich persönlich ein Zweifel über mein Handeln nicht möglich gewesen. Meine persönliche Opferfähigkeit hatte ich ja schon bewiesen, indem ich außer Landes ging und meinem und meiner Väter Thron entsagte, weil mir irrtümlich und täuschend versichert worden war, daß ich dadurch meinem Volke bessere Friedensbedingungen ermöglichen und den Bürgerkrieg ersparen würde. Ich hätte diesen neuen Versuch, meinem Volke zu helfen, auf mich genommen, obwohl sich inzwischen die eine der mir gegenüber geltend gemachten Erwartungen, nämlich die Vermeidung des Bürgerkrieges, bereits als falsch herausgestellt hatte.

Die Möglichkeit, dem deutschen Volke durch eine solche Tat zu helfen, bestand aber nicht. Die Selbststellung hätte kein anderes Ergebnis gehabt wie die Erfüllung der Auslieferungsforderung des Feindes. Denn kein Gerichtshof der Welt kann zu einem gerechten Urteil gelangen, bevor nicht die Staatsarchive aller am Kriege beteiligt gewesenen Staaten geöffnet werden; wie das von deutscher Seite schon geschehen ist und noch weiter geschieht. Wer aber konnte

nach dem unerhörten Diktat von Versailles noch den Optimismus aufbringen, daran zu glauben, daß die Ententestaaten für jenen Gerichtshof ihre Geheimakten zur Verfügung gestellt hätten!

Deshalb kamen bei mir nach sorgsamer Prüfung die schon erwähnten gewichtigen Gründe der persönlichen und der nationalen Würde und Ehre zu der ihnen gebührenden ausschlaggebenden Bedeutung. Ich mußte das Ansinnen der Selbststellung ablehnen. Ich durfte nicht die Rolle des Vercingetorix spielen, der bekanntlich im Vertrauen auf die Großmut seiner Feinde diesen seine Person auslieferte, um dadurch für sein Volk ein besseres Los zu erlangen. Nach dem Verhalten unserer Feinde während des Krieges und der Friedensverhandlungen war nicht anzunehmen, daß die Entente sich etwa großmütiger zeigen würde, als Caesar, der den edlen Gallier in Ketten legen und später hinrichten ließ und dessen Volk doch nicht mit der Knechtschaft verschonte.

Im allgemeinen möchte ich bemerken, daß es sich immer als falsch erwiesen hat, wenn man Ratschläge des Feindes befolgt oder sich solchen Ratschlägen nähert. Auch die wohlgemeinten Vorschläge der Selbststellung aus deutschen Kreisen sind immerhin, wenn auch vielleicht teilweise unbewußt, auf dem Boden der feindlichen Forderungen gewachsen. Deshalb schon waren sie abzulehnen. So bleibt der einzige Weg eine internationale unparteiische Instanz, die nicht einzelne Persönlichkeiten aburteilt, sondern alle Vorgänge, die zum Weltkriege führten, bei allen am Kriege beteiligten Staaten nach Öffnung nicht nur der deutschen, sondern aller Staatsarchive prüft und auf Grund des Ergebnisses das Urteil fällt. Deutschland kann mit diesem Verfahren nur einverstanden sein. Wer sich dagegen sträubt, spricht sich selbst das Urteil.

Meine Auffassung über das hier erörterte Thema geht aus dem nachstehend abgedruckten Briefe hervor, den ich unter dem 5. April 1921 an den Feldmarschall v. Hindenburg gerichtet habe und den

dieser inzwischen der Öffentlichkeit übergeben hat. Zum besseren Verständnis ist auch der vorangegangene Brief des Feldmarschalls wiedergegeben.*)

* * *

Hannover, den 30. März 1921.

Euerer Kaiserlichen und Königlichen Majestät

bitte ich für das gnädige Interesse an der Krankheit meiner Frau ehrfurchtsvollsten Dank unterbreiten zu dürfen. Die Sorge ist noch nicht behoben.

Aus der Heimat habe ich wenig Erfreuliches zu berichten. Die Unruhen in Mitteldeutschland sind ernster, als sie von der preußischen Regierung hingestellt werden. Hoffentlich gelingt es, ihrer bald Herr zu werden.

Immer drückender lasten auf dem deutschen Volke die Auswirkungen des Versailler Friedensdiktates, dessen Ziel, die Vernichtungspolitik unserer Feinde, von Tag zu Tag unverhüllter hervortritt. Zur Begründung dieser Zwangspolitik muß das Märchen von der deutschen Schuld am Kriege herhalten.

Den Wortführer des Feindbundes, Herrn Lloyd George, stört es wenig, daß er am 20. Dezember v. J. erklärt hat, kein Staatsmann habe im Sommer 1914 den Krieg gewollt. Alle Völker seien in ihn hineingeglitten oder hineingestolpert. In seiner Rede auf der Londoner Konferenz am 3. März sagt er ruhig: Die deutsche Verantwortlichkeit für den Krieg sei grundlegend. Sie sei die Basis, auf der das Gebäude des Vertrages von Versailles errichtet worden wäre. Wenn diese Anerkenntnis verweigert oder aufgegeben werde, sei der Vertrag hinfällig.

---

*) Die für das in Frage stehende Thema wichtigsten Stellen sind im Druck hervorgehoben.

Die Schuldfrage bildet nach wie vor den Angelpunkt für die Zukunft des deutschen Volkes. Furchtbar rächt sich das in Versailles den deutschen Vertretern wider ihre Überzeugung abgepreßte Zugeständnis unserer angeblichen „Schuld" am Kriege. Nicht minder rächt sich das unwahre Zugeständnis von Deutschlands „Mitschuld", das der Minister Simons auf der Londoner Konferenz abgegeben hat.

Ich fühle in tiefster Seele mit Euerer Majestät. In meiner langen militärischen Dienstzeit habe ich das Glück und die Ehre gehabt, zu Euerer Majestät in nahe persönliche Beziehungen zu treten. Ich weiß, daß Euerer Majestät Arbeit während Ihrer ganzen Regierungszeit der Erhaltung des Friedens gegolten hat. Ich kann ermessen, wie maßlos schwer es für Euere Majestät ist, von positiver Mitarbeit für das Vaterland ausgeschaltet zu sein.

Die „Vergleichenden Geschichtstabellen", die Euere Majestät aufgestellt haben, und von denen Euere Majestät auch mir seinerzeit einen Abdruck zustellen ließen, sind ein guter Beitrag zur Entstehungsgeschichte des Krieges und geeignet, manche unrichtige Vorstellung zu beseitigen. Ich habe es bedauert, daß Euere Majestät die Tabellen nicht der Öffentlichkeit übergeben, sondern sie auf einen engen Kreis beschränkt haben. Nachdem die Tabellen jetzt durch Indiskretionen und zum Teil in unvollständigen Auszügen in der Auslandspresse veröffentlicht sind, scheint mir nunmehr ihre vollständige Veröffentlichung in der deutschen Presse empfehlenswert.

Zu meiner großen Freude höre ich, daß in dem Befinden Ihrer Majestät in der letzten Zeit eine Besserung eingetreten ist. Gott helfe weiter!

In tiefster Ehrfurcht, in unbegrenzter Treue und Dankbarkeit Euerer Kaiserlichen und Königlichen Majestät alleruntertänigster

gez. v. Hindenburg, Generalfeldmarschall.

Haus Doorn, den 5. April 1921.

Mein lieber Feldmarschall!

Haben Sie warmen Dank für Ihren Brief vom 30. v. M. — Sie haben recht. Das ist das Schwerste für mich: im Auslande leben müssen, mit glühender Seele die furchtbaren Geschicke unseres teuren Vaterlandes, dem meine ganze Lebensarbeit gegolten hat, verfolgen und von der Mitarbeit ausgeschlossen sein.

Sie haben während der dunklen, unseligen Novembertage 1918 mir zur Seite gestanden. Wie Sie wissen, habe ich mich zu dem schweren, furchtbaren Entschluß, außer Landes zu gehen, nur auf Ihre und meiner übrigen berufenen Ratgeber dringende Vorstellung durchgerungen, daß es nur allein auf diesem Wege möglich sei, unserem Volke günstigere Waffenstillstandsbedingungen zu verschaffen und ihm einen blutigen Bürgerkrieg zu ersparen. Das Opfer ist umsonst gewesen. Nach wie vor wollen die Feinde für die angebliche Schuld des „Kaiserlichen Deutschlands" das deutsche Volk büßen lassen.

In dem Bestreben, alle persönlichen Rücksichten dem Wohle Deutschlands unterzuordnen, halte ich mich völlig zurück. Ich schweige zu allen Lügen und Verleumdungen, die über mich verbreitet werden. Ich halte es für unter meiner Würde, mich gegen Angriffe und Schmähungen zu verteidigen.

Dieser Zurückhaltung entsprechend habe ich auch die von Ihnen erwähnten „Geschichtstabellen" streng objektiv gehalten und nur einem engen Kreise von Bekannten zugänglich gemacht; auf welche Weise sie jetzt durch irgendeine Indiskretion (oder Diebstahl?) in die Öffentlichkeit gekommen sind, ist mir völlig unverständlich. Die Absicht, die mich bei Abfassung der historischen Tabellen leitete, war die: durch eine systematische Aufzählung nüchterner Tatsachen streng geschichtliches Material zusammen zu tragen, das den Leser in die Möglichkeit versetzen sollte, über die Vorgeschichte des Krieges sich selbst

ein Urteil zu bilden. Meine besten, überzeugendsten Quellen habe ich – nebenbei bemerkt – in der nach dem Kriege entstandenen Literatur gerade von Angehörigen der feindlichen Staaten gefunden. Darum freue ich mich, daß Sie meinen bescheidenen Beitrag zur Geschichte nützlich finden. Für Ihre Anregung, der deutschen Presse die inzwischen vervollständigten Tabellen zugänglich zu machen, danke ich Ihnen; ich werde ihr entsprechen.*)

Die Wahrheit wird sich Bahn brechen; machtvoll, unaufhaltsam, wie eine Lawine. Wer sich ihr nicht wider besseres Wissen verschließen will, muß erkennen, daß während meiner 26jährigen Regierungszeit vor dem Kriege die deutsche Außenpolitik lediglich auf die Erhaltung des Friedens gerichtet war. Sie erstrebte einzig und allein den Schutz des von West und Ost bedrohten heiligen Heimatbodens sowie die friedliche Entwicklung unseres Handels und unserer Volkswirtschaft. Hätten wir je kriegerische Absichten gehabt, so hätten wir 1900 losgeschlagen, als England durch den Burenkrieg, oder 1905, als Rußland durch den Japanischen Krieg gebunden war, und uns ein nahezu sicherer Sieg gewinkt hätte. Aber sicherlich hätten wir uns nicht gerade das Jahr 1914 ausgesucht, wo uns eine erdrückende Übermacht geschlossen gegenüberstand. Auch muß sich jeder Unbefangene sagen, daß Deutschland von dem Kriege gar nichts zu erwarten hatte, während unsere Feinde davon alles für ihre seit langem zu unserer Vernichtung festgesetzten Ziele erhofften.

Daß mein und meiner Regierung heißes Bemühen in den kritischen Juli- und Augusttagen 1914 ausschließlich der Erhaltung des Weltfriedens gegolten hat, wird durch die neuesten literarischen und aktenmäßigen Veröffentlichungen von deutscher und besonders von feindlicher Seite mehr und mehr erhärtet. Den durchschlagendsten

*) Das ist inzwischen erfolgt. Die „Vergleichenden Geschichtstabellen von 1878 bis zum Kriegsausbruch 1914“ sind im Dezember 1921 im Verlage von K. F. Koehler in Leipzig erschienen.

Beweis dafür bringt das Wort Sasonows: „Die Friedensliebe des Deutschen Kaisers bürgt uns dafür, daß wir den Zeitpunkt für den Krieg selbst bestimmen können." Was bedarf es da noch weiteren Zeugnisses für unsere Unschuld? Das bedeutet: Die Absicht, einen Überfall auf einen Ahnungslosen zu machen. Gott ist mein Zeuge, daß ich, um dem Kriege vorzubeugen, bis an die äußerste Grenze dessen gegangen bin, was ich mit Rücksicht auf die Sicherheit und Unversehrtheit meines teuren Vaterlandes verantworten konnte.

Von einer Schuld Deutschlands am Kriege kann nicht die Rede sein. Es besteht heute kein Zweifel mehr, daß nicht Deutschland, sondern der Feindbund den Krieg planmäßig vorbereitet und absichtlich herbeigeführt hat.

Zur Verdunkelung dieses Vorgehens hat der Feindbund in dem schmachvollen Friedensvertrag das unwahre „Schuldbekenntnis" Deutschlands erzwungen und meine Gestellung vor einen feindlichen Gerichtshof verlangt. Sie, mein lieber Feldmarschall, kennen mich zu gut, um nicht zu wissen, daß mir für mein geliebtes Vaterland kein Opfer zu groß ist. Doch ein Gerichtshof, in dem der Feindbund gleichzeitig Ankläger und Richter wäre, würde nicht ein Organ des Rechtes, sondern ein Instrument politischer Willkür sein und nur dazu dienen, durch meine selbstverständliche Verurteilung die uns auferlegten unerhörten Friedensbedingungen nachträglich zu rechtfertigen. Natürlich war daher das feindliche Ansinnen meinerseits zurückzuweisen. Aber auch meine Gestellung vor ein wie immer zusammengesetztes neutrales Gericht kann für mich nicht in Frage kommen. Ich erkenne wegen der Anordnungen, die ich als Kaiser und König, also als verfassungsmäßig unverantwortlicher Repräsentant der deutschen Nation, nach bestem Wissen und Gewissen getroffen habe, das strafrechtliche Urteil irgendeines irdischen Richters, wie hoch er auch

immer gestellt sein mag, nicht an, da ich dadurch die Ehre und Würde des von mir vertretenen deutschen Volkes preisgeben würde.

Ein Schuld- und Strafverfahren, das sich ausschließlich gegen das Oberhaupt eines der am Kriege beteiligten Staaten richtet, entkleidet diesen Staat jeder Gleichberechtigung mit den anderen Staaten und damit seines Ansehens in der Gemeinschaft der Völker. Außerdem würde es von vornherein den von den Feinden beabsichtigten Eindruck erwecken, als ob es sich bei der ganzen „Schuldfrage" nur um dieses eine Staatsoberhaupt und die eine von ihm vertretene Nation handelte. Dazu kommt noch, daß eine unparteiische Beurteilung der „Schuldfrage" ausgeschlossen ist, wenn das Verfahren nicht auch auf die Staatsoberhäupter und leitenden Staatsmänner der feindlichen Mächte erstreckt und deren Verhalten der gleichen Kritik unterstellt wird. Denn das Verhalten des einzelnen Staates bei Ausbruch des Krieges kann selbstverständlich nur unter Berücksichtigung des Vorgehens seiner Gegner richtig bewertet werden.

Eine wirkliche Aufklärung der „Schuldfrage", woran Deutschland sicher kein geringeres Interesse hätte als seine Feinde, könnte nur in der Weise erfolgen, daß durch eine internationale, unparteiische Instanz nicht einzelne Persönlichkeiten strafrechtlich abgeurteilt, sondern alle Vorgänge, die zum Weltkriege geführt haben, ebenso wie alle sonstigen Völkerrechtsverletzungen festgestellt würden, um danach das Verschulden der beteiligten Persönlichkeiten auf seiten aller kriegführenden Mächte richtig zu bemessen.

Ein solcher loyaler Vorschlag ist von deutscher Seite nach Beendigung des Krieges in amtlicher Form gemacht, aber, soweit mir bekannt, von den Feinden teils ablehnend beantwortet, teils überhaupt

keiner Antwort gewürdigt worden. Deutschland hat überdies seine Archive gleich nach dem Kriege ohne jede Einschränkung geöffnet, während der Feindbund sich bisher wohl gehütet hat, solchem Beispiel zu folgen. Die in Amerika jetzt in Veröffentlichung befindlichen Geheimdokumente aus den russischen Archiven sind erst der Anfang dazu.

Schon dieses Verhalten des Feindbundes neben überwältigendem einlaufenden Belastungsmaterial gibt den Fingerzeig dafür, wo die „Schuld am Kriege" in Wirklichkeit zu suchen ist! Für Deutschland aber erweist es sich um so mehr als gebieterische Pflicht, mit allen Mitteln alles irgendwie für die „Schuldfrage" in Betracht kommende Material zu sammeln, zu sichten und zu veröffentlichen, um dadurch die wirklichen Ursachen des Krieges zu entlarven.

Im Befinden I. M. ist leider eine Verschlechterung eingetreten. Mein Herz krampft sich in schmerzvollster Sorge zusammen.

Gott mit uns!

Ihr dankbarer

gez. Wilhelm.

Die Schuldfrage



Die Geschichte kennt kein Beispiel, das man mit dem Weltkriege 1914/18 vergleichen könnte. Sie kennt aber auch kein Beispiel für die Verwirrung, die über die Ursachen entstanden ist, die zum Weltkriege führten. Das ist um so erstaunlicher, weil der große Krieg eine hochkultivierte, aufgeklärte, politisch geschulte Menschheit vorfand, und weil die Ursachen zum Weltkriege klar und offen liegen. Auch die scheinbare Kompliziertheit in der Julikrise 1914 kann darüber nicht hinwegtäuschen. Der damalige Telegrammwechsel zwischen den Kabinetten der Großmächte und den Herrschern, die Tätigkeit der Staatsmänner und hervorragender Privatmänner bei mündlichen Verhandlungen mit wichtigen Persönlichkeiten der Entente waren gewiß von größter Wichtigkeit durch die entscheidende Bedeutung, die nahezu jedem Worte zukam, das aus verantwortlichem Munde gesprochen, und jeder Zeile, die geschrieben oder gedrahtet wurde. Aber die große Linie der Kriegsursachen wird dadurch nicht geändert, sie liegt fest und man darf sich nicht scheuen, sie immer wieder mit Ruhe und Sachlichkeit von dem verwirrenden Beiwerk der Vorgänge, die den Kriegsausbruch begleiteten, freizulegen.

Die allgemeine Lage des Deutschen Reiches hatte sich in der Vorkriegszeit immer glänzender und infolgedessen außenpolitisch immer schwieriger gestaltet. Ein niemals dagewesener Aufschwung in Industrie, Handel und Weltverkehr hatte Deutschland wohlhabend gemacht. Die Kurve unserer Entwicklung blieb nach oben gerichtet. Die damit verbundene friedliche Eroberung eines namhaften Teiles des Weltmarktes, auf den deutscher Fleiß und unsere Leistungen ge-

rechten Anspruch hatten, konnte älteren Weltvölkern, vor allem England, nicht angenehm sein. Das ist ein ganz natürlicher Vorgang, dem nichts Verwunderliches anhaftet. Es macht niemandem Freude, wenn sich plötzlich ein Konkurrent etabliert und man zusehen muß, wie die alte Kundschaft zu ihm abwandert. Ich kann also aus der Verstimmung Englands über Deutschlands Fortschritte auf dem Weltmarkte keinen Vorwurf gegen das Britenreich konstruieren.

Wenn es England verstanden hätte, unter Anwendung besserer Handelsmethoden die deutsche Konkurrenz abzuschlagen oder niederzuhalten, so wäre das sein gutes Recht gewesen, gegen das Einwendungen nicht hätten erhoben werden können. Der Tüchtigere gewann eben das Spiel. Es kann im Leben der Völker nicht als verwerflich gelten, wenn im friedlichen Wettbewerb von beiden Seiten mit gleichartigen, also friedlichen Mitteln, aber mit aller Energie, mit Kühnheit und Organisationskunst zum Besten des eigenen Volkes gearbeitet wird. Etwas ganz anderes ist es dagegen, wenn der eine Teil durch den Fleiß und die Leistung, wie durch überlegene Geschäftsmethoden des anderen seinen Aktivposten in der Weltbilanz bedroht sieht und nun, weil er nicht die Tüchtigkeit des jungen Konkurrenten zu entfalten vermag, mit Gewalt, also nicht mit friedlichen, sondern mit kriegerischen Mitteln gegen den friedlichen Wettbewerb vorgeht, um ihn aufzuhalten oder zu vernichten.

Unsere Lage wurde schwieriger, weil wir genötigt waren, zum Schutze unseres Wohlstandes, der nicht zuletzt auf den 19 Milliarden jährlicher deutscher Ausfuhr und Einfuhr basierte, eine Flotte zu bauen. Die Unterstellung, wir hätten die Flotte gebaut, um die weit überlegene englische anzugreifen und zu vernichten, ist absurd, denn wir hätten bei dem tatsächlichen Kräfteverhältnis zur See nicht siegen können. Wir kamen ja auf dem Weltmarkte wunschgemäß vorwärts; wir hatten über nichts zu klagen. Weshalb hätten wir also den Erfolg unserer friedlichen Arbeit aufs Spiel setzen sollen?

In Frankreich war seit 1870/71 der Revanchegedanke sorgsam genährt worden. In der belletristischen wie in der politischen und militärischen Literatur, im Offizierkorps, in den Schulen, in Vereinigungen, in den politischen Kreisen wurde er in allen möglichen Variationen gepflegt. Ich kann diese Stimmung verstehen. Vom gesunden nationalen Standpunkt aus gesehen ist es schließlich ehrenvoller, wenn ein Volk eine erlittene Schlappe wieder gut machen will, als wenn es diese einsteckt. Elsaß-Lothringen aber ist seit vielen Jahrhunderten deutsches Land. Von Frankreich war es geraubt, wir hatten es 1871 als uns gehörig zurückgenommen. Deshalb war ein Revanchekrieg, der die Eroberung urdeutschen Gebiets zum Ziele hatte, unrechtmäßig und unmoralisch. Ein Nachgeben unsererseits in diesem Punkte hätte unserem nationalen und rechtlichen Empfinden ins Gesicht geschlagen. Da Deutschland Elsaß-Lothringen niemals freiwillig an Frankreich zurückgeben konnte, war also der französische Revanchetraum nur durch einen siegreichen Krieg zu verwirklichen, der die französischen Grenzpfähle bis an das linke Rheinufer vorschieben sollte. Deutschland hingegen hatte keinen Anlaß, die Errungenschaften von 1870/71 aufs Spiel zu setzen, es mußte also darauf hinwirken, den Frieden mit Frankreich zu erhalten, um so mehr als die Konstellation der Mächte gegen den deutsch-österreichischen Zweibund immer deutlicher hervortrat.

In Rußland lagen die Dinge so, daß das gewaltige Zarenreich nach einem Zugang zum südlichen Meer drängte. Dieses Streben ist natürlich und nicht zu verurteilen. Ferner bestand der russisch-österreichische Gegensatz, hauptsächlich um Serbien, der insofern Deutschland mitbetraf, als Deutschland und Österreich-Ungarn im Bunde waren. Außerdem befand sich das zarische Rußland in einer andauernden inneren Gärung, und jede zarische Regierung fand es nützlich, eine Möglichkeit für äußere Konflikte bereit zu halten, um durch äußere Schwierigkeiten jederzeit von den inneren ablenken zu

können, ein Ventil für den inneren Konfliktsstoff zu besitzen. Es kam hinzu, daß der enorme Anleihenbedarf Rußlands fast ausschließlich in Frankreich gedeckt wurde. Über 20 Milliarden französischer Goldfranken, über deren Verwendung Frankreich teilweise verfügte, wanderten nach Rußland. Es handelte sich dabei ausnahmslos um strategische und kriegvorbereitende Maßnahmen. An der goldenen Kette der französischen Milliarden wurde das Zarenreich nicht nur finanziell an Frankreich gekettet; es wurde dem französischen Revanchegedanken dienstbar.

So ergab es sich, daß England, Frankreich und Rußland, allerdings aus verschiedenen Gründen, ein gemeinsames Ziel hatten, nämlich: Deutschland niederzuzwingen. England aus handelspolitischen, Frankreich aus revanchepolitischen, Rußland als Trabant Frankreichs sowie aus innerpolitischen Gründen und um an das südliche Meer zu gelangen. So mußten sich diese drei Großstaaten finden. Den Zusammenschluß dieser Bestrebungen zu gemeinsamem planmäßigen Handeln nennen wir die Einkreisungspolitik.

Hierzu kommt noch das erst kürzlich bekannt gewordene, bereits im Kapitel „Hohenlohe" ausführlich erörterte Gentleman's agreement, von dem ich während meiner Regierungszeit überhaupt keine Kenntnis gehabt habe. Als ich von ihm erfuhr, habe ich mich sofort bei Herrn v. Bethmann danach erkundigt. Er schrieb mir einen etwas gewundenen Brief: Irgend etwas sei wohl in den Akten des Auswärtigen Amtes darüber vorhanden; der damalige deutsche Botschafter in Washington, v. Holleben, hätte darüber vertraulich wohl etwas berichtet, aber er hätte die Quelle nicht angegeben; deshalb wäre vom Auswärtigen Amte der Sache keine Bedeutung beigemessen und sie nicht an mich weitergegeben worden. Jenes Agrement hat also tatsächlich auf die Politik Deutschlands keinen Einfluß gehabt. Aber es beweist nachträglich, daß die angelsächsische Welt sich schon im Jahre 1897 gegen uns zusammengeschlossen hat, und deckt dadurch

manche Schwierigkeiten der deutschen Politik auf. Es erklärt auch die Haltung Amerikas während des Krieges.

Die Entente cordiale hingegen war uns mit allen ihren Gründen und Zielen bekannt und hat den Kurs unserer Politik bestimmend beeinflußt.

Es ergab sich für Deutschland aus der Gruppierung England, Frankreich und Rußland, also dreier sehr starker Mächte, nur eine politische Konsequenz: Die von außen drohende Entscheidung über die Zukunft Deutschlands mit Waffengewalt mußte vermieden werden, bis wir wirtschaftlich, militärisch, zur See und nationalpolitisch uns eine derartige reale Weltstellung erworben hatten, daß es unseren Gegnern ratsam erscheinen mußte, von dem Risiko machtmäßiger Entscheidung abzusehen und uns an der restlichen Aufteilung und der Bewirtschaftung der Welt den unserem Können entsprechenden Anteil zu lassen. Wir wollten und durften unseren mühsam erarbeiteten Wohlstand nicht aufs Spiel setzen. So entstand der Gegensatz: Die Ziele der Entente konnten nur durch einen Krieg, die Ziele Deutschlands nur ohne Krieg erreicht werden. An diesem Grundgedanken muß festgehalten werden, er ist entscheidender als alles Beiwerk. Deshalb gehe ich hier nicht auf Einzelheiten ein, nicht auf belgische oder andere Berichte, nicht auf die Telegramme kurz vor Kriegsausbruch. Die gründliche Bearbeitung dieser Einzelheiten ist Sache der Forschung.

Unsere Lage ist von uns richtig erkannt worden. Wir haben entsprechend gehandelt.

Wir haben uns, um wieder mit England zu beginnen, jede Mühe einer Annäherung gegeben, wir sind auf die Forderung der Flottenbaueinschränkung eingegangen, wie ich das bei dem Bericht über Haldane's Besuch in Berlin schon ausgeführt habe. Ich habe meine verwandtschaftlichen Beziehungen zu verwerten versucht. Es war vergeblich. Die Betätigung König Eduards VII. findet eine

einfache Erklärung darin, daß er eben Engländer war und die von seiner Regierung ausgegebenen Pläne zu verwirklichen trachtete. Der politische Ehrgeiz des erst in vorgerücktem Alter zur Regierung gelangten Königs mag hinzugekommen sein. Wir haben jedenfalls alles nur Mögliche getan, um England entgegenzukommen. Es war vergebens, denn die deutschen Ausfuhrziffern wuchsen. Wir konnten natürlich nicht unseren Welthandel einschränken, um England zufriedenzustellen. Das wäre denn doch zuviel verlangt gewesen.

Es wird bei Betrachtung unserer Politik England gegenüber vielfach getadelt, daß wir seiner Zeit das Bündnisangebot, das der englische Kolonialminister Chamberlain uns brachte, abgelehnt hätten. Diese Angelegenheit lag indessen bei näherem Zusehen ganz anders, als sie zunächst frisiert wurde. Erstens brachte Chamberlain einen Brief des englischen Premiers Lord Salisbury an Bülow mit, in dem der Premierminister erklärte, Chamberlain handele nur für sich, das englische Kabinett stehe nicht hinter ihm. Nun könnte man darin eine diplomatisch zulässige Form sehen, die dem englischen Kabinett, das ja vom englischen Parlament abhing, freie Hand ließ. Es hat sich aber später herausgestellt, das sei vorweg bemerkt, daß die liberale Gruppe in England damals einem deutsch-englischen Bündnisse ablehnend gegenüberstand. Weil es sich aber um eine diplomatische Form handeln konnte, nämlich, daß man Chamberlain vorschickte und dem englischen Kabinett, wie es in London so gern gemacht wird, vollkommene Freiheit des Handelns vorbehalten wollte, hat Bülow mit meinem Einverständnis doch ausführlich mit Chamberlain verhandelt. Dabei stellte sich einwandfrei heraus, daß die englisch-deutsche Vereinigung gegen Rußland gedacht war. Es wurde von Chamberlain direkt von einem dann zu führenden Kriege Englands und Deutschlands gegen Rußland gesprochen. Graf Bülow wies in vollem Einvernehmen mit mir die Störung des europäischen Friedens höflich, aber bestimmt zurück. Damit handelte er auch im

Sinne des großen Kanzlers. Denn Fürst Bismarck hat das Wort geprägt — ich habe es selbst im Bismarckschen Familienkreise wiederholt gehört: Deutschland dürfe niemals der Festlanddegen Englands werden. Wir haben also damals weiter nichts getan, als in konsequenter Linie unsere Politik durchgeführt, d. h. jedes Engagement abgelehnt, das zu einem Kriege führen konnte, der nicht unmittelbar der Verteidigung des Heimatbodens diente. Die Ablehnung des Chamberlainschen Angebots ist ein Beweis der deutschen Friedensliebe.

Frankreich gegenüber haben wir versucht, in ein leidliches Verhältnis zu gelangen. Das war schwer, denn wir galten ihm als der Erbfeind und die Forderungen der Revancheidee konnten von uns nicht erfüllt werden. Wir haben die Marokkodifferenz friedlich liquidiert; an Krieg um Marokko dachte kein maßgebender Mann in Deutschland. Wir haben es damals des lieben Friedens wegen hingenommen, daß Frankreich, gestärkt durch den mit England geschlossenen geheimen Austauschvertrag Ägypten-Marokko, über die sehr wesentlichen legitimen Interessen Deutschlands in Marokko hinwegging. Die Konferenz von Algeciras zeigte schon die Konturen des großen Krieges. Es ist gewiß nicht angenehm, politische Rückzüge, wie den in der Marokkoangelegenheit, antreten zu müssen; aber die deutsche Politik hat alles dem großen Gesichtspunkte untergeordnet, den Weltfrieden zu erhalten.

Wir haben es mit Höflichkeiten versucht, die uns zum Teil sogar übel genommen wurden. Ich erinnere nur an die Reise meiner Mutter, der Kaiserin Friedrich, nach Paris. Wir hatten eine leidliche Aufnahme erwartet, weil sie englische Prinzessin war und als Künstlerin zur französischen Kunst kam. Ich habe die Kaiserin Eugenie zweimal besucht, einmal von Aldershot aus in ihrem Schlosse Farnborough, das andere Mal auf ihrer Yacht in den norwegischen Gewässern bei Bergen. Diese Courtoisie erschien mir selbstverständlich, weil ich mich in ihrer Nähe befand. Als der französische General Bonnal mit einigen Offizieren in Berlin war, speisten die Herren beim

2. Garde-Regiment z. F. Ich nahm teil und brachte einen Trinkspruch auf die französische Armee aus. Das mag ungewöhnlich gewesen sein, aber es war von den besten Absichten getragen. Ich habe französische Künstlerinnen und Künstler herangezogen. Gewiß, das alles waren in der großen Politik nur kleine Hilfen, aber sie beweisen doch unseren guten Willen.

Mit Rußland habe ich mir die außerordentlichste Mühe gegeben. Meine inzwischen veröffentlichten Briefe sind natürlich nie ohne Wissen, sondern immer im Einvernehmen mit den Reichskanzlern abgegangen, vielfach auf deren Wunsch. Unter Alexander III. wäre Rußland wohl nie in einen Krieg gegen Deutschland eingetreten, denn er war zuverlässig. Kaiser Nikolaus war schwach und schwankend. Der Letzte, der bei ihm war, hatte recht, und der konnte ich natürlich nicht immer sein. Ich habe auch diesem Zaren gegenüber alles versucht, um die traditionelle Freundschaft zwischen Deutschland und Rußland wieder herzustellen. Dazu bewog mich außer der politischen Einsicht das Versprechen, das ich meinem Großvater auf dem Totenbette gegeben hatte. Ich habe dem Zaren Nikolaus wiederholt eindringlichst zu liberalen Reformen im Innern, zur Einberufung der sogenannten großen Duma geraten, die schon unter Iwan dem Schrecklichen existiert und funktioniert hat. Ich hatte damit nicht die Absicht, mich in innere russische Angelegenheiten zu mischen, sondern ich wollte im Interesse Deutschlands die Gefahren der inneren Gärung beseitigen, die oft schon aus den erwähnten Gründen der Ablenkung zu äußeren Konflikten geführt hatten. Wenigstens diese eine kriegsgefährliche innere russische Situation wollte ich beseitigen helfen. Ich konnte das um so eher versuchen, als dem Zaren und Rußland selbst damit ebenfalls gedient gewesen wäre. Der Zar hat nicht gehört, sondern er hat eine neue Duma geschaffen, die den Zweck gar nicht erfüllen konnte. Bei der alten Duma hätte er persönlich mit allen Vertretern seines weiten Reiches verhandeln und sprechen, ein Vertrauensverhältnis herstellen können.

Ich habe, als der Zar sich zum Kriege gegen Japan entschloß, ihm gesagt, daß ich ihm den Rücken freihalten und keinerlei Unbequemlichkeiten bereiten würde. Das hat Deutschland gehalten.

Als der Verlauf des Krieges nicht den Erwartungen des Zaren entsprach, die russischen und japanischen Heere sich schließlich ohne große Kampfhandlungen wochenlang gegenüber lagen, traf der jugendliche Bruder des Zaren, Großfürst Michael, zum Besuch in Berlin ein. Wir wurden nicht recht daraus klug, was er eigentlich wollte. Fürst Bülow, der damals Kanzler war, bat mich, den Großfürsten einmal zu fragen, wie es eigentlich mit Rußland stände; er, der Fürst, hätte schlechte Nachrichten, er glaube, es sei für Rußland höchste Zeit, Schluß zu machen. Ich übernahm den Auftrag. Der Großfürst war sichtlich erleichtert, als ich freimütig mit ihm sprach; er bestätigte, daß es für Rußland übel aussähe. Ich sagte ihm, mir schiene es, als ob der Zar bald Frieden schließen sollte, denn die mir vom Großfürsten geschilderte Unzuverlässigkeit der Truppen und des Offizierkorps schienen mir ebenso bedenklich wie die erneute Gärung im Innern. Großfürst Michael war dankbar dafür, daß ich ihm Gelegenheit gab, sich zu äußern. Er sagte, der Zar sei schwankend, wie immer, aber er müßte Frieden schließen und würde es auch tun, wenn ich dazu riete. Er bat mich, ihm in diesem Sinne einige Zeilen an den Zaren mitzugeben. Ich entwarf einen englischen Brief an Zar Nikolaus, ging zu Bülow, referierte über die Mitteilungen des Großfürsten und zeigte meinen Briefentwurf. Der Fürst bedankte sich und fand den Brief zweckmäßig. Der Großfürst unterrichtete den russischen Botschafter in Berlin, Grafen Osten-Sacken, und reiste, nachdem er sich wiederholt bedankt hatte, direkt zum Zaren, der dann die Friedensverhandlungen einleiten ließ. Graf Osten-Sacken sagte mir bei der nächsten Begegnung, daß ich dem Zaren und Rußland einen großen Dienst erwiesen hätte. Ich freute mich, daß dies anerkannt wurde, und durfte also hoffen, daß mein Verhalten zur Herstellung eines guten Ver-

hältnisses zu Rußland beitragen werde. Gleichzeitig beugte ich aber damit auch der Gefahr eines Übergreifens einer möglichen russischen Revolution während des russisch-japanischen Kriegszustandes über die deutschen Grenzen vor. Dank hat Deutschland dafür nicht geerntet, aber ein Beweis unserer Friedensliebe bleibt auch unser Verhalten während des russisch-japanischen Krieges.

In derselben Richtung bewegte sich mein Vorschlag, der zum Björkö-Abkommen führte (Juli 1905). Er sah ein Bündnis zwischen Deutschland und Rußland vor, zu dem den beiderseitigen Verbündeten sowie andern Staaten der Anschluß freistehen sollte. Die Ratifizierung scheiterte am Widerspruch der russischen Regierung (Iswolski-Gruppe).

Es bleibt noch übrig, über Amerika einige Worte zu sagen. Von dem schon erwähnten Gentleman's agreement abgesehen, das die prinzipielle Haltung Amerikas in einem Weltkriege auf Seiten Englands und Frankreichs festlegte, gehörte Amerika nicht zu der von König Eduard VII. auf Anordnung seiner Regierung geschaffenen Entente cordiale. Vor allem hat Amerika, soweit die Vorgänge sich bisher übersehen lassen, nicht bei der Herbeiführung des Weltkrieges mitgewirkt. Die unfreundliche Antwort, die Präsident Wilson der deutschen Regierung am Anfang des Krieges gab, mag mit dem Gentleman's agreement zusammengehangen haben. Es besteht aber kein Zweifel darüber, daß Amerikas Eintritt in den Krieg und vorher die gewaltigen Munitions- und überhaupt Kriegsbedarfslieferungen Amerikas an die Entente die Chancen der Zentralmächte, den Krieg durch die Waffen erfolgreich zu beenden, wesentlich beeinträchtigt haben.

Es ist aber geboten, auch Amerika gegenüber jede gefühlsmäßige Kritik zu vermeiden; man kann in der großen Politik nur mit realen Faktoren rechnen. Es stand Amerika (trotz dem Gentleman's agreement) frei, neutral zu bleiben oder auf unserer oder auf der andern Seite in den Krieg einzutreten. Man kann einem Staat nicht einen Vorwurf aus seiner souveränen Entschließung über Krieg

und Frieden machen, sofern nicht seine Entscheidung mit festen Verträgen in Widerspruch steht. Das ist hier nicht der Fall. Es muß aber doch erwähnt werden, daß John Kenneth Turner in seinem bereits erwähnten Buche »Shall it be again?« an der Hand umfangreichen Materials nachweist, daß alle Gründe Wilson's für Amerikas Eintritt in den Krieg Scheingründe waren, daß er vielmehr lediglich im Interesse der mächtigen Hochfinanz der Wallstreet handelte.

Der große Gewinn, den Amerika aus dem Weltkriege gezogen hat, liegt darin, daß die Vereinigten Staaten nahezu 50% des Goldes der ganzen Welt an sich ziehen konnten, so daß jetzt der Dollar an Stelle des englischen Pfund den Wechselkurs in der Welt bestimmt. Aber auch daraus ist keinerlei Vorwurf herzuleiten, denn auch jeder andere Staat, der dazu in der Lage gewesen wäre, hätte diesen Zuwachs an Gold und Prestige auf dem Weltgeldmarkte mit Freuden sich zugeführt. Für uns ist es gewiß bedauerlich, daß Amerika das Geschäft nicht auf Seiten der Zentralmächte machte.

Aber ebenso wie Deutschland mit vollem Rechte sich dagegen auflehnt, daß seine friedliche Arbeit von der Entente nicht mit friedlichen, sondern mit kriegerischen Mitteln bekämpft wurde, so kann und muß Deutschland auch (wie es in Publikationen schon versucht wird) gegen den amerikanischen Rechtsbruch bei dem Abschluß des Weltkrieges immer wieder protestieren. Ich persönlich bin nicht der Auffassung, daß das amerikanische Volk sich dazu hergegeben hätte; besonders die amerikanische Frauenwelt hätte das Verleugnen der 14 Punkte des Präsidenten Wilson nicht mitgemacht, wenn sie damals hätte aufgeklärt werden können. Amerika stand mehr als andere Länder unter dem falschen Eindruck der englischen Propaganda und hat deshalb den mit unerhörten Vollmachten ausgestatteten Präsidenten Wilson in Paris selbstherrlich handeln, d. h. seine 14 Punkte sich abhandeln lassen. Ebenso wie Herr Wilson die englische Blockade, gegen die er vorher protestiert hatte, nachher nicht mehr erwähnte, hat er es auch mit seinen 14 Punkten getan.

Die deutsche Regierung hatte die 14 Punkte Wilsons akzeptiert, obwohl sie schwer genug waren. Die Alliierten hatten die 14 Punkte ebenfalls angenommen, mit Ausnahme der Freiheit der Meere. Wilson hatte die 14 Punkte garantiert. Ich finde die wichtigsten von ihnen nicht im Versailler Instrument, sondern nur diejenigen, die dem Machtwillen der Entente entsprachen, und auch diese zum Teil noch stark verfälscht. Auf die Garantie Wilsons hin hat Deutschland die von ihm besetzten feindlichen Gebiete geräumt und seine Waffen abgegeben, sich also wehrlos gemacht. In dieser Vertrauensseligkeit und dem Fallenlassen der 14 Punkte durch Wilson auf der einen Seite und in dem Ausbruch der deutschen Revolution auf der andern liegt der Schlüssel zu unserer jetzigen Lage. Nach Turner sind die 14 Punkte schon bei Aufstellung der Waffenstillstandsbedingungen für Wilson nur noch ein Mittel gewesen, um Deutschland zur Waffenstreckung zu bringen. Sobald dieses Ziel erreicht war, habe er sie fallen lassen.

Ein sehr großer Teil des amerikanischen Volkes hat sich bereits gegen Herrn Wilson gestellt und wünscht nicht gleichzeitig mit ihm diskreditiert zu sein. Ich träume nicht etwa von einer spontanen Hilfe Amerikas für Deutschland, ich rechne nur mit der nüchternen Erkenntnis des amerikanischen Volkes, daß es die Riesenschuld seines damaligen Präsidenten an Deutschland wieder gutzumachen hat. Denn die Atmosphäre eines Sieges währt nicht ewig, und später wird man sich nicht nur in Deutschland, sondern auch anderswo in großen politischen Fragen an die Unzuverlässigkeit des amerikanischen Präsidenten erinnern und sie als amerikanische Unzuverlässigkeit in Rechnung stellen. Das liegt aber nicht im Interesse des amerikanischen Volkes. Die Belastung einer Staatspolitik mit dem Makel der Unzuverlässigkeit ist nicht vorteilhaft. Bei der späteren Beurteilung der amerikanischen Politik wird vergessen werden, daß der weltfremde Herr Wilson von Lloyd George und Clemenceau eingefangen worden ist. Ich habe, besonders bei den Kieler Wochen, viele Amerikaner und Amerikanerinnen kennen gelernt, deren

politische Einsicht und Weitsicht eine derartig flagrante Vertrauensverletzung, wie sie Herr Wilson beging, in Rücksicht auf das politische Ansehen Amerikas unmöglich billigen kann. Von diesen staatsegoistischen, nicht von irgendwie sentimentalen Rücksichten aus erhoffe ich von jenseits des Ozeans Erleichterung für unser Vaterland.

Zu diesem Unrecht der fallengelassenen 14 Punkte kommt hinzu, daß Herr Wilson als erster die Forderung des Rücktritts an das deutsche Herrscherhaus stellte, indem er durchblicken ließ, dem deutschen Volke werde dann ein besserer Friede gewährt werden. Bevor die Regierung des Prinzen Max sich die Forderung meiner Thronentsagung zu eigen machte mit der nämlichen Begründung wie Herr Wilson, daß Deutschland in diesem Falle bessere Bedingungen erhalten würde – die Vermeidung des Bürgerkrieges kam erst als zweites Druckmittel –, wäre es ihre Pflicht gewesen, sich irgendwie reale Garantien von seiten des Herrn Wilson zu verschaffen. Jedenfalls haben die Behauptungen, die immer dringender und drängender wurden, meinen Entschluß, außer Landes zu gehen, mit zur Reife gebracht, weil ich glauben mußte, meinem Vaterlande damit einen großen Dienst zu erweisen. Ich stellte meine und meines Hauses wahrlich nicht geringen Interessen zurück und überwand mich, allerdings unter den schwersten inneren Kämpfen, dazu, dem Wunsche der maßgebenden deutschen Stellen zu entsprechen. Es hat sich herausgestellt, daß die deutsche Regierung keinerlei reale Garantien besaß. Für mich mußte bei den damals sich überstürzenden Ereignissen die eindeutige und bestimmte Meldung des Reichskanzlers maßgebend sein. Deshalb habe ich auf eine Nachprüfung verzichtet.

Jetzt ist es klar, weshalb die Entente durch Herrn Wilson meinen Rücktritt forderte. Sie war sich vollkommen klar darüber, daß mit meiner Depossedierung militärische und politische Haltlosigkeit in Deutschland eintreten mußte, die es ermöglichte, nicht bessere, sondern härtere Bedingungen bei Deutschland durchzudrücken. Die Revolu-

tion war damals noch nicht als Helferin der Entente aufgetreten. Mein Verbleiben auf dem Throne würde also schon nach Ansicht der Entente für Deutschland vorteilhafter gewesen sein, als meine Thronentsagung. Ich selbst stimme dieser Auffassung der Entente zu, nachdem sich herausgestellt hat, daß die Regierung Max von Baden keinerlei substanziierte Unterlagen für ihre Behauptung hatte, meine Abdankung würde meinem Vaterlande vorteilhaftere Bedingungen bringen. Ich gehe noch weiter und sage, daß die Entente es überhaupt nicht gewagt hätte, einem intakten Deutschen Kaiserreiche derartige Bedingungen anzubieten. Einem Kaiserreiche gegenüber, dem nicht gerade im Endkampf um seine Existenz mit Hilfe deutscher Utopisten das parlamentarische System aufgezwungen gewesen wäre, dessen Monarchie nicht die Kommandogewalt über Heer und Flotte entwunden gewesen wäre, hätte man das nicht gewagt. Also auch in der Forderung meiner Abdankung seitens des Herrn Wilson unter Vorspiegelung besserer Bedingungen für Deütschland liegt eine schwere Schuld des amerikanischen Expräsidenten. Jedenfalls bietet sich auch hierin ein Ansatzpunkt für den gewaltigen Hebel, der den Vertrag von Versailles aus seinen Siegeln und Verschlüssen herausheben muß. In Deutschland sollte man aber niemals Herrn Wilson mit dem amerikanischen Volke verwechseln. –

Wenn ich im folgenden meine politischen Grundsätze darlege, so geschieht das ausschließlich, um die Beweisführung der deutschen Nichtschuld am Weltkriege stützen zu helfen.

Von meinem Regierungsantritt an ist die Grundlage der deutschen Politik auf den Ausgleich der vorgefundenen Gegensätze eingestellt worden. Die Gesamtanlage meiner Politik war also eminent friedlich. In der inneren Politik zeigte die von mir angestrebte Arbeiterschutz-Gesetzgebung diese friedliche ausgleichende Linie gleich zu Beginn meiner Regierung. Auf dem gleichen Grundsatz basierte der Aus-

bau der sozialen Gesetzgebung, die Deutschland in der staatlichen Fürsorge an die Spitze der zivilisierten Völker führte.

Der grundlegende Gedanke ausgleichender Politik führte im Innern so weit, daß bei der Armeestärke weit hinter der Möglichkeit zurückgeblieben wurde, die die allgemeine Wehrpflicht und die Bevölkerungszahl dem Deutschen Reiche boten. Hier, wie beim Flottenbau, wurden die Abstriche des Reichstages von der Krone und den Regierungen hingenommen. Damals schon blieb die Wehrhaftigkeit Deutschlands der Entscheidung der Volksvertretung überlassen. Ein Staat, der den Krieg wollte und vorbereitete, hätte eine ganz andere Taktik eingeschlagen.

Je deutlicher die Einkreisungs- und Angriffspolitik der Entente wurde, um so mehr hätte aus Gründen der Abwehr der Schutz unseres Wohlstandes gestärkt werden müssen. Dieser natürliche und pflichtmäßige Gedanke des Selbstschutzes im Sinne der Verteidigung für den Fall eines feindlichen Angriffs ist nur in kümmerlichem Maße zur Auswirkung gekommen.

Deutschlands Friedfertigkeit hat es in der Tat nicht zuwege gebracht, diesen Schutz zu Lande und zu Wasser seinem finanziellen und völkischen Können und dem Risiko entsprechend auszubauen, das ein Krieg für unseren Wohlstand mit sich bringen mußte. Wir leiden also jetzt nicht unter den Folgen einer uns angedichteten Angriffstendenz, sondern gerade unter den Folgen einer kaum glaublichen Friedensliebe und Vertrauensseligkeit.

Die ganz anders gearteten politischen Grundsätze der Entente habe ich schon ausgeführt, ebenso unsere unausgesetzten Anstrengungen, mit den einzelnen Ententeländern in gute Beziehungen zu kommen.

Ich möchte aber auch die Kleinarbeit nicht ganz unter den Tisch fallen lassen, die von Deutschland im Rahmen der großen Politik, immer mit dem gleichen Ziel des Ausgleichs bestehender Gegensätze, geleistet worden ist. Die Kieler Woche hat Gäste aus aller Herren Länder zu uns geführt. Auf dem neutralen Gebiete des Sports

wurde der Ausgleich ebenso von uns gesucht, wie auf dem Gebiete der Wissenschaft durch den Professorenaustausch. Ausländischen Offizieren wurde bereitwilligst Einblick in unsere Heereseinrichtungen gewährt. Man mag das letztere rückblickend als Fehler bezeichnen, aber dies alles sind doch untrügliche Beweise unseres ehrlichen Willens, mit Allen in Frieden zu leben.

Deutschland hat außerdem keine einzige der Gelegenheiten benutzt, die sich ihm boten, um mit sicherer Aussicht auf Erfolg Krieg zu führen.

Ich habe schon beim russisch-japanischen Kriege die wohlwollende Neutralität Deutschlands Rußland gegenüber hervorgehoben.

Wir hätten, als England im Burenkrieg stark engagiert war, gegen England oder aber gegen Frankreich fechten können, das damals auf die englische Hilfe hätte verzichten müssen. Wir haben es nicht getan. Ebenso hätten wir während des russisch-japanischen Krieges nicht nur gegen Rußland, sondern auch gegen Frankreich kämpfen können. Wir haben es nicht getan.

Neben der schon erwähnten Marokkokrisis, bei der wir Kriegsgedanken ablehnten, haben wir in der diplomatischen Überwindung der bosnischen Krise unseren Friedenswillen kundgetan.

Wenn man zusammenfassend diese ganz klaren politischen Vorgänge überblickt und die Äußerungen von Entente-Staatsmännern, wie Poincaré, Clemenceau, Iswolski, Tardieu und anderen heranzieht, so fragt man sich erschüttert, wie ein Friedensvertrag auf der Schuld Deutschlands am Weltkriege aufgebaut und durchgeführt werden kann. Dieser Fehlspruch wird vor dem Richterstuhl der Weltgeschichte nicht standhalten. —

Ein Franzose, Louis Guetant, Lyoner Delegierter des Verbandes für die Menschenrechte, hat kürzlich folgendes ausgesprochen:

„Betrachten wir einmal die Dinge ohne Vorurteil, in voller Unabhängigkeit und Offenheit, ohne uns darum zu kümmern, in

welches Lager der Zufall unserer Geburt uns verschlagen hat. Da drängt sich uns zuerst folgende Erwägung auf: Der Krieg von 1914 ist eine Folge des Krieges von 1870. Denn seit jenem Zeitpunkte hat uns, mehr oder weniger verhüllt, der Gedanke an die Revanche nicht mehr verlassen.

Den Krieg von 1870 aber hat die französische Regierung angestrebt und erklärt. Das französische Kaisertum hatte ihn ja so nötig, um gegen die inneren Schwierigkeiten und seine immer zunehmende Unbeliebtheit in der Öffentlichkeit anzukämpfen. Gambetta selbst, der wilde Tribun der Opposition, ruft aus: »Wenn das Kaisertum uns das linke Rheinufer verschafft, söhne ich mich mit ihm aus!« Es handelt sich also um einen Eroberungskrieg. Was die eroberten Völkerschaften dazu sagen werden, davon ist nicht die Rede. »Wir werden ihren Willen unter den unseren beugen«, so will es das Recht des Siegers!

Und nun sollte plötzlich die Gelegenheit hierzu Frankreich entschlüpfen. Angesichts der durch seine Kandidatur hervorgerufenen politischen Schwierigkeiten und Kriegsgefahren erklärt Prinz Leopold sich bereit, zurückzutreten. Das ist schlimm! Ohne Vorwand kein Krieg!

Es erging Frankreich, wie dem Milchmädchen in der Fabel mit dem zerbrochenen Topf, nur daß es statt: »Fahr wohl, Kalb, Kuh, Schwein, Hühnervolk« nun hieß: »Fahr wohl, blutiger Gewinn, Ruhm, Sieg, linkes Rheinufer, ja sogar Belgien«, denn dieses lag ja auch am linken Rheinufer, nach dem Frankreich trachtete. Nein, das wäre zu hart, die Enttäuschung wäre zu groß gewesen, die Gelegenheit mußte wieder herbeigeführt werden. Die ganze chauvinistische Presse, die ganze großsprecherische Sippe bemühte sich darum, und bald war ein Ausweg gefunden. Gramont, der Minister des Äußern, beauftragte den Botschafter Benedetti, König Wilhelm in Ems, wo dieser zur Kur weilte, aufzusuchen und von ihm ein schriftliches Versprechen zu fordern, daß für den Fall, daß Prinz Leopold über seinen

Verzicht anderen Sinnes werden sollte, er, Wilhelm, als Familienoberhaupt dagegen Stellung nehmen werde.

Der Verzicht des Prinzen Leopold wurde Frankreich in untadelhaft rechtskräftiger Form angezeigt und von der spanischen Regierung offiziell angenommen. Ein Zweifel über seine Echtheit konnte nicht bestehen. Trotzdem hetzten die Pariser Zeitungen fast ausnahmslos zum Kriege. Wer, wie Robert Mitchell im »Constitutionell«, seiner Freude über die Friedensaussichten Ausdruck verlieh und sich für befriedigt erklärte, wurde auf der Gasse beschimpft. Gambetta rief ihm zu: »Sie sind befriedigt?! Welch niederträchtiger Ausdruck!« Man raubte die Nummern seiner Zeitung aus den Kiosken, man tauchte sie in den Fluß und warf sie ihm ins Gesicht! Emile de Girardin schrieb ihm: »Die Gelegenheit ist einzig, unverhofft, wenn das Reich sie versäumt, ist es verloren!« Damals begann die Vorbereitung zum Kriege von 1914!"

Auch solche Stimmen, die weder in Frankreich noch in England vereinzelt sind, müssen immer wieder als Belege dafür herangezogen werden, daß wir nicht die Schuld tragen. –

Gewiß sind unsere politischen und diplomatischen Operationen im Laufe der Jahrzehnte nicht fehlerlos angelegt und durchgeführt worden. Aber wo Fehler von uns gemacht wurden, gingen sie doch stets aus der übergroßen Sorge um die Erhaltung des Weltfriedens hervor. Solche Fehler sind keine Schuld.

Ich betrachte z. B., wie ich bereits ausführte, schon den Berliner Kongreß als einen Fehler, denn er verschlechterte unser Verhältnis zu Rußland. Der Kongreß war ein Sieg Disraeli's, ein anglo-österreichischer Sieg über Rußland, der die russische Wut gegen Deutschland lenkte. Aber was ist nachdem nicht alles geschehen, um Rußland auszusöhnen! Ich habe es teilweise aufgezählt. Und die Absicht, die Fürst Bismarck mit dem Berliner Kongreß verfolgte, war, wie ich nachgewiesen habe, lediglich die Verhinderung eines allgemeinen großen Krieges.

Auch der Kanzler v. Bethmann Hollweg, der von mir die strikte Ordre hatte, den Frieden, wenn irgend möglich, zu erhalten, hat 1914 Fehler gemacht, er war staatsmännisch der Weltkrise in keiner Weise gewachsen. Man kann aber nicht, weil die Gegner unsere Fehler ausnutzten, uns die Schuld am Kriege zuschieben. Den Krieg wollte Bethmann verhindern, wie wir alle. Das geht schon daraus hervor, daß er in seinem politischen Beharrungsvermögen bis zum 4. August mit England in dem Irrglauben weiter verhandelte, er könne England aus der Entente heraushalten.

Ich erinnere bei dieser Gelegenheit auch an den Irrtum, in dem sich der deutsche Botschafter in London Fürst Lichnowsky befand. Bald nachdem er Botschafter geworden war, sagte sich König Georg zum Essen in der deutschen Botschaft an. Dem Beispiel des Königs folgte automatisch die erste Gesellschaft Londons. Der Fürst und die Fürstin wurden sehr ausgezeichnet und gesellschaftlich glänzend behandelt. Daraus schloß der deutsche Botschafter, daß unser Verhältnis zu England sich gebessert hätte, bis Sir Edward Grey ihm kurz vor dem Kriege kühl erklärte, der Fürst dürfe aus gesellschaftlicher Bevorzugung und persönlich guter Behandlung keine politischen Schlüsse ziehen. In dieser Äußerung offenbart sich der Unterschied zwischen dem englischen und dem deutschen Empfinden. Der Deutsche nahm gesellschaftliches Entgegenkommen als den Ausdruck politischen Entgegenkommens, weil der Deutsche gewohnt ist, Abneigung und Zuneigung auch in den äußeren Umgangsformen zum Ausdruck zu bringen. Er macht aus seinem Herzen keine Mördergrube. Der Engländer trennt diese Dinge, er hat eher ein Vergnügen daran, wenn der andere Form und Inhalt verwechselt, bzw. die Form als den Ausdruck der Gesinnung und politischer Ansichten ansieht. Vom englischen Standpunkte aus war die erwähnte Äußerung Sir Edward Grey's eine große Offenheit.

Die viel erörterte, von mir schon gestreifte Nichterneuerung des Rückversicherungsvertrages mit Rußland ist nicht als so einschneidend

anzusehen, daß sie Krieg oder Frieden beeinflußt hätte. Der Rückversicherungsvertrag hätte meines Erachtens das Rußland Nikolaus' II. nicht abgehalten, den Weg zur Entente zu gehen, unter Alexander III. war er überflüssig. Die Ansicht des Fürsten Bismarck, der russische Botschafter, Graf Schuwaloff, hätte wohl mit ihm, nicht aber mit seinem Nachfolger den Rückversicherungsvertrag erneuert, ist natürlich die ehrliche, subjektive Auffassung des Fürsten. Sachlich hält sie den damaligen beiderseitigen Erwägungen nicht stand. Der Unterstaatssekretär des Fürsten, Graf Berchem, z. B. hat sich in einem Bericht an den Fürsten amtlich geäußert, daß der Vertrag nicht erneuert werden könnte; also auch nicht durch Schuwaloff. Ich war der Ansicht, daß nicht der alte, sondern nur ein neuer, anders gearteter Vertrag möglich war, zu dessen Abfassung nämlich Österreich hinzugezogen werden mußte, ähnlich dem alten Drei-Kaiser-Verhältnis. Aber, wie gesagt, Verträge mit Nikolaus II. wären mir nicht unbedingt haltbar erschienen, zumal nachdem sich auch die Stimmung in der sehr einflußreichen russischen Generalität gegen Deutschland gewendet hatte.

Von der klaren Erkenntnis, daß Deutschland ausschließlich durch die Erhaltung des Weltfriedens zu der notwendigen realen Weltstellung und Weltgeltung gelangen konnte, war unser Handeln bestimmt worden. Dies wurde noch durch persönliche Momente unterstützt. Ich habe nie kriegerischen Ehrgeiz besessen. Mein Vater hatte mir in meiner Jugend furchtbare Schilderungen der Schlachtfelder von 1870 und 71 gegeben, ich spürte keine Neigung, solches Elend in riesenhaft vergrößertem Maßstabe über das deutsche Volk und über die ganze zivilisierte Menschheit zu bringen. Der greise Feldmarschall Graf Moltke, den ich hoch verehrte, hatte die prophetische Warnung hinterlassen: Wehe dem, der die Brandfackel des Krieges in Europa wirft! Und ein politisches Vermächtnis des großen Kanzlers war es für mich, daß Fürst Bismarck gesagt hat, Deutschland dürfe niemals einen Präventivkrieg führen, Deutschland sei saturiert.

So ergaben politische Einsicht, persönliche Anlage, die Vermächtnisse der beiden großen Männer Bismarck und Moltke und der Wille des deutschen Volkes, friedlicher Arbeit nachzugehen und sich nicht in Abenteuer zu stürzen, den Kurs der deutschen Politik auf die Erhaltung des Weltfriedens. Das, was in übelwollenden Kreisen über das Bestehen einer deutschen Kriegspartei gesagt worden ist, ist eine bewußte oder unbewußte Unwahrheit. Es gibt in jedem Lande Elemente, die in schweren Lagen aus ehrlicher Überzeugung oder aus weniger hohen Motiven den Appell an das Schwert befürworten, aber niemals haben solche Kreise Einfluß auf den Gang der deutschen Politik gehabt. Die Anschuldigungen besonders, die gegen den Generalstab erhoben worden sind, als habe er zum Kriege getrieben, sind gänzlich haltlos. Der preußische Generalstab hat in harter, treuer Arbeit seinem Könige und dem Vaterlande gedient und Deutschlands Wehr in langer Friedensarbeit stark erhalten, wie es seine Pflicht war, aber der politische Einfluß, den er ausübte, war gleich Null. Das Interesse an der Politik war bekanntlich in der preußisch-deutschen Armee nie besonders groß. Zurückblickend könnte man sogar sagen, daß es besser für uns gewesen wäre, wenn man sich in den leitenden militärischen Kreisen etwas mehr mit der auswärtigen Politik beschäftigt hätte.

Wie nun bei dieser ganz klaren Lage der Frieden von Versailles auf der Schuld Deutschlands am Weltkriege aufgebaut werden konnte, müßte als ein unlösbares Rätsel erscheinen, wenn man nicht inzwischen die ungeheuerliche Wirkung eines neuartigen Kriegsmittels hätte erkennen können, nämlich der großangelegten, mit Kühnheit und Skrupellosigkeit durchgeführten politischen Propaganda Englands gegen Deutschland. Ich kann mich nicht dazu verstehen, diese Propaganda mit Schlagworten, wie „Gemeinheit" usw. abzutun, denn sie ist eine Leistung, die man trotz ihrer widerlichen Art nicht unbeachtet lassen darf und die uns mehr Schaden getan hat, als

die Waffe des Gegners. Uns Deutschen ist ein solches Instrument der Unaufrichtigkeit, der Verdrehung und Heuchelei nicht sympathisch; es liegt dem deutschen Volkscharakter nicht. Wir bestreben uns, auch unsere Gegner mit der Waffe der Wahrheit zu überzeugen. Aber der Krieg ist eine harte Kunst; es kommt darauf an, zu siegen. Es ist ja auch nicht sympathisch, mit schweren Geschützen auf zivilisierte Menschen, auf schöne, alte Städte zu schießen, und dennoch mußte es von beiden Seiten geschehen. Wir hätten übrigens während des Krieges eine Propaganda so großen Stils wie unsere Gegner schon deshalb nicht entfalten können, weil diese den Rücken frei hatten, während wir umlagert waren. Die meisten Deutschen haben auch nicht die Gabe, eine Propaganda auf die verschiedene Mentalität der verschiedenen Nationen, auf die sie wirken soll, zuzuschneiden. Aber wie die Engländer uns mit ihrer furchtbaren Waffe der Tanks überlegen waren, der wir gleichartiges nicht entgegen zu stellen hatten, so waren sie es auch mit der sehr wirksamen Propagandawaffe. Diese Waffe wirkt auch jetzt noch fort, und gegen sie müssen wir uns noch immer und immer wieder verteidigen. Denn es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß der Fehlspruch von Versailles nicht mit der Schuld Deutschlands am Weltkriege hätte begründet werden können, wenn nicht die Propaganda vorher ihre Schuldigkeit getan und – z. T. mit Unterstützung der deutschen Pazifisten – die Hirne von über 100 Millionen Menschen so auf die Schuld Deutschlands eingestellt hätte, daß der Fehlspruch von Versailles vielen begründet erschien.

Inzwischen ist es anders geworden. Die Schranken zwischen den Völkern sind gefallen, und allmählich erwacht unter diesen die Erkenntnis, wie ihre Gutgläubigkeit irre geleitet worden ist. Die Reaktion wird vernichtend für die Urheber des Versailler Friedens sein, aber sie wird Deutschland helfen. Es ist wohl selbstverständlich, daß von den eingeweihten Staatsmännern, Politikern, Publizisten der Entente nicht ein einziger von der Schuld Deutschlands am Welt-

kriege wirklich überzeugt ist. Sie alle kennen die wirklichen Zusammen-hänge. Und es haben sich gewiß noch niemals um ein einziges gemein-sames Geheimnis so viele Auguren angelächelt wie bei der Schuld-frage am Weltkriege. Man kann geradezu von einem Chor der Auguren sprechen. Das liegt mit daran, daß 28 Staaten gegen Deutschland im Kriege standen. Aber auch mit dem schlauesten Augurenlächeln wird am Ende nicht Weltgeschichte gemacht. Die Wahrheit wird ihre Bahn ziehen und damit wird Deutschland zu seinem Rechte kommen.

Die einzelnen Bestimmungen des Versailler Vertrages sind in sich gegenstandslos, weil sie weder von der Entente noch von Deutsch-land innegehalten werden können. Man kann ja schon seit Monaten beobachten, welche Schwierigkeiten nicht nur Deutschland, sondern auch den Siegern aus einem so überspannten Instrument erwachsen. In vielem ist der Vertrag schon durch die Entente selbst durchlöchert. Das hat einen sehr einfachen Grund. Es ist bei dem heutigen hochentwickelten Zustand der Welt, der auf einem freien, nur durch die Produktion selbst geregelten planmäßigen Austausch der mate-riellen und der geistigen Güter beruht, ganz unmöglich, daß sich irgendwo drei Männer hinsetzen – und mögen sie noch so hervor-ragend sein – und nun einer Welt paragraphierte Gesetze vor-schreiben. Das aber besorgt der Versailler Vertrag nicht nur für Deutschland, sondern indirekt auch für die Entente und für Amerika; denn alle wirtschaftlichen Fragen sind nur beiderseitig, nicht einseitig zu lösen. Das Leben der Völker regelt sich stets und ganz beson-ders in unserem Zeitalter nicht nach Paragraphen, sondern einzig und allein nach den Bedürfnissen der Völker. Es kann durch Über-spannung machtmäßiger Entscheidungen wohl vorübergehend den Völkerbedürfnissen Gewalt angetan werden; dann leiden aber beide Teile darunter. In diesem Stadium befindet sich die Welt augen-blicklich. Solche Zustände können nicht von Dauer sein. Weder Geschütze, noch Tanks, noch Flugzeuggeschwader können sie verewigen.

Der Abbau ist deshalb im Beginnen; denn wenn der Friede von Versailles ein so einsichtiges, weltbeglückendes, tadelloses Instrument wäre, dann brauchte man sich nicht fortwährend zu neuen Konferenzen, Aussprachen, Zusammenkünften über dieses „wunderbare" Instrument zusammenzufinden. Die Notwendigkeit immer neuer Interpretationen liegt eben darin, daß die Bedürfnisse des Lebens hochkultivierter und zivilisierter Nationen bei der Redaktion des Friedens außer Acht gelassen wurden.

Man soll indessen nicht pharisäisch sein: bis zu einem gewissen Grade ist nach einem Weltringen um Leben und Tod die Überspannung der Bedingungen durch den obsiegenden Teil eine natürliche Folge des befreienden Gefühls, der Todesgefahr entronnen zu sein. Ich weiß trotzdem, daß Deutschland im Falle eines für uns glücklichen Kriegsausganges ganz andere, d. h. billige und erträgliche Bedingungen gestellt hätte. Die Friedensschlüsse von Brest und Bukarest — übrigens gar nicht mit dem von Versailles vergleichbar — können nicht gegen uns herangezogen werden. Sie wurden mitten im Kriege abgeschlossen und mußten uns Bedingungen einräumen, die uns bis zum Schlusse des Krieges sicherten. In einem allgemeinen Frieden hätte der Ostfriede ganz anders ausgesehen. Er wäre bei einem für uns glücklich beendeten Kriege von uns selbst revidiert worden. Damals, als er geschlossen wurde, war es notwendig, die militärischen Erfordernisse voranzustellen.

Aber die Aufklärung über den Fehlspruch von Versailles ist auf dem Marsche, und die Bedürfnisse des heutigen Völkerlebens werden für die Sieger und für die Unterlegenen ihre gebieterische Sprache sprechen.

Den Jahren schwerster Prüfung wird die Befreiung von einem Joch folgen, das einem großen, starken, ehrlichen Volke zu Unrecht aufgezwungen worden ist. Dann wird wieder jeder froh und stolz sein, daß er ein Deutscher ist.

Der Umsturz und Deutschlands Zukunft



Was unsere Feinde über mich sagen, ist mir gleichgültig. Ich erkenne sie als Richter über mich nicht an. Wenn ich sehe, wie dieselben Leute, die mir früher in übertriebenem Maße Weihrauch gestreut haben, mich heute mit Schmutz bewerfen, so kann ich höchstens ein Gefühl des Mitleids empfinden. Was ich aus der Heimat Bitteres über mich höre, enttäuscht mich. Gott ist mein Zeuge, daß ich immer das Beste für mein Land und mein Volk gewollt habe, und ich glaubte, daß jeder Deutsche das erkannt und gewürdigt hätte. Ich habe mich stets bestrebt, mein politisches Handeln, alles, was ich als Herrscher und als Mensch tat, in Übereinstimmung mit den Geboten Gottes zu halten. Manches ist anders gekommen, als ich wollte — mein Gewissen ist rein. Das Wohl meines Volkes und meines Reiches war das Ziel meines Handelns.

Mein persönliches Schicksal trage ich mit Ergebenheit, denn der Herr weiß, was Er tut und was Er will. Er weiß, weshalb Er mich diese Prüfung durchmachen läßt. Ich werde alles geduldig tragen und abwarten, was Gott weiter mit mir vorhat. Mich schmerzt nur das Schicksal meines Landes und meines Volkes. Mich schmerzt die harte Leidenszeit meiner deutschen Landeskinder, die ich — gezwungen, im Auslande zu leben — nicht mit ihnen tragen kann. Das ist der Schwertstreich durch meine Seele, das ist bitter für mich. Auch hier in der Einsamkeit fühle und denke ich nur für das deutsche Volk, wie ich durch Aufklärung und Rat bessern und helfen könnte. Auch herbe Kritik vermag niemals meine Liebe zu Land und Volk zu be-

einträchtigen. Ich bleibe den Deutschen treu, ganz gleichgültig, wie sich der Einzelne jetzt zu mir stellt. Denen, die im Unglück zu mir stehen, wie einst im Glück, bin ich dankbar. Sie helfen mich aufrichten; sie lindern das an mir zehrende Heimweh nach meiner geliebten deutschen Heimat. Die, die sich aus ehrlicher Überzeugung gegen mich stellen, kann ich achten. Die andern mögen sehen, wie sie vor Gott, ihrem Gewissen und der Geschichte bestehen. Ihnen wird es nicht gelingen, mich von den Deutschen zu scheiden. Ich kann Land und Volk immer nur als Ganzes sehen. Wie ich am 4. August 1914 bei der Reichstagseröffnung im Kaiserschloß zu Berlin sagte: „Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur noch Deutsche", so ist es geblieben.

Der Kaiserin hat der Umsturz das Herz gebrochen. Sie alterte vom November 1918 an zusehends und konnte den körperlichen Leiden nicht mehr die frühere Widerstandskraft entgegenstellen. So begann bald ihr Siechtum. Am schwersten trug sie das Heimweh nach der deutschen Erde, nach dem deutschen Volke. Trotzdem suchte sie noch mich zu trösten. –

Der Umsturz hat ungeheure Werte vernichtet. Er wurde in dem Augenblick durchgeführt, als der Daseinskampf des deutschen Volkes abgeschlossen werden sollte und alle Kräfte sich zum Wiederaufbau zusammenschließen mußten. Er war ein Verbrechen am Volke. Ich weiß sehr wohl, daß viele, die zur sozialdemokratischen Fahne standen, die Revolution nicht wollten. Auch einzelne sozialdemokratische Führer wollten sie zu diesem Zeitpunkte nicht; mancher von ihnen war bereit, mit mir zu arbeiten. Aber diese Sozialdemokraten haben es nicht verstanden, die Revolution zu verhindern; darin liegt ihre Mitschuld an den heutigen Verhältnissen. Dies um so mehr, als die Sozialistenführer den revolutionären Massen näher standen als die Vertreter des monarchischen Staates, also mehr Einfluß ausüben konnten. Aber die Führer hatten schon in der Vorkriegszeit den revolutionären Gedanken in die Massen getragen und gepflegt, und die Sozialdemokratie war seit jeher ein offener Feind der früheren, der monarchischen Staats-

form und strebte programmäßig nach deren Beseitigung. Sie hat Wind gesät und Sturm geerntet. Zeitpunkt und Art des Umsturzes ist auch manchen Führern nicht recht gewesen. Aber gerade sie haben in der entscheidenden Stunde die Führung den zügellosesten Elementen überlassen und haben ihren Einfluß zur Erhaltung des Staates nicht aufgeboten. Die Regierung des Prinzen Max mußte die alte Staatsform schützen. Sie hat ihre heilige Pflicht nicht erfüllt, weil sie sich in Abhängigkeit von den sozialistischen Führern begeben hatte, die bereits ihren Einfluß auf die Massen an die radikalen Elemente verloren hatten. Die Hauptschuld fällt also auf die Führung. Deshalb wird die Geschichte nicht die deutsche Arbeiterschaft mit dem Fluch des Umsturzes belasten, sondern deren Führer, soweit sie die Revolution gemacht oder nicht verhindert haben, und die Regierung des Prinzen Max von Baden. Die deutsche Arbeiterschaft hat sich unter mir im Felde glänzend geschlagen und auch zu Hause jahrelang für Munition und Kriegsgerät gesorgt. Das darf nicht vergessen werden. Später erst bröckelten Teile von ihr ab. Das war aber Schuld der Agitatoren und Umstürzler, nicht des anständigen, patriotischen Teiles der Arbeiterschaft. Die gewissenlosen Hetzer sind die wahrhaft Schuldigen an dem völligen Zusammenbruche Deutschlands. Das wird eines Tages auch von der Arbeiterschaft erkannt werden.

Die Gegenwart Deutschlands ist schwer. An der Zukunft des gesunden, starken Volkes zweifle ich nicht. Ein Volk, das einen so unerhörten Aufstieg genommen hat, wie das deutsche von 1871 bis 1914, eine Nation, die sich gegen 28 Staaten im Verteidigungskriege über vier Jahre erfolgreich behauptet hat, ist nicht vom Globus zu streichen. Die Weltwirtschaft kann uns nicht entbehren.

Um aber die Stellung in der Welt wieder zu erlangen, die Deutschland zukommt, darf man nicht auf Hilfe von außen warten oder rechnen. Sie kommt doch nicht. Höchstens wäre ein Helotentum erreichbar. Auch die Hilfe, die die deutsche Sozialdemokratie von

der internationalen erhoffte, ist ausgeblieben. Der internationale Programmteil der sozialistischen Lehre hat sich als ein furchtbarer Irrtum herausgestellt. Die Arbeiter der Entente sind gegen das deutsche Volk ins Feld gezogen, um es zu vernichten. Von internationaler Solidarität der Massen war nirgends eine Spur. Dieser Irrtum ist auch einer der Gründe des für Deutschland schlechten Kriegsausganges. Die englische und französische Arbeiterschaft war von ihren Führern richtig, d. h. national orientiert, die deutsche falsch, nämlich international.

Das deutsche Volk darf sich auf keinen anderen, sondern nur auf sich selbst verlassen. Wenn selbstbewußtes nationales Empfinden in alle Schichten unseres Volkes wiederkehrt, dann wird der Aufstieg beginnen. Alle Klassen der Bevölkerung müssen im nationalen Empfinden einig sein, wenn ihre Wege sich auch auf anderen Gebieten des staatlichen Lebens trennen mögen. Das ist die Stärke Englands, Frankreichs, ja der Polen. Dann wird auch das Gefühl der Zusammengehörigkeit aller Volksgenossen, das Bewußtsein der Würde unserer edlen Nation, der Stolz, ein Deutscher zu sein, und jene echt deutsche Ethik wiederkehren, die eine der geheimen Kräfte war, die Deutschland so groß gemacht haben. Deutschland wird wieder wie vor dem Kriege in der Gesellschaft der Kulturvölker die Rolle des Staates der größten Arbeitsleistung spielen. Es wird wieder in friedlichem Wettbewerb auf den Gebieten der Technik, der Wissenschaft und der Kunst siegreich vorangehen und nicht nur sich selbst, sondern allen Nationen der Erde das Beste bieten. Ich glaube an die Beseitigung des Fehlspruchs von Versailles durch die Einsicht der vernünftigen Elemente des Auslandes und durch Deutschland selbst. Ich glaube an das deutsche Volk und an die Fortsetzung seiner friedlichen Mission auf der Welt, die durch einen furchtbaren Krieg unterbrochen wurde, den Deutschland nicht gewollt, also auch nicht verschuldet hat.

Ende.

Anmerkungen und Register

Bei den Seitenangaben hebt ein Sternchen (*) die wichtigen Stellen hervor

Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig

Im Verlag von K. F. Koehler in Leipzig
sind erschienen:

Erinnerungswerke aus der Zeit des Weltkrieges

Großadmiral v. Tirpitz
Erinnerungen

Generalfeldmarschall Prinz Leopold v. Bayern
Ein Lebensbild von Prof. Dr. Wolbe

Generaloberst Frhr. v. Hausen
Erinnerungen an den Marnefeldzug 1914

General d. Artl. u. Kriegsminister v. Stein
Erlebnisse und Betrachtungen aus der Zeit des Weltkrieges

General d. Inf. v. François
Gorlice 1915 · Der Karpathendurchbruch und die
Befreiung Galiziens

General d. Kav. v. Hoeppner
Deutschlands Krieg in der Luft

Admiral v. Reuter · Scapa Flow
Das Grab der deutschen Flotte

General Graf v. d. Goltz
Meine Sendung in Finnland und im Baltikum

General Maercker
Vom Kaiserheer zur Reichswehr

General v. Lettow-Vorbeck
Meine Erinnerungen aus Ostafrika

General v. Lettow-Vorbeck
Heia Safari! Ein Volks- und Jugendbuch

General v. Wrisberg
Erinnerungen a. d. Kgl. Preuß. Kriegsministerium 1914/1918
I. Der Weg zur Revolution. II. Heer und Heimat
III. Wehr und Waffen

Freg.-Kpt. Georg v. Hase
Die zwei weißen Völker · Kiel und Skagerrak

Korv.-Kpt. Graf v. Luckner
Seeteufel · Abenteuer aus meinem Leben

Im Verlag von K. F. Koehler in Leipzig

veröffentlichte

Kaiser Wilhelm II.

Vergleichende Geschichtstabellen von 1878 bis zum Kriegsausbruch 1914

*

Dieses streng objektive Tabellenwerk, dem der Kaiser kein Wort der Erläuterung hinzuzufügen brauchte, gibt einen erschütternden Beweis für Deutschlands Schuldlosigkeit am Ausbruch des Krieges. Unter der Wucht der Tatsachen werden diese Aufzeichnungen, die der Kaiser zunächst nur für sich selbst niederschrieb, zur Anklageschrift gegen die wahrhaft Schuldigen, die das deutsche Volk auf Grund der niederträchtigsten Lüge der Weltgeschichte in die Sklavenfesseln von Versailles gezwungen haben. Die Geschichtstabellen sind auch in einer

Volksausgabe

erschienen, die es allen Kreisen des deutschen Volkes ermöglicht, sich diese wertvolle wissenschaftliche Arbeit zu beschaffen. Die Tabellen bilden die Grundlage der Erinnerungen, sie gehören in die Bücherei jedes deutschen Hauses, wo sie nicht nur als wichtiges Dokument den kommenden Geschlechtern überliefert, sondern auch als Nachschlagewerk und zum eigenen Studium benutzt werden sollen.





